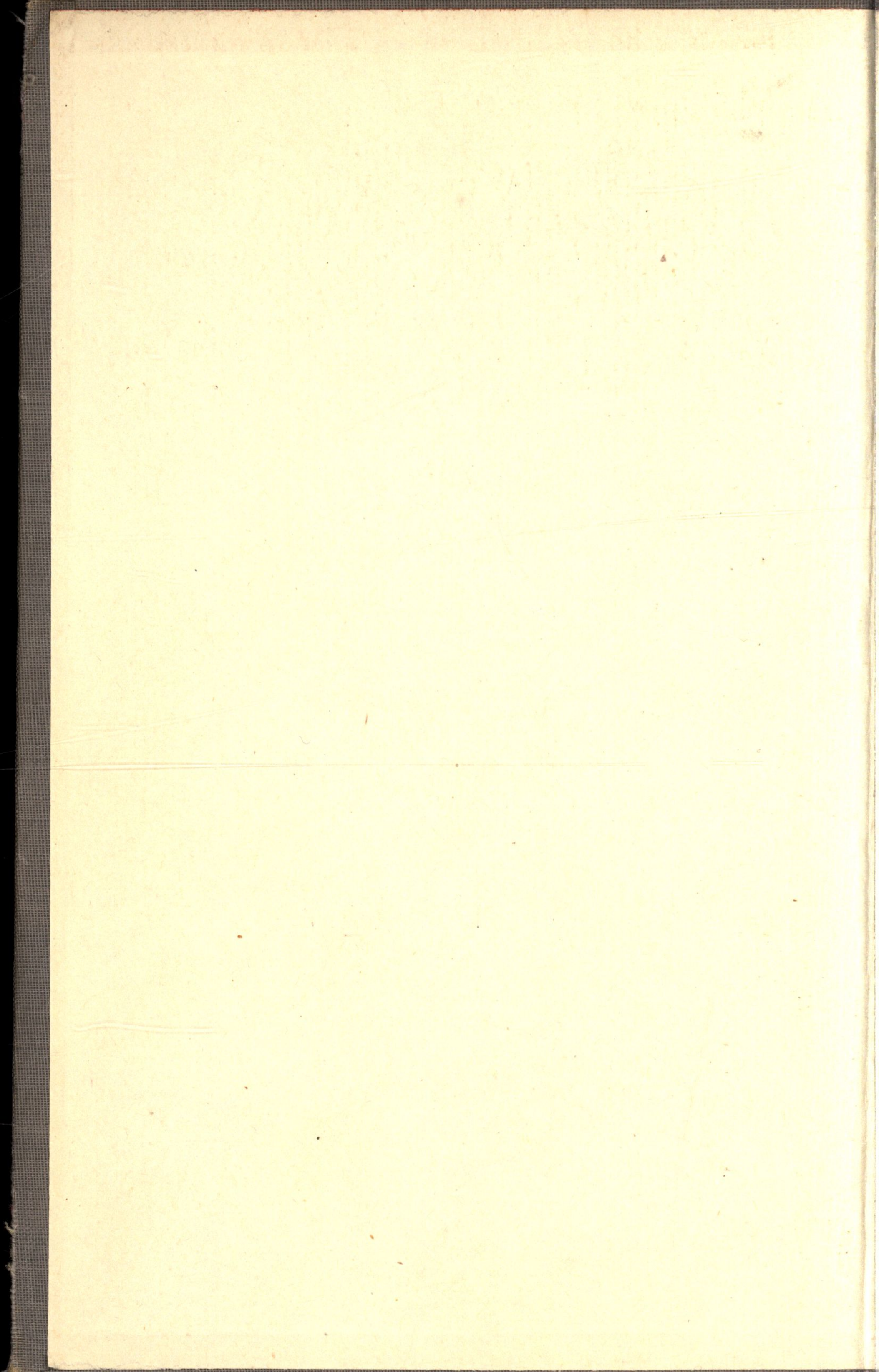
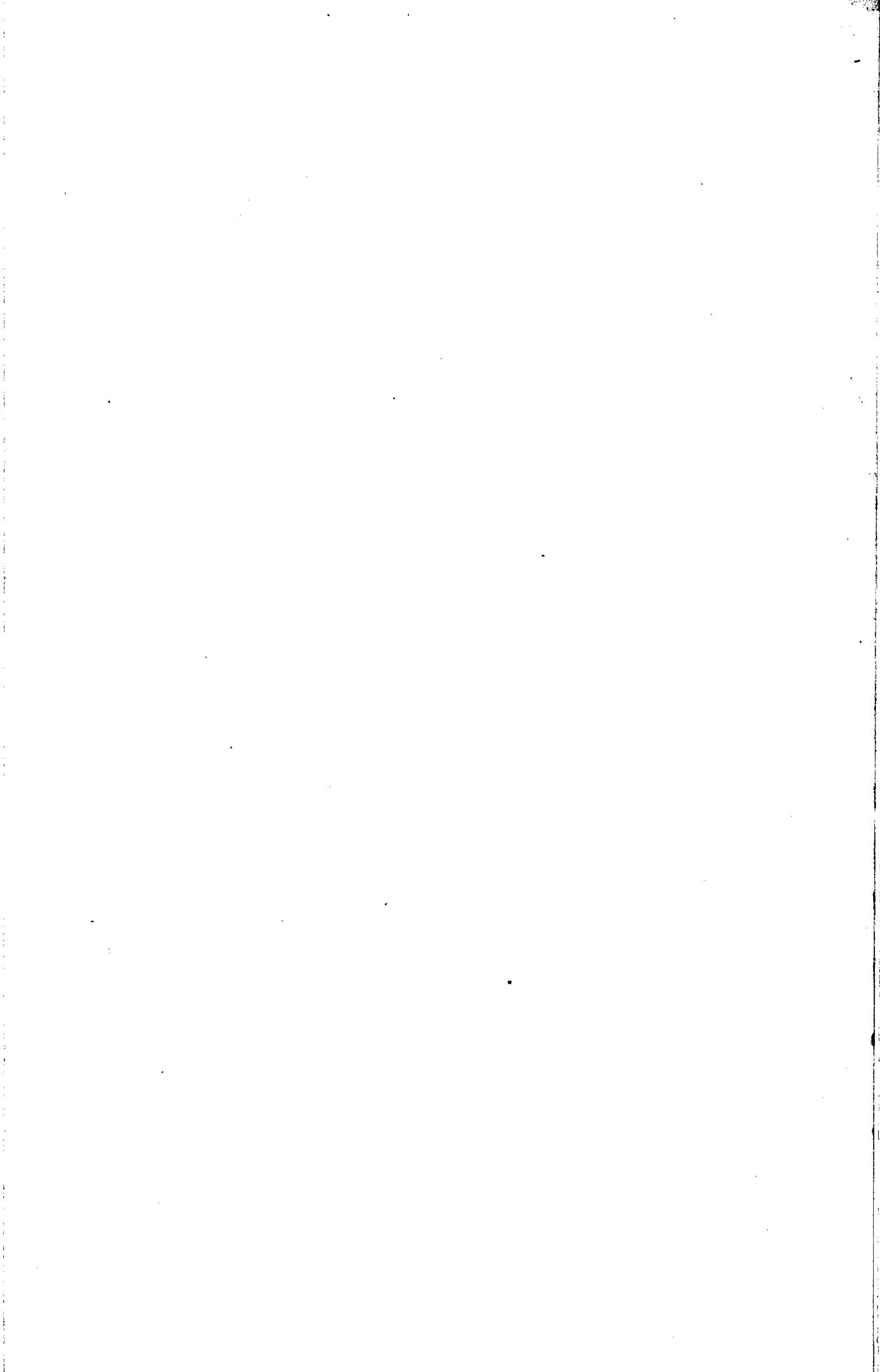
VOR DEM ZIEL STEHT ENGLAND

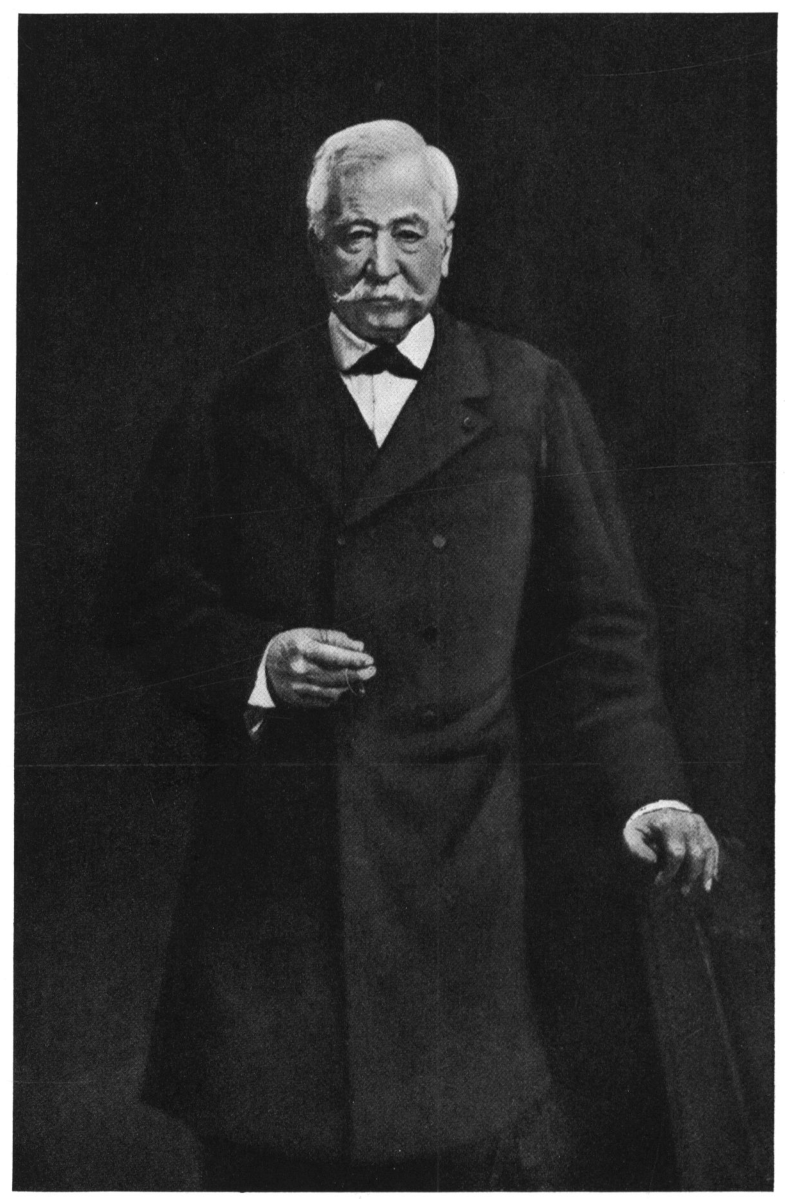




HANS HUMMEL

VOR DEM ZIEL STEHT ENGLAND

Ferdinand de Lesseps



Nach einem Gemälde von Bonnat

FERDINAND DE LESSEPS

HANS HUMMEL

VOR DEM ZIEL STEHT ENGLAND

Ferdinand de Lesseps

1939

VORWERK VERLAG · BERLIN

Einband und Umschlag von Else Drießen
Die Karte zeichnete G. Gebhardt

Druck der Offizin Poeschel & Trepte, Leipzig

Lieber Leser,

eine neue Biographie ist in diesen Jahren bekanntlich keineswegs etwas Erstaunliches. Und dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, sich aus der Reihe der vielen biographischen Neuerscheinungen herauszuheben. Es gibt jedoch mehrere Arten von Biographien: einmal solche, die Unterhaltungsstoff sind und ein mehr oder weniger spannendes Schicksal mehr oder weniger dichterisch unter Zuhilfenahme einer regen Phantasie, wo die Quellen fehlen, ausschmücken; zum anderen solche, die sich ausschließlich auf Spezialquellen stützen und nun ein rein biographisches Bild des erwählten Helden mit allen Einzelheiten geben, ohne ihn in die Zeit zu stellen, in die er gehört, ohne den Leser durch diese Biographie in eine bestimmte Zeit und ein bestimmtes Land einzuführen; und zum dritten solche, die sich ebenfalls jeder phantastischen Zugabe enthalten, die aber nicht ausschließlich um ihrer selbst willen geschrieben werden, sondern deren Verfasser eine Biographie nur dann für berechtigt erachten, wenn der Beschriebene eine typische Gestalt seiner Zeit ist, wenn sich aus seinem Schicksal Ziel und Wesen einer Zeit und eines Landes bestimmen lassen. Ferdinand de Lesseps, allgemein nur bekannt als Erbauer des Suezkanals und Nichterbauer des Panamakanals, verdient die Beachtung aller Vertreter der dritten Methode. Sein Schicksal



Lieber Leser,

eine neue Biographie ist in diesen Jahren bekanntlich keineswegs etwas Erstaunliches. Und dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, sich aus der Reihe der vielen biographischen Neuerscheinungen herauszuheben. Es gibt jedoch mehrere Arten von Biographien: einmal solche, die Unterhaltungsstoff sind und ein mehr oder weniger spannendes Schicksal mehr oder weniger dichterisch unter Zuhilfenahme einer regen Phantasie, wo die Quellen fehlen, ausschmücken; zum anderen solche, die sich ausschließlich auf Spezialquellen stützen und nun ein rein biographisches Bild des erwählten Helden mit allen Einzelheiten geben, ohne ihn in die Zeit zu stellen, in die er gehört, ohne den Leser durch diese Biographie in eine bestimmte Zeit und ein bestimmtes Land einzuführen; und zum dritten solche, die sich ebenfalls jeder phantastischen Zugabe enthalten, die aber nicht ausschließlich um ihrer selbst willen geschrieben werden, sondern deren Verfasser eine Biographie nur dann für berechtigt erachten, wenn der Beschriebene eine typische Gestalt seiner Zeit ist, wenn sich aus seinem Schicksal Ziel und Wesen einer Zeit und eines Landes bestimmen lassen. Ferdinand de Lesseps, allgemein nur bekannt als Erbauer des Suezkanals und Nichterbauer des Panamakanals, verdient die Beachtung aller Vertreter der dritten Methode. Sein Schicksal ist so eng mit dem Geschehen seiner Zeit und den Zielen seines

Vaterlandes verbunden, daß sich an seinem Leben gleichsam das Leben Frankreichs im 19. Jahrhundert ablesen läßt. Für eine deutsche Leserschaft den Menschen Lesseps nur um seines eigenen Lebens willen darstellen zu wollen, wäre sinnlose Zeitverschwendung – wir besitzen in den Schicksalen von Menschen unseres eigenen Volkes Stoffe genug, die noch der Entdeckung harren. Das Frankreich des 19. Jahrhunderts aber gibt die Grundlagen heutiger französischer Politik und Mentalität; und am Bau dieser Fundamente haben Männer wie Lesseps entscheidend mitgewirkt. Nur deshalb, um dem Deutschen ein Bild dieser für uns selbst und unser Verhältnis zu Frankreich so lehrreichen Zeit zu geben, ist diese Biographie geschrieben worden; und nicht etwa deshalb, weil die große Weltpolitik heute die Weltkanäle von Suez und Panama zu Sturmzentren gemacht hat und dadurch vielleicht der Gestalt des Ferdinand de Lesseps zu einer billigen Aktualität verhilft.

Wusterhausen/Dosse, im Februar 1939. *Hans Hummel.*

ERSTES BUCH

DIPLOMAT OHNE HALTUNG

EINE EHRENHAFTE FAMILIE

Das 18. Jahrhundert hatte für Frankreich keine ruhmvollen Jahre zu vergeben. Die glanzvollen Zeiten des Kardinal Richelieu und der anderen großen Franzosen des Sonnenkönigs waren längst vorüber, die Große Revolution hatte die Tempel der französischen Macht in Schutt und Asche gelegt und ein System liquidiert, das sich in kümmerlichen Epigonen zu erhalten gesucht hatte.

Aus der Revolution der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sollte die freie französische Republik zu neuem und eigenartigem Leben gebracht werden. Erste Ideale der Aufklärung, Widerstand gegen Ausnutzung der Arbeitskraft, frische Erinnerung an die Befreiung der amerikanischen Neuenglandstaaten und nicht zuletzt die jahrhundertealte Gleichheitspredigt der christlichen Lehrer hatten sich zu jenem Hexentanz der Revolution verbunden, der die natürliche Reaktion auf zwei Jahrhunderte Despotismus und die schüchterne Hoffnung auf eine bessere Zukunft darstellte. Die Hoffnung ging in Blut unter.

Und doch begann mit dem neuen Jahrhundert für Frankreich das neue Leben. Wieder blähten sich die Segel französischen Ruhmes. Nicht dadurch, daß demokratisch gewählte Männer mit nüchternem Verstand am Ruder des jungen Schiffes saßen, sondern daß die herrische Hand und das heiße Herz Napoleon Bonapartes die Macht an sich riß, wie ein Phönix aufsteigend aus dem Schutt des alten Frankreich. Nicht die von vielen gelenkte, nüchtern regierte Republik Frankreich sah das

junge Jahrhundert, sondern den Glanz, die Kraft und den Mut des einen kaiserlichen Willens, des ersten französischen Kaisers.

Das oranische Erbe unerbittlicher Feindschaft gegen Frankreich war in England damals noch in Kraft. Napoleon hatte mit seinem Zuge nach Ägypten, der durch die Niederlage von Aboukir scheiterte, den ersten Versuch unternommen, die Perle Indien aus der Krone Englands zu brechen. Seine Truppen waren in Ägypten geblieben, da Napoleon den Versuch so bald wie möglich zu wiederholen gedachte. Denn nichts stand für ihn unumstößlicher fest, als daß der Weg zur wahren Weltherrschaft nur über die Niederlage Englands ging. Pitt der Ältere hatte im Siebenjährigen Krieg die Auseinandersetzung mit Frankreich nach Übersee getragen, Clive in Indien und Wolfe in Nordamerika waren die Bannerträger der ersten großen Weltpolitik gewesen, aber sie fanden in Dupleix und Montcalm ebenbürtige französische Gegner, die sich nur beugten, als die französische Heimat sie im Stiche ließ. Napoleon hatte aus ihren Niederlagen gelernt, daß England zwar nur zur See besiegt werden kann, daß aber ein kontinentaler Staat wie Frankreich alle Chancen ausnützen muß, um den Angriff so weit als möglich zu Lande vorzutragen. Deshalb der Versuch, zu Lande nach Indien vorzustoßen, deshalb der wenig seemännische Plan, die Seemacht England durch Truppenverschiffungen über den Kanal auf die Knie zu zwingen.

Als Napoleon 1803 auf der Rückgabe der Insel Malta bestand, die England als Faustpfand gegen neuerliche ägyptische Feldzüge Napoleons besetzt hatte, entbrannte der Krieg gegen das Inselreich, der andauerte, bis der französische Kaiser auf einer britischen Fregatte die Fahrt nach St. Helena antrat. Alle Staaten Europas eroberte Napoleon in diesen Jahren oder hätte sie

erobern können, nur England blieb ihm verschlossen, der große Widersacher, der schließlich sein Schicksal besiegelte. Im Sommer 1805 scheiterten die Landungsversuche in England an der Überlegenheit der englischen Schlachtflotte, und im Herbst, am 21. Oktober 1805, mußte Napoleon seine Hoffnungen, jemals über England zu triumphieren, bei Trafalgar gegen Nelson zu Grabe tragen. Die indischen Angriffspläne wurden eingestampft, die Truppen aus Ägypten zurückgezogen und der Krieg gegen England auf das Festland übertragen. Österreich und die anderen deutschen Staaten, Italien, Spanien und schließlich auch Rußland gingen in Trümmer, Napoleon war der Herr Europas. England blieb der einzige Gegner, der auch durch die Kontinentalsperre nicht ernsthaft getroffen werden konnte.

In diese Zeit schärfsten, lauernden Kampfes zwischen Frankreich und England wurde Ferdinand de Lesseps hineingeboren. Einen Monat nach Trafalgar, am 19. November 1805, schenkte ihm seine Mutter in Versailles das Leben, als ob ihm sein Schicksal schon in die Wiege gelegt werden sollte.
Sein Vater, Mathieu de Lesseps, war damals, dreißigjährig, Geschäftsträger und Generalkommissar in Ägypten, wohin er 1804 von Napoleon geschickt worden war. Frankreich brauchte in Ägypten einen besonders fähigen Mann, denn es galt, den Rückzug der Truppen diplomatisch zu decken und das politische Übergewicht Frankreichs auch nach Beendigung der Besetzung zu erhalten. Mathieus Aufgabe war also recht heikel, da er weder die Pforte brüskieren, noch die ohnehin schon franzosenfeindlichen ägyptischen Volksmassen verärgern durfte, nun aber doch einen Nachfolger der französischen Herrschaft wählen mußte, der weder der einen, noch der anderen Seite

entstammte. Unruhen unzufriedener Volks- und Heeresteile waren das tägliche Brot des französischen Vertreters. Bald bewegte sich Mathieu mit größter Gewandtheit in diesem Milieu und erreichte, daß die Regierungsgewalt an Mehemet Ali überging. Mehemet Ali war ein Truppenführer aus Kavalla in Thrakien, albanischer Herkunft, ehrgeizig und ohne enge Beziehungen zu ägyptischen Familienklüngeln – der geeignete Mann für Frankreich, den es nun gegen die Pforte großzumachen galt. Die Einsetzung der Khedivendynastie in Ägypten, die mit Mehemet Ali ruhmvoll begann, ist zweifellos das Werk des Mathieu de Lesseps, dem Mehemet sein Leben lang das Andenken bewahrte. Ferdinand de Lesseps hat oft aus der alten Anhänglichkeit Mehemets an die Familie Lesseps Gewinn gezogen. Mehemet Ali erzählte später bei seinem Feldzug in Syrien in Anwesenheit von Ferdinand de Lesseps: „Sehen Sie diesen jungen Mann da: sein Vater war eine bedeutende Persönlichkeit, als ich noch eine recht kleine war. Eines Tages hatte er mich zum Essen eingeladen; am nächsten Morgen hörte ich, daß bei ihm ein silbernes Tafelbesteck gestohlen worden war, und da ich der einzige war, der dieses Diebstahls verdächtigt werden konnte, wagte ich nicht mehr, in das Haus des französischen Geschäftsträgers zu gehen, der mich schließlich holen lassen und beruhigen mußte."

Mathieu hatte schon ein unruhiges Leben hinter sich gehabt. Er war 1774 als zweiter Sohn des französischen Diplomaten Martin de Lesseps in Hamburg geboren worden. Kurz darauf wurde sein Vater als Konsul nach St. Petersburg versetzt, wo Mathieu seine ersten vierzehn Lebensjahre verbrachte. Von 1788 bis 1791 vervollständigte er seine Ausbildung und vervollkommnete seine russischen, deutschen, spanischen und arabischen Sprachkenntnisse. Dann wurde er mit der Gesandt-

schaft des General Durocher nach Marokko geschickt und hat dort als Zwanzigjähriger auf Wunsch des Direktoriums von 1794 bis 1797 nach der Rückberufung des Generals die französischen Interessen vertreten. Nach einer kurzen Tätigkeit als Konsulatsbeamter in Tripolis ging er als Generalkonsul bis 1800 nach Marokko zurück, um schließlich von Napoleon während des Konsulats nach Cadiz als französischer Handelsvertreter geschickt zu werden.

Bei einer seiner Dienstreisen, jetzt als Geschäftsträger des Generalkommissariats für diesen wichtigen Hafen, lernte er in Malaga Catherine de Grivegnée, die Tochter eines Kaufmanns, kennen und verliebte sich in sie. Sie sagte ihm zu, seine Frau zu werden. Selbst nüchterne Diplomaten Frankreichs pflegen die Künste ihres Volkes nicht zu vergessen, und so sind eine Reihe graziöser Liebesbriefe von Mathieu erhalten, die er in der Verlobungszeit seiner Braut schrieb:

„In der Stadt, auf dem Land, zu Haus und überall / umschmeichelt mich Dein süßes Bild. / Mit dem letzten Gedanken erst vergeht es, / wenn ich mich schlafen lege, / und mein Herz ist schneller bei Dir, / als der Tag meine Lider hebt."

Mathieu heiratete 1801 Catherine de Grivegnée. Der Vater Mathieus, Martin de Lesseps, der an der Hochzeit wegen seines Alters nicht teilnehmen konnte, schrieb an Mathieus älteren Bruder Barthélemy: „Die Bedingungen des Heiratsvertrages sind sehr anständig. Sie hat mir einen sehr lieben Brief geschrieben." Die Grivegnées waren eine niederländische Familie aus der Lütticher Gegend. Henri de Grivegnée, der Vater Catherines, war nach Malaga ausgewandert und hatte dort Donna Antonia de Gallegos geheiratet. Catherines ältere Schwester, Françoise, heiratete einen Baron Kirkpatrick und hatte zwei Töchter, Mariquita und Henriette, später angesehene Da-

men der Malagaer Gesellschaft, von denen Mathieu bei einem Besuch schwärmte. Jene Mariquita de Grivegnée heiratete als Contessa de Montijo den Grafen Teba und hatte wiederum zwei Töchter, Eugénie, die spätere Kaiserin von Frankreich, und die Herzogin von Alba, beide also Großnichten Mathieus und Nichten Ferdinands.

Solche Verwandtschaften der Lesseps kamen nicht von ungefähr. Sie waren ein altes, im 14. Jahrhundert erstmal erwähntes Geschlecht, das fast ausnahmslos bis in die spätesten Generationen in und bei Bayonne ansässig war und sich selbst nach unruhigen Lebensläufen wieder nach Bayonne zurückzog. Man sagt, die Lesseps seien als schottisches Geschlecht Essep mit den Engländern in die Guyenne gekommen und hätten sich durch Heiraten in der Landschaft der Guyenne und des baskischen Frankreich fest verwurzelt. Jedenfalls nennt Froissard einen l'Essep als Abteilungsführer der Truppen des Grafen von Foix um 1388. Die Familie hat teils den Grafen von Foix und den anderen Pyrenäenfürsten Kriegsdienste geleistet, teils wurde sie in Bayonne selbst ansässig und zu einer angesehenen Patrizierfamilie, die mehrfach Bürgermeister, Stadthauptleute, Notabeln und sonstige Stadtbeamte stellte.

Der Notar Pierre de Lesseps, geboren 1690, treuer Berater und Freund der ausgewiesenen spanischen Königin Marie-Anna von Neuburg, die in Bayonne im Exil lebte, hatte von Catherine de Fourcade vierzehn Kinder. Er ist der eigentliche Stammvater jener nicht abbrechenden Diplomatennachschübe, die die Familie Lesseps von jetzt an dem französischen Staate stellte. Unter seinen Söhnen befinden sich bemerkenswert tüchtige und berühmte Männer.

Der älteste Sohn, Dominique, begann im inneren Verwaltungsdienst, beteiligte sich an der Festsetzungskommission für die

Pyrenäengrenze, wurde Intendant der Bourgogne, setzte als solcher die Grenze gegen Genua fest und erreichte den Höhepunkt seiner Laufbahn nach einem Zwischenspiel als Haager Geschäftsträger in Brüssel, wo er während des ganzen Siebenjährigen Krieges als einer der bekanntesten französischen Diplomaten wirkte. Nachdem ihn Ludwig XVI. durch einen feierlichen Adelsbrief ausgezeichnet hatte, in dem von den politischen Verdiensten der Familie de Lesseps häufig die Rede ist, ließ sich Dominique einen Verwaltungsposten im Quercy geben, war noch zwei Jahre Deputierter für das Quercy in der Constituante und starb 1794. Seine beiden Söhne Jean-Baptiste und Anne-Charles Paschal wurden ebenfalls Diplomaten und haben zusammen in Livorno ihrem Vetter Mathieu Hilfe geleistet. Jean-Baptiste hat als Sekretär Mathieu schon von Kairo an begleitet. Michel de Lesseps, elftes Kind des Pierre, wurde von seinem Bruder Dominique als Sekretär in der Bourgogne und dann im Haag verwandt, trat endgültig in den Auswärtigen Dienst und kam nach Hannover, Spanien und Portugal. Choiseul holte ihn und seine Frau an den Hof. Ihre Tochter hatte Ludwig XVIII. und eine Tochter Ludwigs XV. zu Paten. Seine Freundschaft mit dem Königshaus kam ihm in der Revolution, als er schon im Béarn seine Besitzung verwaltete, teuer zu stehen. Er wurde verhaftet und nur auf Bitten seiner Dorfbewohner unter Polizeiaufsicht freigelassen. Seine Tochter heiratete wiederum einen Diplomaten.

Der letzte Sohn, das zwölfte Kind aus der Ehe Pierres und der Catherine de Fourcade, war Martin, der Vater Mathieus und Großvater Ferdinands. Martin wurde für die Bayonner Handelskammer nach Madrid geschickt und von dort zum französischen Konsul in Cartagena ernannt. 1756 trat er diesen Posten an. Sein Vorgänger, Jacques Cayzergues, war noch in

Cartagena, als Martin eintraf. Anne Cayzergues, seine Tochter, die sich naturgemäß für die Ankunft eines jungen und tüchtigen französischen Diplomaten interessierte, hatte mit ihren Eltern über Lesseps gesprochen und schließlich schon von ihm geträumt, bevor er da war. Ein junger und schöner Mann sei auf einem Schimmel in die Stadt eingeritten, der neue Konsul, und habe um ihre Hand angehalten. Der alte Cayzergues wies ihr lachend nach, wie unwahrscheinlich dieser Traum sei, da Martin de Lesseps zu Schiff ankommen würde. Doch wenige Tage darauf rief Anne ihren Vater zu sich auf den Balkon und zeigte ihm einen gerade die Straße durchreitenden, von Gepäckpferden, darunter natürlich einem weißen, begleiteten Mann, der zweifellos der neue Konsul war. Martin hatte eine Havarie miterlebt und von einem benachbarten Ort Pferde nehmen müssen, um sein Ziel zu erreichen. Es war unausbleiblich, daß der letzte Teil des Traumes nun auch Wahrheit wurde; 1757 heiratete er Anne. Nach 1762 wurde er mit einer Mission in Madrid und Lissabon beauftragt und dann nach Hamburg geschickt, wo sich seit langem eine merkwürdige Geschichte, Ballgespräch der französischen Diplomaten, zutrug. Der dortige Konsul, de Lagau, war nämlich im Amt bereits einhunderacht Jahre alt geworden; man hatte ihm hintereinander drei Helfer geschickt, da er sein Amt nur mühselig noch verwalten konnte, – aber er hatte alle drei in Hamburg beerdigt. Keiner wollte sich als vierter melden, um nicht auch von dem alten Lagau begraben zu werden. Martin wagte es, und ganz kurz nach seiner Ankunft beschloß der alte Konsul sein langes Leben. Nach zwölf Jahren erfolgreicher Tätigkeit in Hamburg wurde Martin 1774 als Generalkonsul nach St. Petersburg versetzt, wo er ebenfalls dem französischen Handel wichtige Dienste leistete. Er überstand die Revo-

lution, nicht zuletzt weil er als einziger der Brüder ein Mann neuer Ideen und schließlich ein begeisterter Anhänger Napoleons war, und zog sich erst 1796, sechsundsechzig Jahre alt, vom Amte zurück. Als sein Enkel Ferdinand schon fast zwei Jahre alt war, starb er, ein glühender Patriot.

Martins Freundschaft mit dem französischen Botschaftsbeamten in Konstantinopel, Ruffin, wurde durch seine Kinder in ein enges Verwandtschaftsverhältnis umgewandelt. Sein älterer Sohn, Barthélemy, heiratete Ruffins Tochter Rose und seine Tochter Louise einen Neffen Ruffins, Louis de Magnytot, Ferdinand hat später zu seinen Ruffinschen Verwandten viele Beziehungen unterhalten. Barthélemy nun weitete die europäischen Wanderungen der Diplomaten namens Lesseps zu einer Weltwanderung aus, die von gànz Europa bestaunt wurde. Sein Vater machte ihn zunächst, 1783, siebzehnjährig, zu seinem Vizekonsul in Kronstadt. Vom Botschafter mit einer wichtigen Nachricht nach Versailles geschickt, traf Barthélemy dort den Comte de Lapérouse 1785, der gerade seine große Weltumsegelung vorbereitete. Barthélemy de Lesseps gefiel ihm so, daß er ihn zum Mitkommen aufforderte. Da die Reise nur vier Jahre dauern sollte, machten Martin und seine Frau keine weiteren Einwendungen. Barthélemy ging an Bord der *Astrolabe* als Fähnrich zur See und machte die Reise bis Kamtschatka mit. Dort entließ ihn Lapérouse im September 1787 mit Nachrichten für den König und vielen Empfehlungsbriefen. Das jährliche russische Schiff kam aber nicht, und Barthélemy mußte sich dazu entschließen, die Reise quer durch Sibirien zu Land zu machen. Er brauchte allein von Kamtschatka bis Petropawlowsk acht Monate, dann konnte er verschiedene Verkehrsgelegenheiten benutzen und kam im September 1788 in St. Petersburg an, wo er allerdings seinen Va-

ter nicht mehr antraf, der wenige Tage vorher abgereist war. Erst nach seiner Ankunft in Versailles, nach jubelndem Empfang und großer Bewunderung der gewaltigen Energieleistung, nach einer Überhäufung mit allen möglichen Ehren stellte sich langsam heraus, daß Barthélemy der einzige Überlebende der großen Lapérouse-Expedition war. Die beiden Schiffe blieben verschollen, und nur seinem Sonderauftrag hatte Barthélemy sein Leben zu verdanken. Barthélemys Reisebericht kam später als Buch heraus, auch eine Sammlung des sprachbegabten Diplomaten über ostsibirische Sprachen, für die er während seiner langen Reise Zeit gefunden hatte, wurde veröffentlicht und galt lange als grundlegend. Barthélemy wurde zum Konsul in Kronstadt ernannt, nach dem Fortgang seines Vaters zum Generalkonsul in St. Petersburg, konnte aber den Posten wegen des Krieges nicht antreten. Schließlich begleitete er seinen Schwiegervater nach Konstantinopel und wurde dort vom Botschafter zu mehreren Sonderaufträgen verwendet. Als Napoleon Ägypten besetzte, steckten die Türken das gesamte Botschaftspersonal mit allen Familienmitgliedern in das Gefängnis der Sieben Türme, wo nun auch Barthélemy und sein Schwiegervater mit ihren Frauen und Kindern für drei Jahre ihre bewachte Wohnung hatten. Barthélemys Frau gebar im Gefängnis eine Tochter und in der Quarantäne auf der Rückreise nach Frankreich eine zweite. Barthélemy konnte den Posten in St. Petersburg antreten, wo er das Konsulat reorganisierte und bei der häufigen Abwesenheit des Botschafters gerade in den schwierigen Zeiten von Trafalgar und Austerlitz Frankreich mit Geschick vertrat.

Alle Länder des Mittelmeergebietes und Rußland waren die Ziele der vielen Diplomaten Lesseps gewesen, auch Mathieu,

der Vater Ferdinands, hat das Mittelmeer in seinem Leben umwandert, als ob es das Schicksalsmeer seiner Familie sei. Und fünfzig Jahre der Arbeit Ferdinands galten diesem Meer, an dessen Küsten rings seine Verwandten als Beamte ihrem Staate dienten. Das unruhige Wanderblut seiner Familie mußte auch Ferdinand haben, große Beispiele und hilfsbereite Verwandte konnten ihm zur Seite stehen, wenn er sein Leben fern der Bayonner Heimat aufbauen wollte. Der biedere Pierre, Beschützer einer Königin, sein Urgroßvater, der vielgewandte Großonkel Dominique, der geschäftstüchtige Großvater Martin, sein zäher und nüchtern voraussehender Vater Mathieu und sein schwärmender, die Welt suchender Onkel Barthélemy legten den Grund zu der erstaunlichen Charakterweite und Charaktermischung Ferdinands. Diesen Männern verdankt er den Erfolg seines Lebens, diese Männer waren treue Vorbilder für seine geradlinige Entwicklung. Wo die Wege krumm wurden, das Bild sich trübte, standen nicht sie, stand nicht die ehrenhafte Familie Lesseps, Diener vieler Könige, stolze Bürger einer selbstbewußten Stadt Pate, sondern die Zeit, ein Jahrhundert des Ellenbogens und der Selbstsucht, ein Jahrhundert des Neides und der Lüge, wie es keines vorher gegeben hatte und wie es vielleicht keines mehr geben wird.

JUGEND IN STURMZEITEN

Martin de Lesseps, der Großvater Ferdinands, der nach einem unruhigen Leben nun als Fünfundsiebzigjähriger einen friedlichen Landsitz in der Nähe von Versailles bewohnte, schrieb im Dezember 1805 an seinen guten Freund Ruffin: „Mathieu verbringt seine Zeit damit, dicker zu werden und Kinder zu bekommen. Seine Frau ist mit einem kräftigen und hübschen Jungen niedergekommen; er hat nun schon zwei Söhne und eine Tochter. Wenn er in diesen kurzen Abständen weitermacht, wird es mir nicht an Nachfolgern fehlen."
Der kräftige und hübsche Junge war Ferdinand, nach Théodore und Adèle also das dritte Kind. Er erhielt bei der Taufe den Namen Ferdinand-Marie de la Conception. Erinnerungen banden ihn allerdings später nicht an sein Geburtshaus, denn er war noch nicht ein Jahr alt, als die ganze Familie nach Pisa umzog. Mathieu, der immer nur zwischen zwei Auslandsreisen auf wenige Tage bei seiner Familie in Versailles gewesen war, bat bei einem Heimaturlaub sein Ministerium, nicht mehr nach Ägypten zurückgeschickt zu werden, nicht zuletzt, weil er nicht für immer auf das Zusammenleben mit seiner Familie verzichten mochte. Obgleich ihm diese Bitte zunächst wegen seiner großen Bedeutung für die französische Politik in Ägypten abgeschlagen wurde, entschloß man sich schließlich doch, ihn als französischen Kommissar und Generalkonsul nach Livorno in das damals noch halb selbständige Königreich Etrurien zu entsenden. Jetzt war endlich eine Gelegenheit, einige Jahre mit seiner Familie zu verbringen, er löste seinen Versailler

Hausstand auf und siedelte in den Palazzo Silva in Pisa über. Bis 1814 hat dort Ferdinand seine Jugend verbracht. Im lebhaften Etrurien stürzten viele Eindrücke auf den Jungen ein, die er nur verarbeiten konnte, weil ihm Vater und Mutter mit dem großen Verständnis französischer Eltern zur Seite standen. Später erzählte er, daß der Ausdruck „Palazzo" etwas übertrieben gewesen sei, daß er sich nur durch ein imposantes Tor auszeichnete. „Von diesem Tor aus sah ich zum ersten Male Kamele, jene tapferen Tiere, die ich später so oft bei meinen Zügen in Afrika getroffen habe. In Pisa haben, oder hatten seinerzeit die Holzhändler die Gewohnheit, ihre Waren von Kamelen zu den Häusern tragen zu lassen, und wir hatten ein großes Vergnügen daran, sie ernst und gemessen ankommen zu sehen, mit einem riesigen Gebäude von Holzstücken auf ihrem Rücken, die ihr Führer in dem Torweg mit großem Krach herunterprasseln ließ." Solch Kindheitserlebnis muß allerdings besonders einprägsam gewesen sein, zumal die an sich schon merkwürdigen Tiere gerade in einer mittelalterlichen, durchaus europäischen Stadt wie Pisa auffallend komisch wirken mußten. Außer im Zirkus werden wohl Ferdinand später keine Kamele mehr in Italien begegnet sein.
Die Zeit als Konsul in Livorno und Pisa ist Mathieu später als die glücklichste seines Lebens erschienen, es war auch die einzige, in der er länger als ein Jahr mit seiner Familie zusammen sein konnte. Er schrieb 1807 an seinen Bruder Barthélemy nach Dresden, der dort seit langem einmal wieder seine Familie getroffen hatte, von Napoleon empfangen und nun als Generalkonsul nach St. Petersburg beordert worden war: „Meine Kinder sind vergnügt und interessant, man kann in ihnen schon die Anlage ausgezeichneter Fähigkeiten bemerken, ohne all das, was man sonst gemeinhin an Kindern dieses

Alters sieht: Starrsinn, Launen und Heftigkeit. Sie sind nur sehr lebhaft und empfindlich, wenn sie gekränkt werden. Sie sind sehr kräftig und sehr gesund; mit ihnen zu spielen ist meine Haupterholung, und ihre kindliche Anschmiegsamkeit entschädigt mich für alle Mühen, die ich auf sie verwende."
Im gleichen Briefe erzählte er seinem Bruder von seiner Arbeitsüberlastung, und daß das Umherwandern doch keinen Gewinn trüge. „Ich werde meinen Kindern nichts zu vererben haben, sie müssen eines Tages durch ihre Mutter reich werden." Diese Hoffnung zerschlug sich, als durch die Restauration in Spanien das Haus de Grivegnée ruiniert wurde.
Aus der Zeit, in der Mathieu noch in Etrurien war, sind außer den Briefen des Vaters keine Erinnerungen Ferdinands erhalten. Das Haus des Konsuls war überlaufen, Cathérine de Lesseps war der Mittelpunkt der französischen Kolonien von Livorno und Pisa, nicht nur daß Tanzabende, Diners und intime Gesellschaften einander abwechselten, sondern vor allem sammelten sich einige enge Freunde um Mathieu und seine Frau, die allen in ihren kleinen und großen Sorgen zu helfen bereit waren. Mathieus Stellung war sehr fest, er galt als Muster eines Konsuls und erhielt von allen Seiten Beweise herzlicher Freundschaft. Seine Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft wurde bis zu den lächerlichsten Angelegenheiten ausgenutzt. So schrieb ihm 1807 der Vizekönig von Italien, Eugène Napoléon, Prince de Venise: „Der Tabak, den man im Königreich Italien bekommt, ist für eine französische Nase ein Greuel. Wenn Sie in Toskana einen Tabak von Virginien oder St. Vincent finden können, so würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir 50 Pfund zukommen lassen könnten. Ich versichere Ihnen, daß meine Anerkennung groß sein würde, und daß Sie den Gefühlen der Hochachtung und Wertschätzung gliche, die ich für Sie habe."

Die französische Verwaltung und Aufsicht über die italienischen Staaten muß in jener Zeit recht gemütlich gewesen sein; trotz der Gefahren des Krieges gegen England blieb das Mittelmeer ruhig. Trafalgar und der Frieden von Amiens lagen schon weit zurück, Italien war Etappe. Barthélemys Einsatz in Rußland war jedenfalls wichtiger und gefahrvoller als der seines Bruders in Livorno; in Rußland war die Front Napoleons gegen Europa, dort sollte sich sein Schicksal entscheiden. Die Auseinandersetzungen im Mittelmeer begannen erst, als durch die Niederlage Napoleons das Gleichgewicht Europas wiederhergestellt war.

Mathieu wird sicher für Seine Hoheit den Vizekönig den Tabak besorgt haben, wie er allezeit eifrig und uneigennützig war. Dies kennzeichnet ein Brief des Kommandanten des Mittelmeerdepartements, General Meunier, von 1818, der für den Umfang der Verwaltungstätigkeit und die Art französischer Sorgen in Italien recht aufschlußreich ist: „Ich habe Ihren Brief empfangen, in dem Sie mir schreiben, daß Sie keinen Wachtposten am Tore Ihres Hauses brauchen. Die ganze Zeit über, die wir das Vergnügen hatten, Sie als Kommissar und Generalkonsul von Frankreich dort arbeiten zu sehen, haben Sie einen Wachtposten vor Ihrem Tor gebraucht; gestatten Sie, daß ich Sie bitte, Herr Generalkonsul, er möchte weiter dort verbleiben. Das Ansehen, auf dem sich Ihre Stellung aufbaut, erfordert diese Ehre, auch jenes Ansehen, das Sie sich trotz Ihrer Bescheidenheit persönlich bei allen erworben haben, die die Ehre haben, Sie zu kennen." Die Briefe, die Mathieu Anerkennung und Hochachtung zollen, häuften sich zu Bergen, und niemand war im Zweifel darüber, daß Mathieu vom Kaiser durch eine besonders wichtige neue Stellung ausgezeichnet werden würde, als 1807 Etrurien auch de jure dem

französischen Kaiserreich einverleibt und Mathieus Posten damit überzählig wurde.

Mathieu fuhr im August 1809 nach Paris, um mit einer neuen Aufgabe betraut zu werden, kam aber damit nicht recht vorwärts und mußte überdies in dieser tätigkeitsleeren Zeit schon wieder seine Frau und seine Kinder entbehren. So schrieb er am 3. September aus Paris an seine Frau: „Unsere Angelegenheiten, die ich nicht aus dem Auge verliere, sind immer noch im status quo. Alle überhäufen mich mit höflichen Gesten, mit dem Hinweis auf meine guten Aussichten, mit Zeichen der Anerkennung für meine Leistung, mit Lobreden über meine Verdienste, die ich haben soll, aber solange der Kaiser nicht hier ist, kann ich wenig hoffen... Wie mich Deine Schilderungen von den Kindern freuen und interessieren, meine liebe Frau... Der dicke Jules! Welch Spaß würde ich daran haben, ihn auf den Knien seiner Mutter zu sehen, einen Knabberknochen und ein Stück Brot in den Händchen; wie gern würde ich meinen kleinen Spitzbuben, die süße, kleine Adèle, auf dem einen Arm tragen, und auf dem andern meinen starken Spaßvogel Ferdinand!"

Es war Mathieu nicht vergönnt, das zärtliche und glückliche Leben mit seiner Frau und seinen Kindern fortsetzen zu können. Der Kaiser schickte ihn Ende 1809 als Kaiserlichen Kommissar auf die Ionischen Inseln, wohin er seine Familie nicht mitnehmen konnte. Korfu und die Ionischen Inseln waren aus dem Erbe Venedigs 1797 an Frankreich gekommen und wechselten nun unter französischer Oberhoheit ein paarmal ihr Verwaltungssystem. Bereits 1800 wurden sie Freistaat, aber 1807 den Illyrischen Provinzen Napoleons angeschlossen, die als Grenzmark gegen Habsburg-Österreich und den Südosten aufgebaut worden waren. 1809 kamen sie, wie Etrurien, unter

direkte französische Verwaltung, die Mathieu de Lesseps als Kommissar übernahm. Allerdings trug diese Verwaltung militärischen Charakter, einmal wegen der Gefahrenlage am Rande des französischen Machtbereichs, wegen der Furcht vor Englands Schiffen, zum andern wegen der inneren Unruhen auf den Inseln, deren griechische Einwohner seit Jahrhunderten nichts als Fremdherrschaft gekannt hatten.

Mathieu war nun also wie sein Bruder Barthélemy, der sich als Diplomat in Rußland immer mehr auszeichnete, an die Front gekommen; wie dieser konnte er seine Familie nicht den Gefahren der Front aussetzen. Der Traum, daß endlich nach langen Jahren zermürbenden Einsatzes die ruhige Entwicklung einer vorgeschriebenen und regelmäßig verbesserten Beamtenlaufbahn für Mathieu in Livorno begonnen habe, war aus, wieder erwarteten ihn in Korfu Aufgaben jener diplomatisch-militärischen Mischung, für die er sich schon als junger Mann in Marokko und Ägypten als geeignet erwiesen hatte.

Die Lage, die Mathieu in Korfu antraf, war heikel: zwar konnte er sich mit dem recht unzugänglichen militärischen Führer General Donzelot freundschaftlich über die Aufgabenverteilung verständigen, aber sonst war nichts, wie es sein sollte. Das Gouvernement der Ionischen Inseln war eine Farce, denn 1810 befanden sich nur noch Korfu und eine andere Insel in französischem Besitz, der größere Rest war von der englischen Flotte besetzt und wurde als Ausgangspunkt aller englischen Adria-Unternehmungen benutzt. Kurz darauf war nur noch Korfu übriggeblieben, wo nun Mathieu und der General Donzelot, vier Jahre praktisch von jeder Heimatverbindung abgeschnitten, die Lage zu retten versuchten. Mit kurzen Abständen blockierten englische Fregatten den Hafen Korfu und veranstalteten Feuerüberfälle. Sie fanden überdies bei dem

türkischen Pascha von Janina in Epirus tatkräftige Unterstützung, obgleich die Türkei offiziell im Frieden mit Frankreich war. Da aber die Engländer die persönliche Macht des Pascha gegenüber dem Sultan durch den alten englischen Brauch großer Waffenlieferungen stärkten, erwies ihnen der Pascha alle geforderten Freundschaftsdienste. Andererseits schickte Mehemet Ali, in Erinnerung an seinen Freund Mathieu de Lesseps, von Ägypten zwei Getreideschiffe nach Korfu, von denen jedoch eins in die Hände der Engländer geriet. Die innere Aufsplitterung der Türkei begann sich damals schon recht drastisch auszuwirken, der Sultan war bereits Spielball in den Händen der Parteien.

Mathieu versuchte, eine Art Friedensleben auf die kriegerische und kriegsbedrohte Insel zu zaubern, er gründete eine Ionische Akademie, die die Altertümer sammeln und registrieren sollte, kümmerte sich um Erziehungsfragen und führte die Verwaltung, als ob kein einziger englischer Kreuzer zwei Seemeilen vor Korfu lag. All seine Tatkraft war ohne Nutzen: die Blockade war so ausgezeichnet intakt, daß erst der Kommandant der englischen Adriastreitkräfte 1814 die Gouverneure Korfus davon unterrichten mußte, daß Napoleon nicht mehr an der Regierung war und daß der wiedererstandene Bourbone die Räumung Korfus durch die Franzosen und Übergabe an die Engländer zugestanden habe. Briefe nach Paris wurden einfach nicht beantwortet, so daß sich Mathieu und Donzelot zur Verteidigung Korfus entschlossen. Schließlich erschien aber ein bourbonischer Kommissar und bestätigte die Mitteilung des englischen Admirals. Im Juni 1814 wurden die Franzosen aus Korfu evakuiert, und an Bord des Admiralschiffes *Le Sceptre* trat auch Mathieu, verzweifelt über das Schicksal Frankreichs, die Heimreise an.

Unterwegs erfuhr er, daß seine Frau und seine Kinder Livorno und Pisa bereits verlassen hatten und nach Paris gefahren waren, weil sie die schnelle Rückberufung des Vaters in der Hauptstadt erwarten wollten. Cathérine hatte in Pisa das große und gastfreie Haus weitergeführt, auch nachdem ihr Mann 1809 nach Korfu berufen worden war. Ihr Versuch, durch eine Art Handstreich doch die Reisebewilligung mit ihren Kindern für Korfu zu erhalten, war an der Aufmerksamkeit Mathieus gescheitert, der unter keinen Umständen seine Familie der Hungersnot und der drohenden Kriegsgefahr in Korfu aussetzen wollte. So hatte Cathérine in den langen fünf Jahren der Abwesenheit ihres Mannes ihre ganze Sorgfalt der Erziehung der Kinder gewidmet, hatte ihre Angst um Mathieu dadurch unterdrückt, daß sie den Kindern immer wieder von seinem Mut und seiner Tatkraft erzählte. Besonders für Ferdinand wurde durch diese Gespräche der ferne Vater zum glanzvollen und verehrungswürdigen Vorbild.

Die Franzosen in Pisa und Livorno nahmen sich der Familie Mathieus nicht zuletzt wegen der Anmut und tapferen Haltung seiner Frau an. Die Kollegen Mathieus waren oft zu Gast und fühlten sich in der Atmosphäre bürgerlicher Häuslichkeit sehr wohl, die Cathérine mit ihren Kindern verband. Zu Théodore, Adèle und Ferdinand war 1809 wieder ein Bruder gekommen, Jules, das letzte Kind der Ehe Mathieus. Die Erinnerungen von Ferdinand deLesseps gehen bis in diese Zeit zurück, in denen er väterliche Freunde fand, die immer zu Spiel und Spaß aufgelegt waren. So berichtet er, daß ihm der spätere Artilleriekommandant von Florenz, Paul-Louis Courrier, auf den Knien die ersten Anfangsgründe des Reitens beibrachte, daß ihm beim Nachforschen nach Süßigkeiten, die die Tochter des Gouverneurs von Toskana oder der italienische

Gesandte in Toskana mitzubringen pflegten, die ersten Richtlinien diplomatischer Kleinarbeit klar wurden. Oder er hörte dem Musizieren zu, daß Théodore und Adèle unter der Führung ihrer geistvollen Mutter schnell lernten. Tobereien in dem großen Hausgarten gehörten natürlich zum täglichen Programm. Dabei holte sich Ferdinand die ersten Wunden der Verwegenheit. Als er sieben Jahre alt war, rutschte ihm ein Speer weg, mit dem er so etwas wie Stabhochsprung veranstaltet hatte, und trieb sich ihm tief in die Backe ein, eine Wunde hinterlassend, deren Spuren für immer blieben. Ein anderes Mal hätte er beinahe ein Auge verloren: Théodore saß auf dem Sofa und aß ein Marmeladenbrot, als sich Ferdinand von hinten heranschlich und den Bruder fest umarmte, wobei wohl seine Liebe mehr dem Brot als dem Bruder galt. Théodore brach ein Stück ab und wollte es Ferdinand geben, wendete sich aber wohl so unglücklich, daß Ferdinand ein tüchtiger Brotkrumen in das Auge kam. Die Folge war eine langwierige und schwere Entzündung, die drei Monate lang den Verlust dieses Auges befürchten ließ.

Die Reise über den verschneiten Mont Cenis nach Paris hat auf Ferdinand einen großen Eindruck gemacht, zumal die Reisekutsche auf der Paßhöhe zu Bruch ging und in der Eisregion ein eintägiger Zwangsaufenthalt eingelegt werden mußte. Am 10. August aber vereinigte sich die ganze Familie nach fünfjähriger Trennung wieder in Paris, wo auch Barthélemy und seine Frau gerade eingetroffen waren. Die Brüder hatten sich 25 Jahre nicht gesehen; der berühmte Onkel trat nun zum erstenmal in den Gesichtskreis Ferdinands. Barthélemy war nach seinem Generalkonsulat in St. Petersburg in der Zivilverwaltung des eroberten Rußland eingesetzt worden und war Gouverneur von Moskau gewesen, als mit dem Rückzug aus

Rußland die Katastrophe Napoleons begann. Nun sammelten sich alle Diplomaten in Paris, weil die Bourbonen zunächst an ihre Schützlinge dachten und über das weitere Schicksal der bonapartistischen Auslandsdiplomaten, zu denen eben auch die beiden Brüder gehörten, noch nicht entschieden war.
Ferdinand lernte eine Anzahl Vettern und Basen kennen und vor allem seine Geburtsheimat, Versailles und Paris. Auch die neue Umgebung störte den richtigen Jungen nicht, seine Jugendstreiche fortzusetzen, die meist weniger mit Prügel als mit Wunden endeten. Gleich in den ersten Tagen in Paris kroch er auf den Heuboden des Hauses und kam, rittlings auf einem Heubündel sitzend, wider seinen Willen mit dem Bündel ins Gleiten. Das Heu nahm seinen Reiter ausgerechnet mit zum Fenster heraus, und Ferdinand hatte es nur seiner Geistesgegenwart zu verdanken, daß er sich bei dem Sturz auf den Hof nicht empfindlich verletzte. Er hielt sich nur an seinen Kleidern fest und brachte es fertig, das Heu immer unter sich zu halten, so daß er dann verhältnismäßig weich landete.

Weniger Tollkühnheit und gute Laune zeichneten die Wege seines Vaters in dieser Zeit aus. Trotz der Fürsprache verschiedener hoher Beamter gelang es Mathieu nicht, einen neuen Posten zugeteilt zu erhalten. Die Bourbonen mußten erst ihre zurückgekehrten Emigranten versorgen, von einer Anerkennung der Leistung, wie sie zu Zeiten des Kaiserreichs üblich gewesen war, konnte man nicht mehr sprechen; die überkommene Cliquenwirtschaft der Bourbonen riß bereits wieder ein. Da man überdies die Jahre des Kaiserreichs nun in der französischen Geschichte als Null zu buchen begann und Louis XVIII. so tat, als habe er den Thron wie üblich gleich nach dem Tode seines Vorgängers bestiegen, war für ausge-

machte Bonapartisten kein Platz. „Seit seiner Rückkehr aus Korfu machte Mathieu ohne Unterlaß Eingaben und Besuche im Auswärtigen Amt und beim Fürsten Talleyrand, der ihn sehr freundlich empfangen hat; als Mathieu ihm sagte, daß alle seine Wünsche erfüllt seien, wenn er sich wieder als Konsul draußen sähe, erwiderte ihm der Fürst, daß für Lesseps' Wünsche nur das Departement zuständig sei, daß er aber nicht daran zweifeln dürfe, wie gern ihn der Fürst wieder in seine eigentliche Laufbahn zurückschicken wolle, von der er sich durch seine letzte Mission etwas entfernt habe ... Mathieu bleibt doch ausgeschlossen: allein um den Posten in Hamburg machte er 32 Eingaben, die von vielen unterstützt und warm befürwortet waren." So schrieb die Frau Barthélemys an ihren Vater, aber alle Hilfen versagten. Mathieu, der sich 23 Jahre im Dienst um Frankreich aufgerieben hatte, wurde offenbar nicht mehr gebraucht.

Die Wende kam unerwartet. Während in Wien der große Friedenskongreß tagte, mit behäbiger Ruhe und vielen Worten Europa verteilt und zerredet wurde, Vernunft und Diplomatie die geniale Verwirrung Europas durch den einen Napoleon zu lösen bemüht waren, ohne die wirklich neue Lösung zu finden oder auch nur zu suchen; während England beruhigt sah, daß Europa nun nicht mehr gefährlich werden konnte, und sich wieder der großen Weltpolitik zuwandte, erstrahlte der Stern Napoleons noch einmal: der Verbannte von Elba kam im Triumphzug nach Paris, die Bourbonen wurden hinweggefegt, und das Kaiserreich begann aufs neue. Daß es nur hundert Tage währen würde, ahnten beklommen die Wissenden, hofften die jäh Gestürzten, glaubten aber nicht die jubelnden Massen.

Gestern noch hatte Mathieu hoffnungslos nach einer Beschäf-

tigung gesucht, am ersten der hundert Tage schon ließ ihn der Generalintendant der Krone, Comte de Montalivet, rufen und kündigte ihm an, daß er Comte de l'Empire, Reichsgraf, und Präfekt des Departements Cantal geworden sei. „Tuilerien, 6. April 1815. – Napoleon, Kaiser der Franzosen, hat das Folgende bestimmt: Artikel 1: Der Comte de Lesseps ist zum Präfekten des Departements Cantal ernannt. Gezeichnet: Napoleon." Montalivet fügte hinzu: „Ich weiß nicht, wie es Ihnen in diesem Frankreich in Zukunft gehen wird, aber Sie sind arm, und ich gebe Ihnen zwei Stipendien, die Ihnen gestatten werden, Ihre beiden ältesten Söhne, Théodore und Ferdinand, gut erziehen zu lassen."

Der Kaiser soll dem Herzog von Vicenza, Auswärtigem Minister, auf dessen Frage geantwortet haben: „Ich weiß, daß Lesseps ein guter Konsul ist, aber im Augenblick brauche ich gute Präfekten, und er hat mir bewiesen, daß ich auf ihn zählen kann." Jedenfalls wechselte Mathieu wiederum die Behörde: ursprünglich dem Auswärtigen Amt unterstellt, stand er in Korfu unter der Befehlsgewalt des Kriegsministeriums und kam nun zum Innenministerium. Mathieu reiste mit seiner Familie sofort in das Cantal ab und nahm in Aurillac seinen Wohnsitz. In geschickten und warmherzigen Aufrufen verlangte er Ruhe, Ordnung und Einsatz des Letzten für das Vaterland und erwarb sich schnell das Vertrauen der Leute im Cantal. Sein glühender Patriotismus machte ihn zum gefeierten Redner und klugen Organisator. Aber Waterloo, die Abdankung Napoleons zugunsten seines Sohnes, die Kapitulation von Paris und die Wiedereinsetzung von Louis XVIII. am 7. Juli 1815 macht dem kurzen Traum des Bonapartisten ein Ende.

Mathieu ließ zunächst seine Frau und seine Kinder in Aurillac

– Ferdinand lag derzeit mit einem gebrochenen Arm und einer typhösen Entzündung im Bett –, verschmähte die Hilfe braver Cantaler Bürger, die sich durch eine Bittkommission für den beliebten Präfekten in Paris verwenden wollten, und fuhr selbst nach Paris, jeder Beteiligung an innerer Politik leid. Er wollte wieder heraus, draußen dem Vaterland dienen, dessen innere Herrschaftsform ihn entrüstete. Wozu die Revolution der Freiheit, der Weg von Blut, der Einsatz des Lebens und der Nervenkraft aller Tüchtigen, wenn zum Schluß das Ançien Régime wiederkehrte? Er beneidete seinen Bruder Barthélemy, der noch 1814 als Generalkonsul nach Lissabon gegangen war und nun dort mit seiner Familie nach einem langen Wanderleben endlich einen Ruhepunkt gefunden hatte.
Barthélemy wollte Mathieu auch nach Lissabon kommen lassen, der Bruder schlug aber ab, weil er wesentliche Aufgaben erkannt hatte, um die sich im bourbonischen Frankreich keiner zu kümmern schien: es handelte sich um die Frage der gesicherten Volksernährung, der Abwendung drohender Hungersnöte, die in dem verarmten und lethargischen Frankreich vor der Tür standen. In offiziösem Auftrag ging Mathieu, der nüchtern an alles denkende, treue Bürger seines Landes, 1817 wieder einmal nach Marokko und erreichte vom Sultan die Genehmigung, Getreide auszuführen. Obgleich die marokkanische Bevölkerung murrte und die Verladung zu verhindern suchte – Mathieu wurde mit Steinen beworfen und trug erhebliche Verletzungen davon –, gelang die Absendung der Schiffe. Mathieu selbst kehrte über Lissabon nach Frankreich zurück. Barthélemys Frau schrieb an ihren Vater: „Mathieu ist auf der Durchreise von Marokko seit einem Monat bei uns ... Ich vergaß zu erzählen, daß er aus Afrika zwei Wüstenbewohner mitgebracht hat, zwei gewaltige Löwen, die ihm sehr zugetan

sind und mit denen er machen kann, was er will. Ich sterbe jedoch vor Angst, wenn ich sehe, wie er sie umarmt.“ Das eine Tier nahm Mathieu bis Paris mit, das andere ging auf der Reise in Valencia ein.
Im Herbst 1818 wurde er zum Generalkonsul in Philadelphia ernannt, seine einzige Stellung außerhalb des Mittelmeerumkreises. Er hatte das Glück, die *Navire poste* in Le Havre zu verpassen, die mit Mann und Maus verschollen ist. In den Vereinigten Staaten wirkte er vor allem als Vertreter des französischen Handels und schloß den ersten viele Jahrzehnte gültigen Handelsvertrag zwischen beiden Staaten ab. Ende 1821 wurde er zurückberufen und zum Generalkonsul in Aleppo ernannt.

Ferdinand besuchte unterdessen das „Lycée Henri IV“, wofür ihm in den Hundert Tagen das Stipendium gegeben worden war. Damals hatte die Schule allerdings noch „Lycée Napoléon“ geheißen. „Ich war dort immer zufrieden, vergnügt, schlug wohl einige Male über die Stränge, aber immer wurde mir verziehen, weil mich alle Kameraden, Professoren und Lehrer liebten, wie ich sie liebte“, erzählte 60 Jahre später der gefeierte Lesseps, als er in dieser Schule einer Preisverteilung präsidierte. Ferdinands Mitschüler waren unter anderen Trägern berühmter Namen auch die Söhne Louis-Philippes, des späteren Herzogs von Orléans, nämlich die Herzöge von Chartres und Nemours. Eines Tages wurde der Herzog von Chartres auf dem Schulhof umgestoßen, erhob sich wütend und stürzte sich auf Ferdinand, der sich über das Mißgeschick des Herzogs höchlichst amüsiert hatte. Während die beiden beim schönsten Prügeln waren, erschien zufällig Louis-Philippe, sah, wie zerzaust sein Sohn war und fragte ihn, was er gehabt hätte. „Ich war gerade dabei, mich mit Lesseps zu

prügeln." – „Warum denn?" – „Weil er mich ausgelacht hat!" – „Und weil du ein Prinz bist, glaubst du, daß er nicht das Recht dazu hat? Es war sehr vernünftig, daß dir Lesseps eine Lektion erteilt hat, und das sollst du ihm auch von mir bestellen", antwortete der Vater. Seitdem waren beide die besten Freunde.

Mathieu hatte seine Frau im Vorort Saint-Germain einquartiert, und Ferdinand und Théodore besuchten ihre Mutter jedes Wochenende. Denn die Schule war ein Internat, das seinen Zöglingen nur zum Sonntag freigab. Ferdinand hat diese Freizeiten zu langen Spaziergängen, teilweise ermüdenden Fußmärschen, sportlichen Übungen aller Art, besonders zum Reiten, ausgenützt und hat später seine lange Gesundheit und sein hohes Alter diesem durcharbeitenden Training zugeschrieben. Seine ursprünglich schon kräftige Kondition kam ihm bei diesen Übungen sehr zustatten. Unbekümmert leistete er sich dabei die tollsten Sachen, seinem Körper gelegentlich auch zu viel zumutend. Als er 14 Jahre alt war, wollte er mit seinem jüngeren Bruder Jules wieder seine Mutter in St. Germain besuchen; übermütig wie er war, setzte er zwar den ängstlichen Jules auf die Fähre, die ihn sicher über einen toten Arm der Seine geleitete, er selbst aber zog sich aus, packte seine Sachen zu einem Bündel und versuchte, mit einem Arm schwimmend das breite Wasser zu überqueren. „Meine Kräfte entsprachen jedoch nicht der Größe des Wagnisses. Ich erreichte knapp das andere Ufer; ich hatte eine ganze Menge geschluckt, ebenso meine Kleider, die zum Auswringen naß waren ... Ich hängte meine nassen Sachen an einen Baum in die Sonne und marschierte im Adamskostüm hin und her, bis sie trocken waren ... Das ist 65 Jahre her, und ich dachte noch nicht an die Akademie."

Mit siebzehn Jahren bestand Ferdinand sein Abschlußexamen und begann, Jura zu studieren. Nebenher arbeitete er in der Proviantintendantur der Armee für 200 Franken Monatsgehalt, wohin ihn der Hauptarmeelieferant Ouvrard empfohlen hatte. Théodore war schon von seinem Vater mit nach Aleppo genommen worden, nun mußte auch Ferdinand daran denken, seine Lehrzeit im Ausland fortzusetzen, wenn er als Diplomat Erfolg haben wollte. Daß auch er in den Auswärtigen Dienst seines Landes gehen wollte, stand von vornherein fest. Sein Onkel Barthélemy benutzte einen Heimaturlaub, um den jüngsten Dienstanwärter der Familie Lesseps dem Außenminister, Baron de Dames, einem Freund Mathieus, vorzustellen. Barthélemy wurde gestattet, seinen Neffen zur Ausbildung mit nach Lissabon zu nehmen. Die Jugend war zu Ende, Ferdinand de Lesseps begann sein Mannesleben, als er 1825 mit seinem Onkel an Bord des Staatsschiffes *La Bayadère* ging.

Zurück blieben in Paris die Mutter, die Schwester und der jüngste Bruder. Der Vater und Théodore in Aleppo, Ferdinand in Lissabon – Cathérine de Lesseps wurde recht einsam in ihrem Haus in St. Germain. Noch im Jahre vorher hatte sie an Mathieu geschrieben, daß ihr der Ferdinand soviel Freude mache, und Mathieu hatte geantwortet: „Ich sehe aus Deinen lieben Briefen, daß ich auch stolz sein kann über die ersten Schritte in die Welt, die Anlagen und Ansichten meines lieben Ferdinand, meines Herzenssohnes." Der Himmel gönnte es Mathieu noch, den ersten schnellen Aufstieg seines vielseitigen und begabten Sohnes zu sehen, den Aufstieg zum Muster eines französischen Diplomaten, zum Muster eines geschliffenen und weltklugen jungen Mannes. Die Mutter aber hat nicht mehr viel von ihm gehabt, Schicksal aller Mütter in der Familie Lesseps, die ihre Söhne nur großzogen, um sie zu verlieren.

STILECHTER ATTACHE MIT CHANCEN

Auf Korfu hatten dem Vater Ferdinand de Lesseps' englische Kriegsschiffe das Leben sauer gemacht, hatten die Anfänge friedlicher, wenn auch unberechtigter Verwaltungsarbeit zerstört, das Ende Frankreichs und Mathieus in der Niederlage Napoleons war letztlich durch England bestimmt worden, Napoleons Wiederkehr und Mathieus kurze Glanzzeit waren während der Hundert Tage vom Widerstand Englands beschattet und endeten auf den Schlachtfeldern von Waterloo und Belle-Alliance, ein unbedeutender, innerlich anständiger, äußerlich machtloser Bourbone wurde von England auf den Thron Frankreichs gesetzt und fürchtete in seiner Politik nichts anderes, als daß er England irgendwie zu nahe kommen könnte. Und dabei hieß dieser König Louis und sein Minister Richelieu. Nun, auch Deutschland hat zwei Wilhelms und zwei Moltke gehabt – es ist keine geringe Gefahr, berühmte Namen zu führen.

Das Weltbild, das sich der junge Lesseps machen durfte, als er zum erstenmal sein Land draußen vertrat, mußte sehr einfach sein: war es bonapartistisch, wie sein Vater zeitlebens gesinnt blieb, so hieß es nur Rache an England und neue bunte Federn für den gerupften gallischen Hahn; war es aber bourbonisch – und dazu war er schließlich als jüngster Diener seines Königs verpflichtet –, so hieß es nur: Ruhe mit England, stört England nicht! Es war eine der in der französischen Geschichte nicht gerade so sehr seltenen Epochen, in

der England die Regierung in Paris absetzen oder einsetzen konnte, wie es beliebte.
Lesseps war zu sehr Patriot, um nicht mit dem Gefühl für die englische Gefahr die Gegnerschaft gegen England zu verbinden. Daß England sein Schicksal, der Partner in seinem Lebenskampf werden sollte, konnte er nicht ahnen, als er nach Portugal ging. War Englands Hand nur als leise und gefürchtete Drohung in Paris spürbar gewesen, so begegnete ihm in Lissabon konkreteste englische Machtpolitik. Keinen besseren Platz zum Lernen konnte ihm sein Onkel Barthélemy aussuchen als Portugal, wo er England näher war als in London, und wo er gleichzeitig in jenem Bestimmungsraum Lessepsscher Familientradition blieb, Südeuropa und dem Mittelmeergebiet. Johann IV. von Portugal hatte napoleonische Truppen aus seinem Lande geworfen. Portugal war im unrühmlichen „Apfelsinenkrieg" von 1801 und in blutigeren späteren Einfällen erobert und ausgeraubt worden. Johann und seine Söhne fanden in ihrer großen Kolonie Brasilien Zuflucht. Wellington und andere englische Generale säuberten schließlich Iberien, und in Portugal begann die Zwischenherrschaft des englischen Generals Beresford. 1820 kehrte Johann zurück und übernahm wieder die Regierung, 1822 fiel Brasilien ab und wurde Kaiserreich unter Johanns Sohn Pedro I. Portugal sank zum Kleinstaat herab.
Jener Pedro aber, im übrigen ein ganz tüchtiger Soldat und Staatsmann, führte ein Gott und den Brasilianern lästerliches Leben mit einer aparten, aber keineswegs ebenbürtigen Tochter des Landes. Er tat zwar sein Bestes, irgendeine europäische Fürstentochter zur standesgemäßen Ehe und zur Annahme einer Kaiserkrone zu bewegen; aber als er schließlich eine deutsche Duodezprinzessin gefunden hatte, war es zu spät: die

Brasilianer warfen ihren Kaiser heraus. Er blieb zunächst als Herzog von Braganza in Frankreich, unternahm von dort Heereszüge gegen die Azoren und Oporto und führte schließlich in englischem Auftrag gegen seinen Bruder Miguel Krieg, dessen portugiesische Staatsführung London nicht zusagte. Pedro wurde von den Engländern als Pedro IV. von Portugal eingesetzt und regierte einige Jahre für seine Tochter Maria da Gloria. Gerade die Auseinandersetzung Miguels mit Pedro unter Assistenz der Engländer fiel in die Zeit der ersten diplomatischen Tätigkeit Ferdinands. Jedoch – Frankreich hatte seit Wellingtons Siegen in Portugal nichts mehr zu sagen, und Barthélemy betrachtete sein Generalkonsulat als wohlverdienten Ruheposten. Der Methuen-Vertrag von 1703, der Portugal zum erstenmal fest an England gebunden hatte, war durch Wellington bestätigt worden, Brasilien war verloren – was konnte eine Einmischung in portugiesische Politik für Frankreich anderes bringen als eine Verärgerung Englands?

Lesseps mögen immerhin merkwürdige Gedanken gekommen sein. Er wird später oft an jenes Haus seines Onkels auf den Bergen vor Lissabon gedacht haben, von dem man englische Politik nicht nur geistig, sondern physisch sehen konnte; seine Tante schrieb von diesem Haus: „Ich habe eine Terrasse, von der nichts, was den Hafen Lissabon anläuft oder verläßt, unseren Augen entgehen kann." Leider standen Lesseps nicht sein ganzes Leben lang solche Terrassen zur Verfügung.

Wohl war Lesseps auf der *Bayadère* mit einer Gruppe von Seekadetten der Marineschule von Angoulême zusammengetroffen, die sich in Lissabon trennten, um – die einen in der Levanteflotte, die andern auf den Antillen – draußen in der Welt seemännische Tüchtigkeit zu erlernen; er mag sie bewundert haben, aber in Lissabon merkte er, daß diese Jungen

nicht den Kampf gegen England entscheiden würden, daß dieser Kampf mit der Vorsicht geistiger Waffen ausgetragen werden müsse, daß Flotten und Kriegsgeschrei nicht angetan waren, England zu schaden – oder zum Freund zu machen. In Portugal, in Spanien schwelten als Nachwehen der Gironde und der Napoleone die Revolutionen, liberale Ideen französischer Herkunft machten sich breit, in der Politik, im Geistesleben, kamen hier und da zum Durchbruch, um um so wütender bekämpft zu werden. England, demokratischste Monarchie, hieß zwar die Verfassungen gut, verdammte aber jedes Übermaß an Freiheit des Volkes gegen seine Herrscher, die natürlichen Verbündeten Englands. Mißtrauen empfand man in London, als 1823 Louis XVIII. mit einer Interventionsarmee seinem heimtückischen Vetter Ferdinand VII. von Spanien wieder auf den umgestürzten Thron half. Von irgendwelchen Rückwirkungen auf die mit tatkräftiger englischer Hilfe abgefallenen spanischen Kolonien konnte England allerdings sicher sein, nach außen waren die beiden Vettern ebenso ängstlich, wie sie nach innen absolutistisch auftraten. Lesseps sollte mit den spanischen Antithesen, französischer Liberalismus gegen französischen Absolutismus, im Hintergrund Frankreich gegen England, sehr bald noch genug zu tun bekommen. Ein ganzes Jahrhundert Spaniens ging über dem Wirrwarr französischer Revolution und Reaktion hin.

Als sein Onkel Barthélemy 1827 schwerkrank in die Heimat zurückreiste, fuhr Ferdinand mit ihm. Ohne besondere Lust und auch ohne Erlebnisse arbeitete er zwei Jahre in der Handelsabteilung des Außenministeriums, eine langweilige Lernzeit, die ihm jedoch später als Konsul sehr zustatten kam. Er hatte aber Glück. Sein Bruder Théodore, der mit seinem Vater in Aleppo gewesen war, wurde kurz vor seiner Hochzeit mit

Antonia Denois zum Konsul in Bogotà ernannt. Da er seine junge Frau nicht allein in Paris lassen wollte, quittierte er den auswärtigen Dienst, sah sich aber damit der Gefahr gegenübergestellt, gänzlich verabschiedet zu werden, weil derzeit in Paris kein Ministerialposten frei war. Da griff Ferdinand zu und bot seinem Bruder seinen Posten an. Der Tausch wurde selbstverständlich gemacht, denn Théodore wollte gerne nach Paris und Ferdinand so schnell wie möglich fort. Der Vorgang war durchaus natürlich und entbehrte jeden Zuges heldischer Selbstaufopferung, den die Biographen Lesseps andichteten.

Lesseps hatte noch mehr Glück. Er brauchte nicht einmal nach Bogotà zu gehen, was wohl auch nicht möglich gewesen wäre, da er ja die konsularische Vorlaufbahn noch nicht erledigt hatte. Er wurde vielmehr zu seinem Vater geschickt, der von Syrien auf den gefährlichen Posten in Tunis versetzt worden war. Er hatte seinen Vater sechs Jahre nicht mehr gesehen und freute sich auf die Zusammenarbeit mit ihm. Nach seinem gütigen und weltweisen Onkel nun seinen Vater, den arbeitsamen Streber und eifrigen Patrioten, zum Vorgesetzten zu haben, war die Gabe eines freundlichen Schicksals. Nirgends hätte Lesseps mehr lernen können als unter der Führung dieser beiden Männer, die lebendiger an der Entwicklung des jungen und begabten Diplomaten interessiert sein mußten als irgendein wildfremder Generalkonsul, der Lesseps nur in die Formen der Konvenienz gepreßt und sein natürliches Temperament verschüchtert hätte. Die bald darauf vielgerühmte Ungezwungenheit und zielbewußte Energie des selbständigen Diplomaten Lesseps waren das natürliche Ergebnis der sorgfältigen Schulung durch den Vater und den Onkel.

Von Selbständigkeit konnte allerdings in Tunis noch nicht die Rede sein, im wesentlichen führte er Anweisungen seines Va-

ters aus, dies aber mit Umsicht und Fleiß. Sein Vater hatte sich in Aleppo durch tapferen Einsatz bei dem großen Erdbeben von 1822 und bei verschiedenen Epidemien das Offizierskreuz der Ehrenlegion verdient, aber Urlaub hatte er sechs Jahre lang nicht bekommen. Nun wurde er plötzlich nach Tunis als Generalkonsul und Geschäftsträger beordert, ohne wenigstens einen kurzen Zwischenbesuch in Paris abstatten zu können. „Wenn doch diese fünf oder vielleicht sechs Jahre, falls Gott mich noch solange am Leben erhält, endlich das Ende einer so schmerzlichen Trennung wären", hatte Mathieu seiner Frau am Anfang seiner Aleppoer Zeit geschrieben. Aber die französische Regierung hatte kein Verständnis für die persönlichen Wünsche und Hoffnungen ihrer Konsuln, seine Frau hat Mathieu nicht mehr gesehen. Der Sinn der ganzen Ehe Mathieus bestand nach der schönen Pisaer Zeit nur noch in der Hoffnung, noch einmal einige ruhige Jahre miteinander verbringen zu können. Mit dieser Hoffnung lebte Mathieu fast 25 Jahre und starb damit.

Ferdinand de Lesseps ging also 1829 als Vizekonsul zu seinem Vater, der in Tunis sein Leben mit dem größten Erfolg seiner Laufbahn krönte. Hatte er durch die Wahl Mehemet Alis zum Vizekönig Ägyptens Frankreich schon einen großen Dienst geleistet, so trug er mit der innerlichen Angliederung von Tunis an Frankreich einen wichtigen Baustein zum Gebäude des zweiten französischen Kolonialreiches heran. Die zweite Tat war die größere und weitsichtigere. Tunis bildet heute einen unversehrbaren Bestandteil Französisch-Nordafrikas, ist das strategische Bollwerk an der sizilischen Straße, das Italien trotz aller Anstrengungen nicht erobern konnte. Das Ägypten Mehemets aber ging in die Hände Englands über.

Bei dem traurigen Zustand der französischen Innenpolitik suchte Karl X., seit 1824 Louis' womöglich noch bourbonischerer Nachfolger, in außenpolitischen Unternehmungen einen Blitzableiter. Diese alte bourbonische Tradition, die schon Louis XIV. mit Geschick geübt hatte, war jedoch mittlerweile im Ausland bekannt geworden. Der Spannung in den pyrenäischen Fragen folgte die orientalische Krise auf dem Fuße, aus der Frankreich noch einmal mit einem blauen Auge davon kam. Der Kernpunkt war die griechische Frage: Rußland zielte wieder auf Konstantinopel und verbrämte seinen Imperialismus mit dem Anspruch auf die orthodoxe Schutzherrschaft; England setzte ausschließlich psychologische Gründe ein, den Grund sentimentaler Griechensehnsucht und den konkreteren Grund der Überwachung Rußlands. Frankreich stand zwischen beiden und war der gesuchte Zwischenspieler. Paris war durch seine Zurückhaltung immerhin wieder so weit unter die ersten Mächte gerückt, daß England und Rußland nicht auf Frankreich verzichten zu können glaubten, als man in Konstantinopel wegen der grausamen Kriegführung in Griechenland vorstellig werden wollte. Die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarino 1827 beendete die bemerkenswerte Allianz. England war nun nur noch darauf aus, den 1828 entstehenden russisch-türkischen Krieg niederzuschlagen, an dem sich Frankreich auf Rußlands Seite beteiligte. Die Franzosen waren überspannt genug, von einem russisch-französischen Siege die Rheingrenze und Belgien zu erhoffen, fielen aber mit ihren Plänen beim frühzeitigen Frieden von Adrianopel, der Griechenland selbständig machte, in ganz Europa durch. Die Spannung zu England war schärfer geworden, der einzige Gewinn.

Nun setzten Karl und sein Minister Polignac den Hebel am

Punkte Nordafrika an, wo sich schon Louis XIV. und Napoleon bemüht hatten. Gründe zum Eingreifen gab es genug. Zunächst gingen die Algerier unter Führung des Dey von Algier unverändert ihren Seeräuberhändeln nach und gefährdeten den aufblühenden französischen Mittelmeerhandel. Finanzielle Streitfragen aller Art bestanden seit langem. Darüber hinaus hatte 1827 der Dey den französischen Konsul in Algier mit dem berühmten Fliegenwedel geschlagen und deswegen bereits eine Blockade erdulden müssen. Mit der Blockade war es aber nicht weit her, einmal weil England den Dey ständig zum Widerstand aufforderte und unterstützte, zum andern, weil es in Paris jeden Nordafrikaversuch als Casus belli hinstellte. Es war verständlich, daß England nicht nachließ, jede koloniale Ausbreitung des Bourbonenkönigtums zu verhindern, und ebenso verständlich, daß Frankreich alle Warnungen aus London einsteckte und ängstlich befolgte.
Erst als man sich durch die russische Rückendeckung sicher glaubte, wagte man nach umfangreichen Rüstungen die Fahrt nach Algier. Drohungen Englands wurden auf einmal nicht mehr als gefährlich angesehen, und Polignac behielt recht. Er meldete nach London, daß Frankreich das Mittelmeer von den Seeräubern befreien und dem Dey eine wohlverdiente Lehre erteilen wolle, und London schluckte die Pille. 40000 wohlausgerüstete Leute fielen über den Dey her und eroberten die algerische Küste 1830 in zwei Monaten.
Währenddessen war Mathieu mit seinem Sohn auf dem Posten, wenngleich Ferdinands späterer Ausspruch: „Ich war einer der ersten Akteure unserer gradlinigen Politik in Sachen Tunis" mehr auf seinen Vater zutrifft. Mathieu hatte bereits ein sehr enges Verhältnis zum Bey von Tunis hergestellt und ihn in wirtschaftlichen Dingen beraten. Er konnte schon 1829 zur

Zufriedenheit der Marseiller Kaufleute die Rücknahme einiger monopolistischer Ausfuhrverbote durchsetzen und sollte dafür von den dankbaren Kaufleuten ein Geschenk erhalten. Wie immer hat er auch diesmal abgelehnt und bekam eine gute Presse: „M. de Lesseps hat sich in Tunis bereits den Beinamen eines ‚rechtschaffenen Mannes' zu verdienen gewußt, ein Ehrentitel der Orientalen ... Ehrt solche Männer, sie sind Stolz und Ruhm ihres Vaterlandes."
Mathieu beobachtete sorgsam die Vorgänge in Algier und erkannte bereits die möglichen Rückwirkungen auf Tunis. Er arbeitete mit den französischen Militär- und Verwaltungsstellen in der benachbarten neuen Kolonie von Anfang an eng zusammen. So entwickelte er kurz nach der Besetzung Algiers einen Plan, der Tunis bereits damals praktisch Frankreich angeschlossen hätte, wenn man auf Mathieus Vorschlag eingegangen wäre. Er schloß kurzerhand mit dem Bey einen politischen Vertrag ab, daß dessen Bruder und Erbe unter dem Protektorat Frankreichs Gouverneur von Algerien in Constantine werden sollte. Zweifellos hätte sich Frankreich durch die Annahme dieses Vertrages viel Mühen erspart, denn die Araber, die dem Dey von Algier nicht sehr freundlich gesinnt waren, hätten den Bey anerkannt, und die Eroberung wäre unblutiger vor sich gegangen.
Mit diesem Vertrag reiste Ferdinand zu Marschall Clauzel nach Algier, der den Plan guthieß und eine Empfehlung nach Paris schickte, in der es heißt: „M. de Lesseps hat bei dieser Gelegenheit erneut ein Beispiel seines Eifers und seiner Aufopferung gegeben, die ihn beseelen. Ich freue mich, ihm das Zeugnis ausstellen zu können, daß ich dem Vertrauen, das seinen seit langem in der Levante verehrten Namen umgibt, die Lösung von Schwierigkeiten verdanke, die eine für Frankreich

günstige Entwicklung hätten hinauszögern können." Gleichzeitig schickte er Ferdinand mit einem Dankschreiben zurück. „Ich habe mich gefreut, Ihren Sohn kennenzulernen, der den Namen, den er trägt, in Ehren zu halten verspricht." Mit Recht war Mathieu auf diese Bemerkung seines großen Landsmannes stolz, – ob sie aber im Sinne des allzeit ehrenhaften Mathieu berechtigt war, mußte die Zukunft erweisen.

Außenminister General Sebastiani war mit dem Vorschlag Mathieus nicht einverstanden, und der Vertrag wurde nicht ratifiziert. Das hatte seinen Grund. Trotz des Sieges in Algier war die Regierung der Bourbonen im Juli 1830 zusammengebrochen; eine kurze Revolution hatte die Republik wiederhergestellt, eine provisorische Regierung unter Louis-Philippe, Herzog von Orléans, war eingesetzt, und dieser selbst wenige Tage darauf schon zum König gemacht worden. Der neue „Bürgerkönig" hatte nichts Eiligeres zu tun, als in klarer Erkenntnis der jedem Ausbreitungswillen von außen drohenden Gefahren die revolutionäre Trikolore wieder einzurollen und unsichtbar zu machen. Zwar konnte der Bürgerkönig Englands Unterstützung sicher sein, denn die bourbonischen Schlußexperimente hatten in London sehr verstimmt, und überdies hatte die Julirevolution das antirevolutionäre Rußland von Frankreich abgesprengt; aber jeder Versuch kolonialer oder rheinischer Eroberungspolitik hätte die Große Koalition wieder auf den Plan gerufen. Der Bürgerkönig beließ es also in Algier bei dem errungenen Stand der Eroberung und kümmerte sich mehr um die belgische Frage, die viel Konfliktstoff bot. Angliederung an Frankreich kam für ihn ebensowenig in Frage, wie die Annahme der belgischen Krone durch seinen Sohn; hingegen war er vorsichtig genug, dem neuen König Leopold seine Tochter zur Frau zu geben. Es war eine Politik

des Möglichen, die der Bürgerkönig trieb, im Gegensatz zu seinen säbelrasselnden Generalen. Immerhin erwarb er sich dadurch die Gunst Englands, ja, es kam fast zu einer englisch-französischen Freundschaft, wenn sie auch darin bestand, daß Louis-Philippe, wie seine bourbonischen Vorgänger, jeder Gefahr eines Streites mit England behutsam bis ängstlich aus dem Wege ging.

Bei dieser Lage kam nicht nur die Eroberung Algiers ins Stocken, sondern auch die aktive Tätigkeit der beiden Lesseps in Tunis. Man konnte sich wieder kleineren Privataufgaben widmen, die das langweilige Leben eines zur Zeit nicht an der Front stehenden Generalkonsuls etwas aufmuntern konnten. Alexandre Dumas berichtet in seinen „Impressions de voyage" eine romantische Geschichte: „Eines Tages erschien bei Mathieu de Lesseps ein schöner junger Mann von etwa zwanzig Jahren in arabischer Kleidung. Das war Jussuf, ein Liebling des Bey und Mameluckenoffizier. Wie in Tausend und einer Nacht hatte der niedrige Sklave seine Augen zu der ältesten Tochter des Bey, Prinzessin Kaburah, erhoben, die ihrerseits, ebenfalls wie in Tausend und einer Nacht, ihre Blicke zu dem niedrigen Sklaven gesenkt hatte. Unglücklicherweise standen der Vereinigung der beiden Geliebten alle Hindernisse im Wege, die es im Orient gibt. Als sich der junge Offizier zum erstenmal bei der Prinzessin einschlich, wurde er von einem Sklaven überrascht, der sofort zum Bey lief, um ihm zu erzählen, was er gesehen hatte. Vom Bey kommend, mußte der Sklave an Jussufs Wohnung vorbei. Jussuf vertrat ihm den Weg, zog ihn in sein Zimmer und schloß die Tür. Man hörte Waffenlärm, Schreien und dann nichts mehr. Zwei Stunden später erhielt die Prinzessin Kaburah einen Blumenkorb. Als sie die Blumen heraushob, fand sie eine Hand, eine Zunge und

ein Auge. An dies einzigartige Geschenk war ein Zettel angebunden: ‚Ich schicke Euch das Auge, das Euch belauschte, die Zunge, die Euch verriet, und die Hand, die Euch angezeigt hat.' Die Antwort wartete Jussuf nicht ab, sondern floh zum französischen Konsulat." Mathieu war mit Jussuf befreundet und überließ ihn seinem Sohn zur Durchführung der Flucht. Ferdinand bestellte einen Schoner mit dem passenden Namen *Adonis* zum Kap Karthago und begleitete Jussuf bis zur Einschiffungsstelle. Im letzten Augenblick erspähten ihn die Polizisten des Bey und wollten ihn ergreifen. Ferdinand hielt sie auf, und Jussuf konnte in das Boot springen, das schleunigst wegruderte. Statt Jussufs blieb für die Polizisten nur ein Fäßchen Süßwasser zurück. Jener Jussuf war tüchtig genug, eine schnelle Karriere zu machen: er diente zunächst unter Clauzel und gründete später die Spahi-Formationen, denen Frankreich viel zu danken hat.

Mathieu de Lesseps hatte diese Jahre schwer unter inneren Krankheiten zu leiden. Die notwendige Reise nach Frankreich, wo er Spezialisten hätte aufsuchen können, schob er hinaus, bis es zu spät war. Wenige Tage vor seinem Tode schließlich kam er in einem rührenden Briefe um Urlaub ein. Er habe alles getan, um diese Reise zu vermeiden, er müsse nun doch um Urlaub bitten, versprach aber, ihn so kurz wie möglich zu machen. Er habe alle dringenden Sachen aufgearbeitet, und es blieben für seinen Vertreter nur die laufenden Angelegenheiten. Die Antwort erhielt er nicht mehr, er starb am 28. Dezember 1832, zuletzt nur von seinem jüngsten Sohn Jules gepflegt. Er schied mitten aus seiner Arbeit, ein anderer Tod wäre für ihn kaum denkbar gewesen. Sein ihm eng verbundener Bruder Barthélemy, der noch einmal nach Lissabon im Auftrage der Regierung gegangen war, folgte ihm 1834 nach,

auch er mitten aus der Arbeit gerissen, wie Mathieu fern der Heimat begraben.

Ferdinand de Lesseps war wenige Monate vor dem Tode seines Vaters als Vizekonsul nach Alexandrien berufen worden, auf seinen ersten selbständigen Posten, wo es einzusetzen galt, was Onkel und Vater ihn gelehrt hatten. Er blieb bis 1837 in Ägypten. Es war die unbekümmertste Zeit seines Lebens. Als wesentlichste Erinnerungen brachte er aus diesen sechs Jahren das Ritterkreuz der Ehrenlegion, die Freundschaft des Prinzen Said und einiger Diplomaten und einen großen Fortschritt in der Kunst des Reitens, des Tanzes, des Redens und des Liebens mit.

Man kann nicht sagen, daß die ersten ägyptischen Jahre Lesseps' besonders ereignisreich gewesen seien, daß er sich mehr bewährt habe, als andere junge Konsuln und Attachés. Dafür gab es zwei Gründe: zum einen war Lesseps mit siebenundzwanzig Jahren zu jung und in seiner Stellung zu beschränkt, um besondere Leistungen zu zeigen; was man von ihm verlangte, ein temperamentvolles und vergnügtes Mitglied der französischen Kolonie, ein Elegant und Charmeur zu sein, erfüllte er in hohem Maße; der andere Grund war politischer Natur, die Zeiten Napoleons und Mathieu de Lesseps' waren vorüber, Mehemet mußte vorsichtig zwischen den Mächten und dem Sultan jonglieren, um seine errungene, höchst selbständige Stellung zu erhalten; der französische Einfluß war nur noch kulturell und wirtschaftlich wirksam, politisch begann England, den Franzosen den Rang abzulaufen. Für England kam es darauf an, die Stellung des Sultans und den Zusammenhang des Türkischen Reiches zu erhalten, als Gegengewicht gegen Rußland und Frankreich. Eine allzu große

Machtausweitung des Ägypters schien England nicht am Platze. Vorsicht war also geboten, wenn Mehemet sich befestigen wollte. Er konnte zwar Frankreich geneigt bleiben, durfte es hier und da bevorzugen, aber an eine Allianz engerer Art war nicht zu denken. Sie hätte England und den Sultan unverzüglich auf den Plan gebracht. Da Louis-Philippe in Paris der gleichen behutsamen Vorsicht gegenüber England huldigte, war für die Vertreter Frankreichs in Ägypten – trotz der Größe ihrer Zahl – nicht mehr zu tun, als Geselligkeit zu pflegen, die Haltung zu bewahren und im übrigen abzuwarten.
Mehemets Adoptivsohn Ibrahim Pascha hatte bis 1820 seinem Vater schon den größten Teil des Sudan und den Hedschas hinzuerobert. Wenn auch Ibrahim die Heiligen Stätten von den zerstörenden Wahhabiten befreit hatte, so paßte doch der ständige Machtzuwachs dem Sultan durchaus nicht. Und als Mehemet als Belohnung für seine Hilfe in Griechenland den Bezirk Damaskus forderte, lehnte die Pforte kurzerhand ab. Mehemet wußte aber seine Macht einzuschätzen, Ibrahim zog 1831 gegen Syrien, das 1833 erobert war und Ägypten einverleibt wurde. Der Sultan war von seinem ägyptischen Vizekönig glatt besiegt worden. Als sich 1839 der Kampf um Syrien erneuerte und Mehemet wiederum der Sieger blieb, ja es so aussah, als würde das ganze Türkische Reich ägyptisch werden, griffen England, Rußland, Österreich und Preußen ein und erzwangen von dem siegreichen Ägypter 1840 die Unterwerfung unter den Sultan. Man gab ihm dafür nur die erbliche Herrschaft über die Nilländer, die er ohnehin schon hatte.

Lesseps hat die Ägypter auf ihren Feldzügen zum Teil begleitet. Da er wegen seines Vaters bei Mehemet Ali aus und ein gehen konnte – „Dein Vater hat mich zu dem gemacht, was

ich bin; denke daran, daß du immer auf mich zählen kannst!" –, konnte er sich gelegentlich Anregungen und kleine Eingriffe erlauben. Die christlichen Bewohner von Bethlehem waren von Ibrahim zur Strafe für einen Aufstand auf die Galeeren geschickt worden. Lesseps dauerten sie, er bat bei Mehemet Ali um ihre Freiheit, und Mehemet sagte zu, er wolle jede Woche fünf freilassen. Die Einwohner von Bethlehem klammerten sich an ihn und bestürmten ihn, die Freilassung aller zu erreichen. Die Bitten wurden so stürmisch vorgetragen, daß seine Kleider zerfetzt wurden. So ging er eines Tages mit zerrissenen Kleidern, um Mehemet Ali zu treffen. Der fragte ihn, was los wäre. Lesseps antwortete: „Das ist Eure Schuld. Solange Ihr nicht alle meine Schützlinge in Freiheit gesetzt habt, wird es mir weiter so gehen; und meine Leiden werden noch längst nicht zu Ende sein, wenn Ihr immer nur fünf Gefangene jede Woche entlaßt!" Darauf gab Mehemet Ali alle frei.

Lesseps war zunächst als Vizekonsul dem Konsul Mimaut in Alexandrien beigegeben, wurde aber von Thiers schon 1833 als Konsul zweiter Klasse nach Kairo geschickt. Kurz darauf trat Mimaut aus Gesundheitsgründen von seinem Posten ab, und Lesseps ging wieder nach Alexandrien, um dort die Geschäfte des Generalkonsulats interimistisch zu führen.

Ende 1834 brach die Pest in Alexandrien und Kairo aus, die Epidemie dauerte fast zwei Jahre. Endlich war für Lesseps eine Gelegenheit gekommen, seine Tatkraft zu zeigen, nicht immer untätig warten und Bürogeschäfte erledigen zu müssen. Er wurde zum Präsidenten des Gesundheitsrates von Alexandrien gemacht und leistete zwei Jahre lang eine anstrengende Arbeit in der Seuchenbekämpfung. Eine Lyoner Zeitung berichtete von ihm: „Lesseps bewies einen Mut und eine Auf-

opferung, wie sie seiner Fahne würdig sind. Kühn, unermüdlich, manchmal verwegen ... Über die Betten der Sterbenden gebeugt, hat er gefragt, getröstet und geholfen. Gestern erzählte man ihm, daß in einem Saal des Lazaretts, in dem zweiundvierzig Pestkranke liegen, seit einigen Tagen kein Arzt mehr war, weil keiner hineinzugehen wagt. Lesseps fuhr sofort hin, blieb eine ganze Stunde dort; dann ernannte er einen neuen Arzt ausschließlich für diese Unglücklichen." Seine Überredungskraft, die ihm später so viel geholfen hat, muß damals schon ausgeprägt gewesen sein: ein bestimmter Häuserblock in Alexandrien war das Ausstrahlungszentrum der Pest. Jedoch die Bewohner wollten sich nicht evakuieren und in die Lazarette überführen lassen. Lesseps ging zu ihnen, beschwor sie, machte ihnen klar, daß es ihr Tod sei, wenn sie blieben. Schließlich ließ er bei den Europäern Kleider sammeln und nahm sie mit. Er sprach den Eingeborenen noch einmal zu, sie ließen sich überreden und unterzogen sich der ersten Quarantäne, nahmen die europäischen Kleider und erschienen im Lazarett. Frankreich dankte seinem energischen Konsul, er wurde Ritter der Ehrenlegion und bekam einen Sonderurlaub, der ihn Anfang 1836 auf einige Monate in die Heimat führte.

Durch Mehemets Wohlwollen war Lesseps in enge Berührung mit dem Herrscherhaus gekommen und hatte sich mit dem Prinzen Said befreundet, dem jüngsten Sohn der umfangreichen Kinderschar des Vizekönigs. Jener Said hatte Anlage zum Dickwerden, das war die größte Sorge seines Vaters, der ihn tüchtig herumjagte. Lesseps war sein Reit- und Sportlehrer. Aber der junge Prinz wurde durch geistige und körperliche Übungen so geschunden, daß er jedesmal froh war, wenn er auf einige Stunden in das französische Konsulat entwischen

und sich dort etwas ausruhen konnte. Im übrigen gab es dort jederzeit sein Leibgericht, Makkaroni. Mehemet Ali, der sich freute, daß Lesseps sich so des Jungen annahm, gab ihm eines Tages die Wochenberichte über den Prinzen und meinte: „Ich mache mir nicht viel aus solchen Sachen. Ich konnte nicht lesen, bevor ich vierzig war, und kann es jetzt noch nicht recht. In diesen Berichten interessiert mich nur die letzte Spalte, in der das Gewicht der letzten und vorletzten Woche und der Unterschied angegeben wird. Hat er zugenommen, bestrafe ich ihn, hat er abgenommen, bekommt er ein Lob." Bei diesen Erziehungsmethoden war es erklärlich, daß sich der Prinz dem freundlichen Konsul anschloß, ohne allerdings zu ahnen, welche Folgen diese Freundschaft einmal haben würde.

Lesseps hatte sich nicht nur durch seine Energie während der Pestzeit und durch die sorgfältige Führung der Konsulatsangelegenheiten beliebt gemacht, sondern ebenso durch sein persönliches Auftreten. „Lesseps war die Seele aller Veranstaltungen. Liebenswürdiger Gesellschafter, witziger Causeur, unermüdlicher Tänzer, eleganter Kavalier und guter Freund, war er überall gesucht und gehätschelt. Es gab nur eine Meinung über seinen Erfolg in den Salons, über seine Jagdunternehmungen und seine Reitkunst. Er ritt die unzähmbarsten Hengste mit einer Verwegenheit ohnegleichen. Seine Pferdekenntnis hatte ihn bei den Arabern beliebt gemacht ..."

Kein Wunder, daß Lesseps nach seiner Rückkehr vom Urlaub ein Empfang bereitet wurde, wie es schließlich kaum üblich ist, wenn ein Konsul nach einigen Monaten zu seiner Dienststelle zurückkommt. Als Ende 1837 ein Ersatz für Generalkonsul Mimaut gefunden war, und Lesseps nach Frankreich zurückgerufen wurde, gab es ein großes Bankett zu Ehren des scheidenden Konsuls und des neu angekommenen General-

konsuls. Dabei brachte ein angesehener englischer Kaufmann aus Alexandrien, Galloway, einen Toast auf Lesseps aus, daß „er niemals einen so jungen Mann seine Nation so würdig habe repräsentieren sehen, und daß die französische Regierung viel gewinnen würde, wenn sie draußen viele solche Männer wie Lesseps haben würde."

Der Abschied war ganz anders als die erste Ankunft in Ägypten seinerzeit. Auf dem Schiff, das Lesseps 1832 nach Ägypten brachte, war ein Passagier gestorben. Da in Frankreich derzeit die Cholera wütete, wurde das Schiff vor Alexandrien in eine vierwöchige Quarantäne gelegt. Lesseps hatte sich seine Ankunft etwas anders vorgestellt. Generalkonsul Mimaut entschädigte ihn durch die Übersendung einer Anzahl interessanter Bücher über Ägypten, unter denen sich auch jener Bericht über einen Kanal zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer befand, den Napoleon während seiner Ägyptenexpedition hatte anfertigen lassen. Er stammte von Lepère und war von Napoleons Freund de Monge herausgegeben worden, der dafür zum Comte de Péluse ernannt worden war. Später hat Lesseps behauptet, daß in diesen Tagen der Grundstein zu seinem späteren Lebenswerk gelegt worden sei. Das ist möglich, wahrscheinlicher aber ist, daß Lesseps erst durch die anwachsende Diskussion über die Suezkanalfrage angeregt worden ist, die gerade in den dreißiger Jahren, als Lesseps an Ort und Stelle in Ägypten war, einen ersten Höhepunkt erreicht hatte. Im Hinblick auf die späteren Ereignisse scheint es angebracht, diese von Lesseps immer wieder erneuerte Erzählung zwar als den Tatsachen nach wahr, in der Bedeutung aber nicht allzu ernst zu nehmen.

Lesseps drängte es nach Hause. Er hatte bei seiner Mutter während seines Ehrenurlaubs 1836 Madame Delamalle und ihre Tochter Agathe kennengelernt, die beide großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Da der schneidige Lesseps auch dem jungen Mädchen gefiel und ihre Mutter über die guten Zukunftsaussichten des jungen Diplomaten unterrichtet war, stand der Hochzeit der beiden nichts weiter im Wege. Die Eheschließung sollte stattfinden, sobald Lesseps aus Ägypten zurückkehrte. Agathe Delamalle war damals achtzehn Jahre alt. Sie hatte dunkle Haare und einen südfranzösischen Gesichtsschnitt, aber blaue Augen. Lesseps war sehr in ihre zärtliche und anmutige Art verliebt, während sie seine Männlichkeit, sein scharfgeschnittenes und klares Gesicht bewunderte. Beide waren schöne, harmonisch gewachsene Menschen, die ausgezeichnet zueinander paßten und glückliche Eheleute zu werden versprachen. Der große Altersunterschied von vierzehn Jahren machte sich äußerlich kaum bemerkbar, innerlich war er nicht von Bedeutung, weil die führende Rolle des Mannes ohnehin Tradition der französischen Ehe war. Gerade ein eitler Mann wie Lesseps, der sich gern in der Bewunderung anderer sonnte, hätte keine andere, ihm vielleicht geistig näherstehende Frau gebrauchen können.

Der Vater Agathe Delamalles war schon mit zweiunddreißig Jahren als Generalstaatsanwalt in Angers gestorben. Ihr Großvater war Rechtsanwalt in Paris gewesen, während der Revolution auf elf Monate eingesperrt worden und dann bis 1811 als Anwalt in Paris geblieben. Napoleon hatte ihn zum Chevalier gemacht, Louis XVIII. zum Kammerherrn, er war Staats- und Universitätsrat und Kommandeur der Ehrenlegion gewesen – ein erfolgreicher Franzose. Von der engeren Familie Agathes war nur noch ihre Mutter übriggeblieben, an der sie

mit besonderer Liebe hing. Bald wurde auch Lesseps in die Fürsorge ihrer Mutter eingeschlossen. Er fand an ihr eine stets treue Freundin, die allen Frauen, die Lesseps je näher gekannt hat, himmelhoch überlegen war. Sie war nicht nur das Muster einer sich nicht einmischenden Schwiegermutter, sondern vor allem geistig eine Partnerin ihres Schwiegersohnes, mit dem sie in ständiger brieflicher Verbindung blieb. Dieser Briefwechsel ist der ehrlichste und offenste, den Lesseps je geführt hat, er ist überdies geistreich und von herzlicher Zuneigung beider Seiten getragen. Fast scheint es, als ob das Verhältnis Lesseps' zu seiner Schwiegermutter innerlich enger gewesen ist als das zu seiner Frau. Frau Delamalle hat den Aufstieg ihres Schwiegersohnes mit Rat und treusorgender Hilfe stets begleitet. Kurz vor seiner Rückkehr nach Paris schrieb ihr Lesseps aus Marseille: „Nach zwanzig Monaten der Prüfung stehe ich vor dem Ziel, durch eine Vereinigung, die ich so brennend gewünscht habe, das Recht zu erhalten, Sie Mutter nennen zu dürfen."

In der Kirche *de l'Assomption* in Paris fand die Trauung am 21. Dezember 1837 statt. Die Ehe wurde von einem alten Freund der Familie Delamalle, dem Bischof von Marokko, eingesegnet. Lesseps und seine Mutter werden sich gefragt haben, ob wohl die Vorsehung dieser Ehe freundlicher gesinnt sein würde als der Ehe Mathieus oder ob Agathe de Lesseps ebenso lange Monate und Jahre schmerzlicher Trennung zu ertragen haben würde wie ihre Schwiegermutter, die sich ein Leben lang in Sehnsucht verzehrt hatte.

POLITIK NACH DEM WINDE

Die große Revolutionsperiode hatte ihr erstes Ende gefunden. Aber nur in Amerika war die Revolution gewonnen worden, in Nordamerika gegen England und in Südamerika mit Englands Hilfe. Frankreich hatte seine Freiheit einige Male verkauft, zuerst an Napoleon, dann an die Bourbonen und nach der Julirevolution an Louis-Philippe. Spanien war an den skrupellosen Ferdinand VII. zurückgefallen.
Der Bürgerkönig gab sich alle Mühe, den drohenden Konflikt mit England zu vermeiden. Sein Minister Thiers jedoch, Bonapartist und Biograph Napoleons, dem es 1840 gelang, die Gebeine Napoleons aus St. Helena überführen zu lassen, war anderer Meinung. Er wandelte bereits auf den Spuren Napoleons in der Mittelmeerpolitik, stützte Mehemet Ali bei seinen Kriegen gegen die Türkei und fiel darüber. Denn Mehemet Alis militärische Siege führten zur diplomatischen Niederlage gegen das England Palmerstons, das in der Erhaltung der Türkei wegen des Gleichgewichtes in Europa eine Hauptaufgabe sah. Frankreich mußte sich bequemen, den ersten Meerengenvertrag von 1841 an der Seite Englands zu unterzeichnen und seine ägyptischen Freunde endgültig aufzugeben. Englands Mittelmeerpolitik begann, Form zu gewinnen, sie begann bereits, sich mit der Indienpolitik eng zu verbinden. Castlereagh hatte schon gesagt: „Jede Position auf dem Wege nach Indien wird und muß uns gehören." Die Würfel waren gefallen.
Palmerstons erster großer Erfolg war die Liquidation der belgischen Frage gewesen, England hatte über Frankreich auf

der ganzen Linie gesiegt, dank der Angst des Bürgerkönigs vor möglichen Verwicklungen und einer Wiederkehr der gefürchteten Heiligen Allianz. Den Thron Belgiens hatte ein Koburger bestiegen, Leopold, Onkel des späteren englischen Prinzgemahls der Königin Viktoria und des späteren portugiesischen Prinzgemahls der Königin Maria da Gloria. Alle englischen Trabanten wurden unter dem Haus Koburg vereinigt, und die englische Sippschaft der Koburger hätte nicht bis zum Weltkrieg zu warten brauchen, um sich in Haus Windsor umzutaufen – man hätte es ihnen damals schon geglaubt. Hatte der Wiener Kongreß die Revolutionen unter Führung Metternichs zerschlagen, so war es jetzt Aufgabe des durch innenpolitische Vorgänge liberal gewordenen England, die liberalen Revolutionen zu legalisieren. Der Bürgerkönig war zuerst von England anerkannt worden, obgleich er sich bald darauf zum intimsten Freund Metternichscher Reaktion entwickelte. Cristina von Spanien, nach dem Tode Ferdinands VII. Regentin für ihre Tochter Isabella II., wurde nicht zuletzt durch England einer Verfassung zugänglich gemacht (1834), und die belgische Revolution wurde sanktioniert. Nicht etwa aus liberalen Gründen, aus einer Gemeinsamkeit der Weltanschauung, sondern unter rein machtpolitischen Erwägungen. Das Frankreich der Bourbonen hatte gefährliche Ansätze der Zuneigung zu Rußland gezeigt, die Autokratie des bourbonischen Spaniers ließ innere Unruhen befürchten, die England in Spanien ebensowenig brauchen konnte wie Frankreich; und die seit 1815 vereinigten Niederlande waren an den großen Strommündungen des England gegenüberliegenden Festlandes zu groß, um nicht doch noch einmal gefährlich werden zu können. Nichts Besseres als eine innere Teilung der Niederlande konnte der englischen Politik widerfahren. Als sie erfolgte, erklärte England

das Nichteinmischungsprinzip und schüchterte dadurch alle beteiligten Mächte ein. Belgien wurde selbständige Monarchie. Nur die Niederlande waren mit der Lösung naturgemäß nicht einverstanden, und die Spannung an der belgisch-niederländischen Grenze wuchs von Jahr zu Jahr. Der Haag hatte Belgien bisher noch nicht anerkannt. Den Westmächten lag an der schnellen Lösung, die Diplomatie arbeitete auf hohen Touren. Lesseps wurde Anfang 1838, obgleich er eigentlich nach Ägypten hätte zurückgehen sollen, mit Sonderauftrag zur Unterstützung des französischen Gesandten nach dem Haag geschickt und wirkte dort an den Verhandlungen zur Beilegung des Konfliktes mit. Er blieb, offiziell als Konsul in Rotterdam, ein Jahr in den Niederlanden. Auch an diesem zweiten Brennpunkt englischer und französischer Überschneidungen – den ersten hatte er im Orient schon kennengelernt – wurde Lesseps das Übergewicht der englischen Politik deutlich. Palmerston erledigte den Streit mit Geschick, unter englischer Aufsicht wurde die belgisch-holländische Grenze festgelegt und 1839 jener Neutralitätsvertrag über Belgien zwischen allen großen Mächten abgeschlossen, der zwar Louis-Philippe und die Franzosen, die immer noch auf eine stärkere Bindung Belgiens an Paris hofften, zunächst erheblich verstimmte, sich später aber als um so nützlicher erwies. Er wurde zur Grundlage der Entente cordiale und war ein Baustein zum Sieg der Alliierten im Weltkrieg.

Lesseps hatte sich von seiner jungen Frau nicht zu trennen brauchen, sie war mit nach Rotterdam gegangen und hatte ihm dort ihr erstes Kind geboren, das jedoch noch im gleichen Monat wieder starb. Auch auf seinen nächsten Posten, das Konsulat in Malaga, konnte er seine Frau mitnehmen. Dort

wurde Charles-Aimé-Marie geboren, der in späteren Jahrzehnten wichtiger Mitarbeiter seines Vaters wurde.
Auf der Durchreise durch Paris hielt ihn der Außenminister fest und ließ ihn einige Zeit die Korrespondenz in der ägyptischen Sache, die gerade auf ihrem Höhepunkt angelangt war, führen. Die diplomatische Niederlage in der orientalischen Krise hat er dann schon von Malaga aus miterlebt.
Im Juli 1840 kam Lesseps in Malaga an, er blieb bis 1849 in Spanien und sah sich bald am dritten Brennpunkt der politischen Entwicklung Europas. Cristina hatte trotz der Verfassungen von 1834 und 1836 nicht viel anders regiert als ihr verstorbener Gatte Ferdinand. Während ihrer Regentschaft, die mit Hilfe der Liberalen die karlistisch-reaktionären Aufstände erledigt hatte, entwickelte sich das System militärischer Opposition, das Spanien seither beherrscht hat. War die Regierung liberal, verlangte das Militär die Reaktion. Kam sie – und sie kam immer, solange die Bourbonen in Spanien regierten –, so wurde das Militär zum höchst explosiven Wortführer der liberalen Opposition. England und Frankreich versuchten wechselweise in dieses Spiel einzugreifen und haben damit ein Jahrhundert lang gegeneinander viele diplomatische Siege errungen und Niederlagen erlitten. Spanien wurde zum Versuchsfeld der englisch-französischen Politik, waren beide in Spanien einig, so waren sie überhaupt einig. Daß England, weiter vom Schauplatz entfernt, oft den längeren Arm hatte und mit nüchterner Berechnung Siege erfocht, wurde seitens Frankreich durch die innige Verflechtung mit innerspanischen Intrigen vollauf ausgeglichen.
Als Lesseps in Malaga war, führte eine liberale Revolution unter General Espartero gerade zur Liquidation der Regentschaft Cristinas. Sie mußte außer Landes gehen, und Espar-

tero übernahm die Regentschaft für die junge Thronerbin Isabella. Da Frankreich die Nichteinmischung proklamiert hatte, obgleich Cristina nach Frankreich geflohen war, beschränkte sich die Tätigkeit Lesseps' auf die Konsulargeschäfte. Immerhin lag es in französischem Interesse, die Parteigänger Cristinas zu schützen. So verhalf er dem Cadizer General Christino Solar Espinosa zu einer abenteuerlichen Flucht. Der General wollte vor der Volkswut auf das französische Schiff *Le Phénicien* flüchten, das Lesseps gerade nach Malaga gebracht hatte. Da nach einem Vertrag von 1750 französische Handelsschiffe in spanischen Häfen nur nach Erlaubnis durch den Konsul von Polizei betreten werden durften, also exterritorial waren, wandte sich der Führer der Junta an Lesseps, er solle den General wieder herausgeben. Da solchen Ansuchen bisher üblicherweise immer nachgegeben worden war, konnte sich Lesseps nicht entziehen, ging aber während der Unterredung in sein Schlafzimmer, „um seine Kleidung zu vervollständigen", und benachrichtigte den Kapitän des *Phénicien,* er solle den General so schnell als möglich zu dem französischen Kriegsschiff bringen, das auf der Reede lag. Dann gab er die Erlaubnis zur Durchsuchung des Handelsschiffes und fuhr selbst mit. Der General wurde gerade weggerudert, als die aufgebrachte Volksmenge am Kai nach ihrem Opfer schrie. Die Junta fand selbstverständlich nichts mehr auf dem Schiff. Der Mob erging sich nun in Drohungen, als Lesseps mit dem Führer der Junta wieder zum Kai kam, aber der französische Konsul marschierte gelassen quer durch die tobende Meute, ohne rechts und links zu sehen. Es war wieder ein Bravourstück des tollkühnen Lesseps wie damals die Flucht Jussufs oder die Ereignisse bei der Pest in Alexandrien.

Nach zwei verhältnismäßig ruhigen Konsulatsjahren in Malaga

wurde Lesseps als Konsul nach Barcelona versetzt und nun mitten in den Strudel der spanischen Wirren hineingezogen. Im Juni 1842 war er übergesiedelt, Ende des Jahres brachen die Aufstände zunächst in Katalonien, dann in ganz Spanien gegen Espartero los, der sich in einem Jahr vom liberalen General zum diktatorischen General gewandelt hatte. Von November 1842 bis November 1843, während einer nicht abreißenden Kette von Aufständen, mußte der französische Konsul in Barcelona zeigen, ob er seines Amtes würdig war. Lesseps hat, unterstützt durch seine unerwartet tapfere Frau, die vielfältigen Aufgaben glänzend gelöst und war ein gefeierter Mann, als durch die Wiederkehr eines reaktionären Systems unter Cristina die Ruhe vorerst wiederhergestellt war.
Den ersten Aufstand in Barcelona im November 1842 hatte der dortige Statthalter Esparteros durch die Schließung einer großen und viele Arbeiter beschäftigenden Fabrik veranlaßt. Lesseps Haus lag an der Rambla, also mitten im Hauptkampfgebiet. Trotz der heftigsten Schießereien ist jedoch weder Lesseps noch seiner Familie etwas zugestoßen. Agathe de Lesseps berichtete am 17. November an ihre Mutter nach einer beruhigenden Lageschilderung: „Von unserer Terrasse beobachteten wir eine Einschiffung beim französischen Schiff *Méléagre*. Die Familie des Generalkapitäns – Esparteros – sollte an Bord genommen werden, wurde aber auf dem Wege zum Schiff von Barken mit Aufständischen umringt, die sich der Einschiffung widersetzten und die Schaluppe der *Méléagre* nach dem Hafen Barcelonetta bringen wollten. Schleunigst warf sich Ferdinand in seine Uniform und ging, begleitet von einem Milizoffizier, um bei der neuen Verwaltung gegen diese Flaggenverletzung zu protestieren. Er wurde freundlich empfangen, alle Leute, die er traf, versicherten ihm, daß kein Fran-

zose etwas zu fürchten habe; und er bekam einen schriftlichen Befehl mit, daß die Schaluppe freigelassen werden sollte. (Vom Hafen Barcelonetta) ... stieg Ferdinand zur Zitadelle, um den Generalkapitän über das Schicksal seiner Familie zu beruhigen. Während er sich dort aufhielt, begann die Miliz, auf das Fort zu schießen, und die Truppen erwiderten das Feuer."

Dann hat Lesseps in der Nacht des gleichen Tages die Übergabeverhandlungen des Forts Atarazanas vermittelt, aber „sich überhaupt nicht in die Verhandlung gemischt, um sich nicht zu kompromittieren". Zumal noch keineswegs feststand, welche Partei endlich siegen würde.

Am 24. November spitzte sich die Lage so zu, daß Lesseps, der – gemütlicher Krieg – von dem Termin eines Beschießungsbeginns rechtzeitig erfahren hatte, die Franzosen aus der Stadt herauszog und an Bord der *Méléagre* brachte. Auch andere Ausländer schlossen sich an, so daß schließlich der französische Konsul an der Spitze von 1300 Menschen zum Hafen marschierte, wo auch noch ein französisches Kriegsschiff angekommen war. Der Kanzler des Konsulats verglich diesen Zug mit der „Flucht nach Ägypten" und war wohl nur nicht bibelfest genug, um den passenderen Vergleich des Zuges der Israeliten aus Ägypten zu finden. Agathe de Lesseps berichtete, daß die mustergültige Ordnung des Auszugs ihrem Mann und dem Kapitän der *Méléagre* zu verdanken gewesen sei, und Lesseps fügte diesem Brief an: „Agathe hat in allen Lagen Mut und bewundernswerte Kaltblütigkeit gezeigt, was ihr die Wertschätzung aller eingetragen hat ... Charles ist glücklich über diesen unbeschreiblichen Wirrwarr."

Lesseps vertrat in diesen Tagen mit Mut und alter Tollkühnheit die französischen Interessen, beobachtete alles, war täglich an Land und berichtete nach Paris. Agathe de Lesseps

schrieb an ihre Mutter: „Diese Revolution bringt ihn großartig zur Geltung; alle Welt liebt und bewundert ihn. Alle schreiben es ihm zu, daß das (tagelang angekündigte) Bombardement noch nicht stattgefunden hat . . . Wenn er erscheint, heißt es: Der Konsul von Frankreich! und alle machen Platz." Bald traf jedoch der General Espartero selbst ein, und die Ausländer, die schon wieder in ihre Wohnungen zurückgekehrt waren, wurden schleunigst wieder an Bord der Schiffe gebracht. Die Regierungstruppen drangen nach schweren Kämpfen in die Stadt ein, die vorher sturmreif geschossen worden war. Ein Geschoß war durch die Straßentür in die Kanzlei des Konsulats eingedrungen, eine Granate hatte den Balkon neben neben dem Zimmer Agathes zerstört und eine andere war auf die Terrasse gefallen. Im Hausgarten hatte der Kampf ein paar Granattrichter als Spuren hinterlassen. Die englischen Schiffe hatten Munition zum Fort Montjuich geschickt, während die französischen Matrosen bemüht waren, die Brände zu löschen. So trug jede Nation ihr Teil zum Geschehen bei.
Nachdem die Ruhe in Barcelona wieder eingekehrt war, konnte sich Lesseps vor Dankesbezeigungen und Belobigungen kaum retten. Seine mutige Haltung und sein rühmliches Auftreten machten ihn zum Helden des Tages. Man forderte von seiner Schwiegermutter sein Bild, aber sie gab es nicht heraus. Lesseps schrieb ihr: „Ich möchte nicht verfehlen, mich bei Ihnen dafür zu bedanken, daß Sie mich vor dem Gespött der Leute bewahrt haben. Ich finde, daß man nun genug über mich geredet hat; im allgemeinen langweilt es, Gutes über andere sagen zu hören, und wenn man in meiner Stellung ist, muß man von einer besonderen Zurückhaltung sein und alles vermeiden, was zu dem Glauben verleiten könne, man wolle die günstige Lage ausnutzen."

Lesseps wog sehr kühl Vorteil und Nachteil dieses öffentlichen Heldentums ab, wehrte der Überschwenglichkeit, um nicht den Neid seiner Kollegen oder Vorgesetzten herauszufordern, nahm aber mit allen Zeichen der Bescheidenheit die meisten Ehrungen an, nicht ohne zu versichern, daß er nur seine Pflicht getan habe. So zirkelte sich in den Gazetten der Zeit das Bild des jungen Konsuls ab: ein würdiger Vertreter seiner Nation, mutig und klug, bescheiden und ehrenhaft, ein männlicher Charakter. Die Franzosen Barcelonas ließen zu seinen Ehren eine Goldmedaille schlagen und überreichten sie ihrem Konsul mit einer Dankadresse, in der von dem Vater aller, von der ewigen Erinnerung und von dem Wunsche die Rede ist, nach dem Weggange dieses Konsuls einen würdigen Ersatz zu bekommen. „Die Nachwelt wird das Buch der Geschichte Ihres Lebens auf dieser schönen Seite öffnen und lesen: ‚In dieser Zeit war Ferdinand de Lesseps Konsul von Frankreich in Barcelona, tapfer, edel und menschenfreundlich. Seine Haltung war bewundernswert.'" Außenminister Guizot schrieb an Lesseps: „Der König hat Ihre Haltung voll gebilligt ... Ich freue mich, Ihnen ein so ehrenhaftes Zeugnis im Namen des Königs ausstellen zu können, und ich werde nicht verfehlen, um ein besonderes Zeichen der Gunst für Sie zu bitten." Guizot vergaß dieses Versprechen nicht und konnte noch im Dezember Lesseps das Offizierskreuz der Ehrenlegion im Namen des Königs überreichen.

Guizot betonte in dem zweiten Schreiben, daß das Offizierskreuz gleichzeitig ein Beweis dafür sein solle, daß die Regierung den Konsul gegen alle fälschlichen Beschuldigungen decke. Die Vorwürfe waren von englischer Seite gekommen und gipfelten in der Behauptung, der Aufstand in Barcelona habe sich der besonderen Unterstützung des französischen

Konsuls erfreut. Dem war zweifellos nicht so. Nicht etwa, weil wie die Franzosen es hinstellten, Frankreich unter dem Zeichen der Menschlichkeit beiden Parteien das Haus und die Hilfe ihres Konsuls geöffnet hatte, sondern einfach, weil während der Kämpfe der Name des Siegers nicht feststand. England unterstützte offenkundig Espartero, man hatte ja sogar mit Munition ausgeholfen –, nachdem London vorher die Nichteinmischung in innerspanische Politik deklariert hatte. Frankreich dagegen, das sich dem Prinzip der Nichteinmischung amtlich angeschlossen hatte, vermied auch tatsächlich jede Parteinahme, da es einerseits in guten Beziehungen zur Regierung Esparteros stand, andererseits sich nicht den Weg zur Freundschaft mit einer neuen Regierung selbst verlegen wollte. Marokko stand bereits auf dem Programm der englisch-französischen Konkurrenz um die spanische Freundschaft. Nichteinmischung war damals wie heute eine beliebte Formel, an die zu halten man sich öffentlich verpflichtete, um sie unkontrolliert nicht allzu ernst zu nehmen.

Von französischer Seite wurde sogar der Führer der aufständischen Junta zur Rehabilitierung des französischen Konsuls von der Pariser Regierung bemüht, der in einem Aufsatz in der Marseiller Presse beschrieb, wie neutral Lesseps seine Unterstützung beiden Parteien angedeihen ließ, ja, wie tollkühn er sich der Familien der Espartero-Partei angenommen habe. Lesseps habe eines Tages um Pässe für eine französische Familie gebeten, die der Führer der Aufständischen auch bewilligt habe. Gleich darauf habe dieser erfahren, daß die französische Familie aus einem General und anderen Parteigängern Esparteros bestünde, habe aber sein Wort nicht zurücknehmen wollen, und die „französische" Familie habe fliehen können. „So also bewies sich, wie Lesseps unseren Aufstand unterstützt hat,

nachdem er vorher ihr Anstifter gewesen war, wie die englische Presse behauptet!" Die gleiche englische Presse sollte später noch eine viel größere Rolle im Leben Lesseps' spielen, jetzt gab es schon einen kleinen Vorgeschmack, wie gefährlich es werden konnte, England zum Feind zu haben.

Lesseps hatte in seiner Frau während der schwierigen Zeit des ersten Aufstandes eine tapfere Helferin gefunden. Er hatte darüber seiner Schwiegermutter geschrieben: „Agathe ist die Perle der Frauen. Ich versichere Ihnen, daß ich ihren Charakter und ihre Vernunft in diesen schweren Zeiten schätzen gelernt habe, in denen ich meinen Kopf völlig frei haben mußte, und in denen ich sicherlich nicht meine Unternehmungen hätte durchführen können, wenn ich eine Frau gehabt hätte, wie ich sie fast überall um mich herum sehe."

Agathe de Lesseps fand bald Gelegenheit, ihren Mut erneut zu beweisen. Im Juni 1843 spitzte sich die Lage in Barcelona wiederum zu, obgleich nur noch 3000 Einwohner in der Stadt waren. Militärisch war allerdings der Statthalter Esparteros unterlegen, denn er hatte nur 7000 Mann gegen 35000 aufständische Katalanen. Agathe de Lesseps ließ in ihren Briefen jetzt durchblicken, daß Espartero durch ein neues Bombardement nur eine verlassene Stadt zu seinem Vergnügen zerstören würde und sich Lesseps anscheinend doch stärker auf der Seite der Aufständischen befinde. Jedenfalls mußte Lesseps seine Franzosen zum drittenmal auf Schiffe bringen, während er selbst nach Barceloneta übersiedelte. Die Junta hatte nämlich die Bewegungsfreiheit in der Innenstadt stark eingeschränkt, von Barceloneta aus konnte Lesseps die Entwicklung mit größerer Genauigkeit beobachten. Von Guizot kam ein neuer Lobesbrief an, da sich Lesseps' Organisationstalent wiederum bewährt hatte: „Sie haben diese bedeutende und delikate Mis-

sion mit ihrem gewohnten Eifer erfüllt und haben sich an diesem lebhaften Posten, den Ihnen anvertraut zu haben sich die königliche Regierung beglückwünscht, so verhalten, daß Sie neue und wichtige Stücke zu ihrem Wohlwollen für Sie beigetragen haben."

Die Kämpfe in Barcelona wurden durch die Machtübernahme des Generals Prim beendet, der auch Barcelona besetzen ließ, beendet nicht etwa im Sinne der Forderungen der Aufständischen. Es handelte sich nur darum, Espartero auszuschalten; Isabella II. wurde trotz ihrer dreizehn Jahre für großjährig erklärt und eiferte bald ihren Eltern nach, dem grausamen und hinterhältigen Ferdinand und der Königin Cristina, die es fertiggebracht hatten, mit Hilfe der Liberalen autokratisch zu regieren. Jetzt wurde auch die Königinmutter zurückgerufen und betrat in Barcelona spanischen Boden, aus Frankreich kommend. Trotz der abwartenden Haltung war jetzt Frankreich in Spanien gegen England etwas im Vorteil, ohne allerdings diesen Gewinn zu mehr als einer Stimmungsmache auszunutzen.

Königinmutter Cristina vergaß nicht, in Barcelona dem tatkräftigen Konsulehepaar ihre Anerkennung auszusprechen: „Sie können stolz sein, einen solchen Gatten zu haben, und er sehr glücklich, eine so charmante Frau an seiner Seite zu wissen." – „Sie begeben sich zum König (von Frankreich), er ist von Ihnen entzückt, das hat er mir mehrmals gesagt, denn wir haben oft von Ihnen und meinem lieben Spanien gesprochen."

Lesseps ging tatsächlich Anfang 1844 auf Heimaturlaub. Er unterbrach die Heimreise in Perpignan, um den Marschall Castellane zu besuchen, der als Kommandeur der Pyrenäen-

grenzbezirke während der Aufstände mit Lesseps zusammengearbeitet hatte. In einem Brief gibt der Marschall ein Bild des Konsuls und seiner Frau: „Lesseps ist vierzig bis fünfundvierzig Jahre, fünf Fuß, zwei Zoll groß; er hat sich bei den Ereignissen in Barcelona mit Takt, Mut und Würde gehalten. Madame de Lesseps ist achtundzwanzig bis dreißig Jahre, brünett, mit blauen Augen, geistreich, bestimmt, und scheint mir eine Frau von Charakter; ich bin überzeugt, daß sie ihrem Gatten in Barcelona nicht unnütz gewesen sein wird."

In Marseille bereitet ihm die Handelskammer einen überschwenglichen Empfang, bei dem der Präsident Pascal in Versform einen gewaltigen Toast auf den Konsul ausbrachte. In diesem Loblied war von einem Priester auf Sizilien die Rede, der durch sein Gebet und seine starken Worte dafür sorgt, daß Feuer und Lava eines Vulkanausbruchs niemanden schädigen: so ähnlich habe Lesseps in Barcelona sich um alle Franzosen verdient gemacht. „Sie sind das lebendige Banner Frankreichs!"

Als Lesseps nach Barcelona – mit dem Range eines Generalkonsuls – nach einem Jahr zurückkehrte, empfing ihn diese Stadt begeistert. Er schrieb an seine Schwiegermutter: „Die Franzosen sind bis an Bord der *Palinure* gekommen, um mich zu holen. Am Kai feierliches Rede- und Antwortspiel. Dann Prozession bis zum Konsulat. Dort Begrüßung in Versen, gefolgt von einer Antwort durch mich in schlechter Prosa, dann am Abend große Serenade bis Mitternacht."

Da durch das strenge Regiment Isabellas und ihres Ratgebers Marschall Narvaez eine Art Kirchhofsruhe in Spanien eintrat, blieben die folgenden Jahre ohne aufregende Ereignisse. Lesseps entfaltete als angesehener Konsul seine in Ägypten gelernten Talente der Geselligkeit, zwischendurch wurde er selbst

immer wieder gefeiert. So gab Lesseps zu Ehren der Königin und der Königinmutter – Narvaez war auch dabei – in Barcelona einen Ball, den „unsere anmutige Königin am Arme des französischen Konsuls zu eröffnen geruhte. Diamanten glitzerten überall. Madame de Lesseps empfing die Eingeladenen mit vollendeter Grazie. Sie trug eine entzückende Toilette mit jener bewundernswerten Ungezwungenheit, deren Geheimnis allein die Pariserinnen kennen."

Die ruhige und nur von freundlicher Geselligkeit erfüllte Zeit wurde im Mai 1846 durch den Tod des jüngeren Sohnes Ferdinand unterbrochen, der in Malaga geboren worden war und nun im Alter von vier Jahren nach einer schweren Krankheit verschied. Der Schmerz über diesen Verlust war allgemein und zeigte dem Konsul, wie stark er im Mittelpunkt des Lebens in Barcelona stand.

Als Ende 1846 sein Bruder Théodore sich dafür einsetzte, daß er das Generalkonsulat in Kairo erhalten solle, dann aber aus dem Wechsel trotz besonderer Befürwortung durch den Außenminister nichts wurde, schrieb Lesseps selbst an seinen Bruder über seine Tätigkeit: „Zunächst stelle ich fest, daß es mich gar nicht drängt, aus Barcelona wegzukommen. Seit meiner Ernennung zum Generalkonsul geht es mir hier sehr gut, ich habe eine wunderbare Position, die nicht nur mit lokaler Bedeutung umschrieben ist, sondern deren Wirkung sich bis Madrid erstreckt. Ich kann ohne Eitelkeit sagen, daß ich unbegrenzte Möglichkeiten für den Einsatz meiner Arbeitsenergie habe."

Lesseps hat in seinem Leben viele Briefe geschrieben, in denen er von seiner Arbeit und der Bedeutung dieser Arbeit spricht, – alle Briefe beginnen mit der Einschränkung ‚Ich kann ohne Eitelkeit, ohne Übertreibung sagen'. Seine wohlerwogene Be-

scheidenheit war nichts als der Kampf gegen sein unermeßliches Geltungsbedürfnis, der nun allerdings nicht aus moralischen Gründen der Selbsterziehung geführt wurde, sondern allein aus Beobachtungen über die schädliche Wirkung für seine Karriere resultierte. Er hat zeit seines Lebens begründete Furcht davor gehabt, den Vorwurf der Eitelkeit hören zu müssen; nicht daß er auf sein Äußeres in mehr als den bei Diplomaten üblichen Maßen eitel gewesen wäre, sondern weil er seine Leistung in den Vordergrund gerückt hat. Nun war diese Überhebung, dieses Geltungsbedürfnis eher eine Erscheinung der Zeit als ein alleiniger Charakterfehler von Lesseps – und man möchte es dem Generalkosul beinahe zugute rechnen, daß er sich wenigstens noch jedesmal entschuldigte, wenn er diesem Zeitfehler Rechnung trug.

Die Erschöpfungsruhe in Frankreich hatte während der vorsichtigen Regierung des Bürgerkönigs einem neuen Wagemut Platz gemacht, einem Unternehmungsgeist des einzelnen, der aus der Verborgenheit des unterlegenen Frankreich hervorkam und in dem ängstlichen Auftreten der Regierung nicht die Befriedigung seines Tätigkeitsdranges finden konnte. Es begann die französische Gründerzeit, die Überbetonung der persönlichen Kraft und Leistung, der Versuch, als unbeteiligter einzelner für sich die Schäfchen einer ruhigen Zeit ins Trockene zu bringen, nicht ohne dabei den Nebenmann mit dem Ellenbogen zur Seite zu stoßen. Frankreich selbst war noch nicht wieder auf der Bildfläche des internationalen Lebens aufgetaucht, die Franzosen aber waren wieder da, hatten sich von den Schlägen der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts erholt und waren zufrieden, ohne Einmischung der Regierung eigennützige Unternehmungen durchführen zu können. Die fran-

zösische Nation war noch lange nicht wieder erstanden, sie hat sich nach allen Rückschlägen des Jahrhunderts eigentlich erst vor dem Weltkrieg wieder geformt.

Das englisch-französische Verhältnis hatte sich zum Anfang der vierziger Jahre gebessert. Das unfreundliche Regiment Lord Palmerstons war von dem kompromißbereiten Aberdeen abgelöst worden, der bis 1846 als Außenminister die englisch-französische Spannung überbrückte, – obgleich draußen in der Welt an vielen Stellen teils eigenmächtige, teils bevollmächtigte Franzosen in Konflikte mit englischen Ansprüchen gerieten: in der Südsee, im Orient, in Spanien, vor allem in Marokko, wo England sich eifrig hinter Abd el Kadr und den Sultan stellte. Frankreich hatte die Eroberung Nordafrikas bis Marokko vorgetragen, weil ihr heftigster algerischer Eingeborenengegner Abd el Kadr dort Zuflucht gefunden hatte. Gegen eine Durchdringung Marokkos legte aber England 1844 sofort ein Veto ein, es befürchtete bereits für seine Position am Westausgang des Mittelmeeres, zumal Frankreich bis Tanger vorgestoßen war. Langsam verflochten sich die einzelnen Fragen der englisch-französischen Politik rund um das Mittelmeer zu einer geschlossenen und auch so benannten Mittelmeerpolitik, die bis zur Entente cordiale von 1904 der Angelpunkt der englisch-französischen Spannung blieb. Die erste Marokkofrage von 1844 ließ bereits einen Krieg befürchten, als Louis-Philippe sich doch entschloß, seiner Kompromißpolitik treu zu bleiben und lieber die Truppen aus Marokko zurückzuziehen, als um Marokko einen Krieg gegen England führen zu müssen. Als einzigen Trost erhielt er vom Sultan auf Anraten Englands Abd el Kadr ausgeliefert.

Marokko war die gefährlichste Streitfrage in dieser Zeit, im übrigen befleißigte man sich nach außen dem Vorgeben einer

herzlichen Freundschaft, die seit 1841 bereits „herzliches Einvernehmen“, Entente cordiale, genannt wurde. Einerseits war es also mit dieser Entente cordiale nicht allzu weit her, andererseits entsprang sie einer englischen Nützlichkeitspolitik, da man nämlich in England ein gemeinsames Vorgehen gegen russische Ambitionen für richtig hielt und im übrigen die spanische Heiratsfrage auftauchte.

Isabella mußte bald einmal einen Mann haben. Weder England noch Frankreich gönnte dem anderen in dieser Sache einen Vorsprung. Frankreich versprach zwar, keinen Orléans mit der Königin zu vermählen, aber Louis-Philippe veranstaltete nach 1844 einige Intrigen, für die Frankreich in Spanien seit je ein gutes Talent gezeigt hat, und 1846 kam eine Ehe zwischen der Schwester Isabellas und einem Sohne Louis-Philippes zustande. Damit zerbrach die erste Entente cordiale, da London diesen Schachzug des Bürgerkönigs im Interesse seiner spanischen Politik unter keinen Umständen billigen konnte. Palmerston, der wieder das Außenministerium übernommen hatte, durfte Spanien nicht einem uneingeschränkten französischen Einfluß überlassen, wenn er nicht den Sieg in Marokko durch eine Niederlage in Spanien wieder einbüßen wollte. Louis-Philippe hingegen, der mit der spanischen Heirat zum erstenmal eine Aktivität entfaltet hatte, nahm die englische Feindschaft jetzt gelassen hin und freundete sich mit dem Österreich Metternichs an, zumal er seine erste liberale Zeit längst durch ein scharf autokratisches System abgelöst hatte.

Die außenpolitische Gefahrenlage des Bürgerkönigtums verschärfte sich jedoch von allein, ohne daß Louis-Philippe seinem spanischen Versuch neue Aktionen hätte folgen lassen. Die Reaktionspolitik Frankreich-Österreichs löste wachsend eine innere Spannung in beiden Ländern aus, die schließlich

auf ganz Europa übergriff. Die achtundvierziger Bewegung begann zuerst in Italien ihre äußerlich liberale, innerlich fast kommunistische Revolution. Der Putschgeist des halbjüdischen Mazzini brachte auch Frankreich sofort die von England nun sehnlich erwünschte Regimeänderung. England, selbst gefeit zunächst gegen jede revolutionäre Strömung, hatte mit Lord Minto einen geistvollen und aktiven Beobachter nach Italien geschickt, dem nicht zu Unrecht gewisse Erfolge der Revolutionäre zugeschoben werden. England spielte nach seinen alten Spielregeln und verrechnete sich nicht: das reaktionäre System des Louis-Philippe wurde mit Nachhilfe Englands nun ebenso hinweggefegt wie seinerzeit die Bourbonen in der Julirevolution. Noch war Englands Diplomatie einflußreich genug, um Regierungen in Frankreich abzusetzen. Grund genug war durch die Annäherung an die reaktionären Mächte und durch die spanische Heirat gegeben.

Der 28. Februar 1848 brachte also wieder die Republik in Frankreich, an der Spitze radikale Leute wie Louis Blanc und Ledru Rollin, wie der erstaunliche Arbeiter Albert, von dem man wie von einem Wunder erzählte, er habe sich wirklich aus kleinsten Verhältnissen hochgearbeitet. Die Außenpolitik aber wurde von dem gemäßigteren Lamartine gemacht, der den radikalen Wünschen, gegen die Monarchien aus Prinzip und nicht nur wegen 1815 Krieg zu führen, standhaft widersprach. Zehn Monate dauerte zunächst diese außenpolitisch lahme Periode, in der man zwar gegen 1815 protestierte, aber wiederum aus Furcht vor England und nun auch Österreich keinesfalls etwas unternehmen wollte. Lord Mintos Ausgaben hatten sich gelohnt.

Lesseps, Generalkonsul in Barcelona, war nicht sehr gemütlich zumute. Er hatte nun schon den Bourbonen mit Auszeichnung

gedient, hatte sich bei der Julirevolution hindurchgeschlängelt, um sich im autokratischen System des „Bürgerkönigs“ durchaus wohl und in königlicher Gnade gesonnt wiederzufinden, und sah sich nun der Verpflichtung gegenüber, überzeugter Revolutionär und Freiheitskämpfer zu sein. Hatte er sich bisher bei Stellungswechseln darauf berufen können, daß er als außenpolitischer Beamter ohnehin nicht an innere Entwicklungen gebunden sei, so mußte er jetzt immerhin eine Bilanz ziehen: auf der einen Seite standen die Gunstbezeugungen Louis-Philippes, der sich jetzt von den Anstrengungen seiner Politik ausgerechnet in England erholte, freiwilliges St. Helena; auf der andern hatte man ihn von englischer Seite gottlob wegen seiner undurchsichtigen Haltung während der Aufstände in Barcelona als Revolutionär – wenn auch fälschlich – gebrandmarkt; im übrigen saß er in Spanien, in einem Lande, das unter Narvaez und Isabella jeder liberalen Toleranz abhold war und also vielleicht auch die reaktionäre Haltung eines französischen Generalkonsuls entschuldigte.

So konnte Lesseps also am 8. März bereits seiner Schwiegermutter schreiben: „Wir beobachten mit großer Freude, daß Paris wieder zur Ruhe kommt und die Dinge ihren Lauf nehmen ... Bisher haben die Maßnahmen der provisorischen Regierung die Billigung aller Unvoreingenommenen gefunden ... Ich bin entschlossen, in aller Ruhe abzuwarten, was man mit mir machen wird. Sie wissen, wie sehr ich alles verabscheue, was nach Intrige aussieht und was mich in die Reihe der Leute bringen könnte, die ohne Scham unter allen Regimes auf Stellenjagd gehen. Ich bin unter der Republik nicht höfischer und auch nicht ehrgeiziger, als ich unter der Monarchie gewesen bin. Ich bin überdies hier völlig glücklich und habe keinen andern Wunsch als hierzubleiben.“ Fünf Monate später stieß

Lesseps dies erfreuliche Selbstbildnis mit Eifer und Hartnäckigkeit um.

Am 1. April wurde Lesseps plötzlich und ohne Angabe des Grundes nach Paris gerufen. Er atmete erst dann erleichtert auf, als man ihm, vor einer Besprechung mit Lamartine, mitteilte, daß der Regierungsausschuß ihn zum Botschafter in Madrid ernannt habe. „Ich kann Dir nur sagen, wie glücklich ich für Dich und mich bin", schrieb er an seine Frau. Er ging auch zu Louis Blanc. „Während ich warte, bis er sich angezogen hat, sitze ich im ehemaligen Zimmer des Herzog von Decazes, nichts ist hier geändert, mit Ausnahme der Bewohner." Und er fügte unvorsichtig einen politischen Witz an, der damals die Runde machte und ein bezeichnendes Licht auf die damalige wie auch auf spätere parlamentarisch-demokratische Regierungen Frankreichs wirft: „Übrigens gibt es über Louis Blanc und seine Arbeitsorganisation (Arbeitsrecht) einen Witz: eine Deputation kommt zu ihm und fordert von ihm den Mond. Er antwortet: ‚Seid beruhigt, meine Freunde, laßt mir Zeit... Laßt mich machen, ihr werdet ihn bekommen ... Und ihr werdet ihn sogar noch vor der Arbeitsorganisation bekommen.'" Trotzdem sagte er im gleichen Brief: „Im übrigen bin ich von meinen Unterredungen mit der Mehrzahl der Regierungsmänner sehr befriedigt. Ihre vernünftigen, einleuchtenden und großmütigen Ideen geben mir das Vertrauen, daß man auch über die derzeitige Krise hinwegkommen wird, und daß die Nationalversammlung die republikanisch-französische Gesellschaft auf solide Grundlagen stellen wird."

Am 16. April stellte Lesseps seine republikanische Gesinnung erstmalig unter Beweis. Man hatte eine Verschwörung aufgedeckt und die Nationalgarde und Bürgerwehr aufgerufen. Lesseps erschien mit seinem Bruder Jules und seinem Vetter Ed-

mond beim Ersten Arrondissement, ließ sich einkleiden und Waffen geben und in ein Bataillon einreihen, das vom späteren Außenminister Bastide kommandiert wurde, „entschlossen, die Ordnung um jeden Preis zu verteidigen". Die Sache ging jedoch durchaus friedlich aus. Immerhin fühlte sich Lesseps in Paris nicht ganz wohl, denn er hat vor seiner Abfahrt noch einige Male das Gewehr in die Hand nehmen müssen.

Obgleich der Herzog von Montpensier durch einen aus San Sebastian geschickten Adjutanten versichert hatte, daß er ein treuer Anhänger der Republik sei und keinen anderen Titel als den eines französischen Bürgers wünsche, hatte man das Vermögen und die Wertgegenstände der Herzogin zusammen mit dem Besitz der ganzen Familie Orléans beschlagnahmt. Die Herzogin, Infantin von Spanien, hatte Agathe de Lesseps noch kurz vor der Umwälzung eine wunderbare Brosche von Perlen, Rubinen und Goldblättern geschickt und sich auch sonst gegenüber den Lesseps freundlich gezeigt. Lesseps entschloß sich nun, seiner wohlgeneigten Freundin zu helfen, obgleich sie eine Orléans war. Es handelte sich immerhin um die eine der beiden Ehen zwischen Bourbon-Orléans und Bourbon-Spanien, die Louis-Philippe 1846 gegen Englands Willen mit dem Ziele neuerlicher Annäherung der beiden Staaten gestiftet hatte, die also Lesseps als französischem Vertreter und jetzt Botschafter in Spanien besonders am Herzen liegen mußte. Lamartine konnte Lesseps nicht helfen, gab ihm aber eine Empfehlung an Marrast, den Bürgermeister von Paris, dieser wiederum ein Handschreiben an den Kommandeur der die Tuilerien besetzt haltenden Nationalgarde. Damit erschien Lesseps in den Tuilerien und erklärte: „Ich bin der französische Botschafter in Spanien. Hier ist eine spanische Zeitung, in der es heißt, daß ihr die Infantin von Spanien beraubt." – „Glauben Sie, wir

sind Räuber?" – „Führen Sie mich zu Ihrem Chef!" Der die Liste der beschlagnahmten Kostbarkeiten aufnehmende Offizier meinte auf Lesseps' Bitte: „Hier gibt es viele Sachen ...", und Lesseps fiel ihm ins Wort: „Aber da es sich darum handelt, zurückzugeben, was Ihnen nicht gehört, so spielt wenig oder viel doch gar keine Rolle." Es war alles viel leichter als erwartet. Der bürgerliche Ordnungssinn der Revolutionäre hatte bereits alle Gegenstände säuberlich aufgebaut und mit Schildchen versehen, auch ein sehr kostbares Album mit Bildern bekanntester französischer Künstler, das die Infantin zu ihrer Hochzeit bekommen hatte, zuständigkeitshalber der Nationalbibliothek überwiesen. Lesseps holte alles zusammen und stellte das Vermögen und den Besitz der Infantin in der Pariser spanischen Botschaft sicher. Das von Lesseps erhoffte neue Bravourstück war nicht gelungen, weil die bürgerlichen Revolutionäre in allem nachgegeben hatten. Immerhin konnte nun Lesseps mit einer ausgezeichneten Einführung nach Madrid reisen. Am nächsten Tage fuhr er bereits aus Paris ab und begab sich über Bordeaux, Perpignan und Port Vendres nach Barcelona. Unterwegs machte er einen Abstecher nach Pau, wo sich Abd el Kadr mit seiner Familie in der Verbannung aufhielt. Lesseps berichtete später, daß er von seiner „edlen und ruhigen Resignation frappiert" gewesen sei; der Emir habe seitdem Frankreich treu gedient, später traf Lesseps noch einige Male mit ihm zusammen.

Nachdem sich Lesseps also auch dieses erste bedeutende Opfer französisch-spanisch-englischen Marokkoneides besehen hatte, mietete er in Barcelona einen Reisewagen und erledigte mit seiner Familie die Fahrt nach Madrid durch ein mehr oder weniger unruhiges Gebiet in drei Tagen. Agathe de Lesseps war mit dem Wechsel durchaus nicht einverstanden, nicht nur

weil sie in dieser Zeit ihr viertes Kind erwartete, sondern vor allem, weil sie ihrem schönen Haus auf der Rambla in Barcelona nachtrauerte. Ihre Wohnung in Madrid war zwar groß und bequem, hatte auch einen schönen Garten, bekam aber sehr wenig Sonne. Das Haus sah aus wie alle alten spanischen Häuser. Es trug den romantischen Namen „Haus der sieben Schornsteine", weil es schon seit Philipp II. durch Schornsteine vor den anderen Häusern Madrids ausgezeichnet war. Herrera, der Baumeister des Escorial, hatte sie entworfen und gebaut, sie waren die ersten und nunmehr die weitaus ältesten von ganz Madrid. Dementsprechend war auch der übrige Zustand des Hauses.

Der neue Botschafter in Madrid befand sich nicht gerade in einer glücklichen Lage. Durch die Heiraten von 1846 war eine Annäherung zwischen Spanien und dem Frankreich des Orléans zustande gekommen, wie mochte Spanien, das wieder autokratisch regierte Spanien, die politische Änderung in Frankreich aufnehmen? Lesseps sagte selbst: „Wir hatten alles Interesse daran, die guten Beziehungen zu Spanien zu erhalten, die uns im Falle von Differenzen mit anderen Mächten eine Armee an unserer spanischen Grenze ersparen würden. Acht Jahre lang als Generalkonsul in Andalusien und Katalonien, in Zeiten der Unruhe und Revolutionen, habe ich ausgezeichnete Beziehungen zur königlichen Familie, zur Regierung und zu den Generalen aller Schattierungen gehabt." Das war richtig, Lesseps war der gegebene Mann für den Madrider Botschafterposten, er war von den Bourbonen wie von Orléans belobt worden, hatte die Schätze der Infantin von Spanien und des Herzogs von Montpensier gerettet, hatte weder eindeutig auf seiten Esparteros noch eindeutig auf seiten der Aufständischen während der Unruhen in Barcelona gestanden, er war

von Isabella und Narvaez verschiedentlich in Barcelona ausgezeichnet worden, alles in allem – in Madrid betrachtete man ihn als so etwas wie einen verhinderten Emigranten, von dem man sich nicht erklären konnte, wieso die französische Republik ihn noch im Dienst behalten hatte. Lesseps war viel zu klug, um seine in Paris unter Beweis gestellte republikanische Gesinnung auch in Madrid zur Schau zu tragen. Und im übrigen diente er auf diese Weise seinem Vaterlande besser, als wenn er mit den Ausdrücken der Pariser Achtundvierziger um sich geworfen hätte, die er allerdings völlig beherrschte. Er vertrat also Frankreich so, wie es in Spanien verlangt wurde, Lamartine war damit einverstanden, und die anderen Herren in Paris merkten es nicht.

Am 1. Juni 1848 empfing ihn Königin Isabella II. zur Entgegennahme des Beglaubigungsschreibens unter den üblichen Zeremonien. Lesseps sagte in seiner Ansprache, der Chef der Exekutivgewalt ließe durch ihn seine Wünsche für Glück und Zukunft Spaniens überbringen. „Die Achtung vor der Unabhängigkeit der Beziehungen, so deutlich proklamiert und so loyal durchgeführt von der Republik, und die Ernsthaftigkeit der von der Regierung Eurer Majestät geäußerten Gefühle haben die Bande der Brüderschaft und herzlichen Freundschaft noch enger geknüpft, die naturgemäß unsere beiden Völker verbinden ..." Wohingegen Isabella nur von Freundschaft und voller Harmonie sprach ... „und ich erwarte die Arbeit für eine weitere Annäherung um so lieber von einem so ehrenhaften und loyalen Charakter, wie er Sie auszeichnet ..."
Isabella konnte nicht wissen, daß man in Paris doch etwas von der engen Freundschaft des republikanischen Botschafters mit der stockreaktionären Monarchie gemerkt hatte. Dort begann man sich langsam auf die Seite der alten Anhänger Esparteros

zu schlagen, die gegen Narvaez, Herzog von Valencia, aufwiegelten. Dabei war der Botschafter in Madrid mit seinen bourbonischen Beziehungen durchaus unbequem, obgleich er seinerzeit öfters auch den Esparteristen geholfen hatte. „Wenn man mit mir nicht zufrieden ist, würde ich mich zu trösten wissen, und Ungnade würde mich nur ehren", schrieb Lesseps an seinen Schwager Delamalle im August 1848. Im gleichen Monat aber war Lesseps vorsichtig genug, nach Paris noch einmal seine treu republikanische Haltung und seine langjährige revolutionäre Vergangenheit zu versichern. Vor fünf Monaten hatte er an seine Schwiegermutter geschrieben, wie sehr er jede Stellenjägerei und jedes Mäntelchen-nach-dem-Winde-Hängen verabscheue. Und nun schrieb er an seinen Minister Bastide: „Sie können sich von der Angeberei in Spanien überzeugen, Herr Minister, wenn Sie in einer Note des spanischen Geschäftsträgers in Paris Hernandez an M. Guizot von 1843 lesen, daß ich völlig vom Republikanismus überzeugt gewesen wäre, weil ich M. Kersausie aufgenommen und protegiert hätte, als er von den Pairs verurteilt gewesen sei. Doch war ich damals so wenig Anhänger der Republik, wie sehr ich ihr heute ergeben bin. Und nun verbreiten dieselben Esparteristen in gewissen englischen und französischen Zeitungen, daß ich selbst nicht liberal bin, daß ich mich mit der Herrschaft der Willkür und des Absolutismus identifiziere, und daß ich den Gemäßigten helfe, die spanischen Fortschrittler zu unterdrücken. Es gibt hier keinen vernünftigen Mann, gleich welcher Gesinnung, der solchen Äußerungen Gehör schenkt. Seit meiner Ankunft in Madrid habe ich ausreichend bewiesen, daß ich mich nur um die Angelegenheiten und Interessen Frankreichs kümmere, und daß ich, wenn ich mich in einigen seltenen Fällen besonders und ohne Lärm von diesem Vorsatz entfernt habe, dies nur tat,

um der Sache der spanischen Freiheit zu helfen oder um mich des Dankes der unglücklichen, zu Verbannung oder Tod Verurteilten zu versichern. ... Ich bin überzeugt, Herr Minister, daß diese Vorstellungen gar nicht nötig sind, um Ihre Meinung über mich zu formen", er, Lesseps, möchte vielmehr seinem Minister nur die Waffen geben, seinen Botschafter zu verteidigen, falls dieser selbst nicht in der Lage wäre zu antworten. Dieses Schreiben, das die Haltung Lesseps' so eindeutig kennzeichnet, die egoistische Ellenbogenpolitik und den freigiebigen Meinungsverkauf aufdeckt, verfehlte zunächst trotzdem nicht seine Wirkung, wenn man einem Briefe von Lesseps an seine Schwiegermutter Glauben schenken darf, in dem von den Glückwünschen der Minister für die Haltung ihres Madrider Botschafters die Rede ist.
Richtig ist auch, daß Lesseps nach seiner alten, schon in Ägypten und Barcelona geübten Regel wiederum in Madrid alle Gelegenheiten benutzte, um seinem eigenen und dem Ansehen Frankreichs zum Glanze zu verhelfen. Das erste Bravourstück in Madrid galt der Rettung des Generals Moreno, eines aufständischen Militärs, dem Lesseps schon einmal während der Unruhen in Barcelona zur Flucht auf ein französisches Kriegsschiff verholfen hatte. Lesseps war kaum in Madrid angekommen, als er mitten in der Nacht geweckt und von dem Besuch einer Dame unterrichtet wurde, die er erst erkannte, als sie ihren dichten Schleier zurücknahm. Es war die Frau des Generals Moreno de las Peñas, die ihm erzählte, ihr Mann sei von verhafteten Soldaten als Führer der letzten Insurrektion angegeben und in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden. Falls er gefaßt würde, solle das Urteil innerhalb 24 Stunden vollstreckt werden. Die Frau bat Lesseps, er möge ihren Gatten retten, wie er ihn schon einmal gerettet habe. Lesseps

wies sie zwar auf den Unterschied in der Situation hin, und daß Madrid mitten in Spanien läge, aber er versprach, sein Glück versuchen zu wollen. Am Morgen ging er zum allmächtigen Minister Narvaez, den er ja gut kannte. Er wunderte sich, daß Narvaez so schlechter Laune war, trug ihm aber trotzdem sein Anliegen vor. „Großartig", antwortete der Marschall, „als ich es läuten hörte, fürchtete ich, es seien Polizisten, die mir die Ergreifung des Generals Moreno melden würden. Da er ein alter Kriegsschulkamerad von mir und Mitkämpfer bei unserer großen nationalen Verteidigung von 1808 ist, fürchtete ich, in die unangenehme Lage versetzt zu sein, ihn füsilieren lassen zu müssen." Die beiden verabredeten nun, daß Moreno sich der Abreise einer französischen Familie anschließen solle, die am gleichen Tage mit der Post nach Bayonne abfahren sollte. Die Postlinie begann am Correo-Platz mitten in der Stadt, der General solle verkleidet mit einem Reisekoffer sich dort einfinden. Gleichzeitig gab Narvaez der Polizei Anweisungen für andere Stadtbezirke, um sie aus der Gegend des Correo zu entfernen; die Sache gelang wunschgemäß.

Die Darstellung dieser Szene benutzt Lesseps in seinen Erinnerungen, um für Narvaez, den er häufig seinen Freund nennt, eine Lanze zu brechen. Alle Nachreden über seine Grausamkeit und Herrschsucht seien „eine ganz besondere Verleumdung". Denn er, Lesseps, habe nur wenige ähnlich ehrenhafte und edelmütige Naturen kennengelernt. Und so bezweifelte Lesseps auch jenen Ausspruch, den Narvaez auf dem Sterbebett getan haben soll, als ihn sein Beichtvater aufforderte, seinen Feinden zu vergeben: „Es hat keinen Zweck, ihnen zu vergeben, denn ich habe sie alle füsilieren lassen."

Es war kein Wunder, daß die enge Beziehung zwischen Les-

seps und dem reaktionären, wenn auch sicher durchaus nationalen spanischen Regierungschef in Paris Mißfallen erregte. Nicht ungestraft nennt man einen Narvaez seinen Freund, wenn man überzeugter Republikaner sein will und einer überzeugten und intoleranten Republik dient.

Wenige Tage nach dieser ersten Episode kam Lesseps in eine ungleich schwierigere Situation, die, wenn sie sich wirklich so ereignete, wie Lesseps sie in seinen Erinnerungen schildert, für den Mut und die Entschlußkraft des französischen Botschafters in Madrid spricht. Daß familiäre Rücksichten hineinspielten, ändert nichts an der Tatsache des Erfolgs, der nun allerdings einen wirklichen Eingriff in die innere spanische Politik bedeutete. Sein „Freund" Narvaez hatte die Begnadigung von 13 Offizieren verweigert, die wegen Aufruhrs von einem Kriegsgericht in Valencia zum Tode verurteilt worden waren. Die Schwester eines dieser 13 Offiziere hatte ihre Freundin, Eugénie de Montijo, gebeten, durch deren Mutter, eine gefeierte Hofdame, bei der Königin wegen des Falles vorstellig werden zu lassen. Narvaez hatte weiter auf der Unterzeichnung des Urteils bestanden. Nun wandte sich Eugénie de Montijo an ihren Onkel, den französischen Botschafter, mit der Bitte um Intervention zugunsten der verurteilten Offiziere. Lesseps war sich klar, daß er kaum Erfolg haben würde, zumal Narvaez die Unterschrift bereits zur Kabinettsfrage gemacht hatte. Die Minister versammelten sich schon in einem Saal, um gemeinsam wegen der Unterschrift zur Königin zu gehen, als Lesseps den Ministerpräsidenten noch einmal auf die Galerie herausrufen ließ: „Ich komme, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Die Bedingungen meiner Mission in Spanien sind durch ein souveränes Parlament angenommen worden, damit ich in der Lage bin, einen heilsamen Einfluß auf Ihre

Regierung auszuüben. Wenn man nun erfahren wird, daß Mademoiselle de Montijo, die zu einer der bedeutendsten Familien Spaniens gehört, vergeblich meine Intervention erbeten hat, um einen großherzigen Pardon zu erhalten, der Sie nach meiner Meinung eher stärken als schwächen wird, so werden Sie verstehen, daß mir nichts bleibt, als mich zurückzuziehen und Ihnen adieu zu sagen." Die erpressungsähnliche Verhandlungsmethode konnte ihr Ziel nicht verfehlen, da Narvaez einen Botschafterwechsel unter solchen Gründen unbedingt vermeiden mußte. Da Narvaez sah, daß Lesseps dieses Spiel durchaus ernsthaft zu Ende spielen würde, gab er nach: „Gehen Sie, Lesseps, mit den Köpfen dieser Leute in Ihrer Tasche!" Die Königin begnadigte die Offiziere.

Die sorgfältige Behandlung von Narvaez trug immer wieder ihre Früchte. So gab einmal Narvaez sogar die Freigabe eines französischen Handelsschiffes auf Lesseps' Betreiben zu, das in Bilbao festgehalten worden war, weil es 45 politische Flüchtlinge an Bord hatte.

Obgleich also Lesseps solche und ähnliche auffallende Taten vollbrachte, obgleich er den Karl-III.-Orden ablehnte, obgleich er seine Heimatregierung seiner republikanischen Gesinnung versicherte, wurde er im Februar 1849 zurückgerufen und an seine Stelle der bestimmt republikanischere Joseph Bonaparte, der Sohn Jérôme Bonapartes von Westfalen, genannt der Prinz Napoleon, gesetzt. Louis Napoleon war bereits seit einigen Monaten Präsident Frankreichs, aber weder schon Kaiser noch Ehemann der Eugénie de Montijo. Der Bescheid, den Lesseps von dem neuen Außenminister Drouyn de Lhuys bekam, war lakonisch: „Der Präsident und der Rat haben beschlossen, daß sich M. Napoléon-Joseph Bonaparte als Botschafter nach Madrid begeben wird. Es wird erwogen, daß Sie unver-

züglich eine Stelle ähnlich derjenigen erhalten, die Sie verlassen ..."
Es war ein schwerer Posten gewesen, auf dem man es völlig falsch machen konnte. Lesseps hatte es für Paris falsch gemacht, er hatte sich zu sehr mit dem spanischen Hof eingelassen und seine alten Beziehungen aus der Zeit der Orléans benutzt, er hatte nicht die kühle Reserve bewahrt, die das ostentativ republikanische Frankreich der achtundvieriger Revolution von seinem Botschafter in Madrid erwartet hatte. Es war nun nicht gerade eine Empfehlung für den Republikaner Lesseps, wenn sich die Königin von ihm mit den Worten verabschiedete: „Sie können meiner Wertschätzung und der aller meiner Untertanen gewiß sein." Und wenn Lesseps zu diesem Zitat in seinen Erinnerungen hinzufügte: „Wenn ich diesen Satz berichte, so nicht wegen persönlicher Eitelkeit, sondern weil einiges Gute für mein Land und meine Kinder davon kommen kann", so war das nicht richtig. Denn Isabella war über den nachfolgenden Bonaparte keineswegs erbaut und wollte das nur mit einer so betont freundlichen Verabschiedung zum Ausdruck bringen. Genau so gefährlich war es, daß er nun das Großkreuz vom Orden der katholischen Isabella annahm. Aber Lesseps war wohl schon von Ahnungen erfüllt, von Ahnungen, daß sein kurven- und kehrenreicher Weg doch nicht zum Ziele führen würde. Sein System, die Regierungen zu überstehen, das vor ihm und nach ihm viele in Frankreich mit Erfolg versuchten, schien bei ihm zu versagen. Den Grund dafür sah er nicht, und er war doch für andere so leicht zu sehen: dieses System führt nur zum Erfolg, wenn man ein mittelmäßiger Mann ist, und das war er nicht, – und es führt nur zum Erfolg, wenn das Geltungsbedürfnis kleiner ist als die Leistung, und das war es nicht.

DAS ENDE EINES TALENTLOSEN

Bei seiner Ankunft in Paris fand Lesseps eine verwickelte politische Situation vor. Die Revolutionäre von 1848 hatten den Bürger Louis Napoleon auf den Schild erhoben und zum Präsidenten der Republik gemacht, obgleich der radikalere Flügel unter der Führung von Ledru Rollin ihm von Anfang an mißtraute. Dieses Mißtrauen war durchaus berechtigt, denn der Prinz-Präsident, wie der republikanisch getarnte Neffe des ersten Kaisers der Franzosen nun so schön hieß, hatte nichts im Sinn, als die Republik möglichst bald über Bord zu werfen und auf den alles andere als republikanischen Spuren seines größeren Onkels zu wandeln. Die klassischste Familie weltgeschichtlicher Parvenus konnte auch in Louis Napoleon sein Leben lang ihr Blut nicht verleugnen.

Als Prüfstein napoleonischer Ehrlichkeit sollte die italienische Frage dienen. Und sie entwickelte sich mehr oder weniger erwartungsgemäß zum Dokument napoleonischer Geltungssucht und Verdrehungskunst. Die Lage in Italien war an sich höchst einfach. Die Revolution von 1848 besaß nur noch wenige Positionen: zum einen im demokratisch-monarchischen System des savoyisch-sardinischen Königshauses, das aber durch die Österreicher unter Radetzky Anfang 1849 bei Novara eine erhebliche Schlappe erlitten hatte; zum anderen in den demokratisch-republikanischen Systemen des hartnäckigen Revoluzzers Manin in Venedig und des fanatischen Doktrinärs Mazzini in der Römischen Republik. Alle Errungenschaften von 1848 drohten im österreichischen Angriff, von Oberitalien wie vom

Neapel des zurückgekehrten Ferdinand ausgehend, zu erstikken. Österreich hatte Oberwasser und war bereits dabei, die Mazzinische Republik durch die Rückkehr des Papstes Pius IX. aus seinem Fluchtort Gaëta und durch seine Wiedereinsetzung als Autokraten des Kirchenstaates zu erledigen.

Das war zuviel Österreich auf einmal für Napoleon. Durch einen Eingriff in Italien hoffte er, nicht nur die außenpolitischen Ansprüche Frankreichs wieder anzumelden, sondern auch im Innern jenen katholischen gemäßigten Bevölkerungsteil für sich zu entscheiden, an dem ihm für seine innerpolitischen Pläne erheblich mehr gelegen sein mußte als an den sich ohnehin langsam wieder verbürgerlichenden Achtundvierzigern. Unter dem Deckmantel treuer und für das Beispiel von 1848 dankbarer Hilfe für die römische Schwesterrepublik wurde unter General Oudinot, Herzog von Reggio und unbedeutender, aber ehrgeiziger Sohn seines allerdings bei Großbeeren geschlagenen Vaters und Marschalls von Frankreich, ein Interventionskorps in die Römische Republik geschickt, das von der Französischen Republik die Aufgabe erhielt, die Römische gegen jede österreichische oder päpstliche Reaktion zu verteidigen, das aber in Wirklichkeit bereits die napoleonische Instruktion zu verwirklichen begann, einen neuen Kirchenstaat als französisches Bollwerk gegen die österreichische Vormacht aufzubauen und den Papst — wenn auch mit einer gemäßigten Verfassung — in Rom wiedereinzusetzen. Dadurch wäre er also durch Frankreich und nicht durch Österreich aus seiner beklagenswerten Verbannung in Gaëta zurückgeführt worden. Und Napoleon würde bei seinen Katholiken einen Stein im Brett haben.

Oudinot handelte zunächst im Sinne der Französischen Republik, indem er nach seiner überraschenden Landung in Civita

Vecchia die französische Hilfsbereitschaft für die Römische Republik in pathetischen Aufrufen verkünden ließ. Zu diesem Zwecke wolle er auch Rom und die ganze Republik besetzen. Mazzini als dem maßgebenden Triumvirn der Republik war die Sache nicht ganz geheuer. Er hatte in langen Jahren als Revolutionär gelernt, allem und jedem zu mißtrauen. Er erkannte jedenfalls die Doppeldeutigkeit der französischen Intervention schneller als kurz darauf der sonst so gut informierte Lesseps, der überdies auch noch Franzose war. Mazzini befahl kurzerhand den bewaffneten Widerstand gegen Oudinot, der angesichts dieser Lage — nunmehr im Auftrage Napoleons — schleunigst versuchte, in einem Überraschungsangriff die Stadt Rom zu überrumpeln. Es war peinlich für den siegessicheren Oudinot, daß seine Soldaten von schnell aufgerufenen römischen Bürgern mit blutigen Köpfen abgewiesen wurden.

So unerfreulich war die Lage, als Lesseps in Paris eintraf. Er machte von der Diplomatentribüne eine außergewöhnlich stürmische Sitzung mit, über die er in seinen Erinnerungen berichtet. „Aus Italien war gerade ein Telegramm gekommen, daß der General Oudinot entgegen den öffentlich gemachten Erklärungen die Römische Republik angegriffen hatte und daß die Regierung schwer kompromittiert war. Es war von nichts Geringerem die Rede, als den Prinz-Präsidenten nach Vincennes zu schicken, natürlich die Regierung zu stürzen und scharfe Anweisungen für eine vollständige Richtungsänderung der Politik zu geben. Die Kammer war sehr unruhig. M. Ledru Rollin und alle Mann von der äußersten Linken schüttelten ihre Fäuste gegen die Ministerbank, und man war kurz davor, handgreiflich zu werden, als M. Senard, ein Mann von beträchtlicher Praxis, seine Freunde beruhigte und sie veranlaßte, die Sitzung bis zum Abend zu verschieben, um dann zu

entscheiden, was geschehen solle. Während dieser Pause trafen sich die Kammerkommissionen, zu denen M. Senard sagte: ‚Die Regierung hat sehr übel gehandelt, aber sie hat die Tatsache als solche zugegeben und erklärt, daß sie keinen Auftrag gegeben habe. Sie hat alles auf den General geschoben. Wenn man nun in dieser Lage, ohne im Inneren einen Regierungswechsel zu veranstalten, einen Mann nach Rom schicken würde, dem man etwas zutrauen kann, so bin ich überzeugt, daß die verfahrene Sache in Ordnung gebracht wird.‘ Er nannte dann mich und fügte hinzu: ‚Ich bin nicht der Meinung, daß er ein Republikaner ist, mit dem man Revolutionen machen kann, aber er hat seinem Vaterland draußen immer treu gedient, ohne sich in die innere Politik der Heimat einzumischen, und wenn er einen Auftrag annimmt, so wird er ihn auch erfüllen.‘“

Für diese Sache war Lesseps zweifellos der richtige Mann. Er hatte sich den Pathos der Republikaner angelernt und war krampfhaft bemüht, ihr Vertrauen zu gewinnen, wenn ihm das auch bisher, wie die bösartige Bemerkung Senards über seine Gesinnung zeigte, noch nicht gelungen war, er galt aber andererseits bei den Gemäßigten und Katholisch-Konservativen wie auch bei Napoleon als alter Parteigänger der verschiedenen französischen Monarchien — seine Eignung für eine Mission in dieser zweideutigen Angelegenheit konnte weder von der einen, noch von der andern Seite angezweifelt werden, beide hofften, ihren Parteigänger abzuschicken. Lesseps jedoch merkte von alledem nichts und war eitel genug anzunehmen, daß die allseitige Zustimmung, ihm die Mission zu übergeben, nur eine Bestätigung seiner Leistung und der Beweis für seine richtige Personalpolitik sei. Alle Spatzen pfiffen es in Paris und Rom von den Dächern, aber Lesseps stürzte

sich wie ein Nachtwandler ins Unglück. Vielleicht war er zu sehr überzeugt, daß er bei seiner genauen Kenntnis der ja ebenfalls zweideutigen spanischen Politik auch diese Lage routiniert meistern würde. Da war nur der Unterschied, daß in Spanien er selbst zweideutig gewesen war, hier waren es die andern und er nur das Objekt.

Die Kommission, die zwischen den beiden Kammersitzungen am 7. Mai 1849 tagte und in der Senard Lesseps als diplomatischen Agenten benannt hatte, legte der Kammer in der Nachtsitzung folgende Entschließung vor: „Die Nationalversammlung ersucht die Regierung, unverzüglich die notwendigen Maßnahmen zu treffen, daß die italienische Expedition nicht weiterhin von dem Ziele abgelenkt wird, das ihr vorgeschrieben ist." Als Vertreter der Regierung sprach vor der Abstimmung der Außenminister Drouyn de Lhuys: „... Die Frage ist doch die: haben wir dem General Oudinot den Auftrag gegeben, die Römische Republik anzugreifen? ... ich rufe alle jene, die die Instruktionen gelesen haben, auf und frage sie, ob sich darin irgendein Hinweis in dieser Richtung befindet ... ein solcher Hinweis existiert nicht!" Er konnte auch nicht existieren, denn man konnte ja schließlich nicht in aller Öffentlichkeit die Zweideutigkeit dieser Politik schriftlich abhandeln. Die Abstimmung brachte eine knappe und durchaus mißtrauische Mehrheit von 340 zu 240 für die Entschließung, eine peinliche Niederlage für die Regierung, die ihr Spiel durchschaut sehen mußte.

Die Regierung schickte nun schleunigst nach Lesseps, Drouyn de Lhuys empfing ihn am 8. früh und bat ihn, die Mission in Rom anstatt der Gesandtschaft in Bern, für die er vorgesehen war, zu übernehmen. Lesseps war bereits entschlossen und sagte zu, nötigenfalls in zwei Stunden abreisen zu können.

So eilig war es der Regierung nun wieder nicht mit der Abreise ihres Agenten. Zunächst übergab M. de Viel-Castel, der Direktor der politischen Abteilung, Lesseps die Instruktionen des Außenministers, in denen es heißt: „... die Republik Frankreich meint, daß es an der Zeit ist, einen diplomatischen Agenten zu entsenden, der sich ausschließlich den Verhandlungen und Beziehungen widmet, die mit der römischen Staatsführung und Bevölkerung notwendig sind, und dort mit völliger Aufmerksamkeit und der notwendigen Sorgfalt in einer so schwierigen Sache vorgeht. Ihr erprobter Eifer, Ihre Praxis und der Geist der Versöhnung, von dem Sie bei mehr als einer Gelegenheit während Ihrer Karriere Beweise abgelegt haben, haben Sie von der Regierung für diese delikate Mission ausersehen lassen. ... Das Ziel, nach dem wir streben, ist in jedem Falle, den Kirchenstaat vor der Anarchie zu bewahren, die ihn verwüstet, und zu verhindern, daß die Wiedereinsetzung einer gesetzmäßigen Gewalt in Zukunft durch eine blindwütige Reaktion dort geschädigt oder sogar kompromittiert wird ... Sie müssen vermeiden, den zur Zeit in den römischen Staaten mit der Ausübung der Gewalt betrauten Männern den Glauben einzuflößen, daß wir sie als reguläre Regierung betrachten, was ihnen eine moralische Kraft verleihen würde, von der bisher nicht die Rede sein kann. ... Sie müssen jeden Ausdruck vermeiden, der vielleicht das Mißtrauen des Heiligen Stuhles und der Konferenz von Gaëta hervorrufen könnte, die ohnehin nur zu bereit sind anzunehmen, daß wir geneigt seien, die Autorität und die Interessen des Hofes von Rom nicht zu berücksichtigen." Im übrigen könne man ihm keine weiteren Instruktionen geben. „Ihr gerechtes und klares Urteil wird Sie den Umständen entsprechend inspirieren." Lesseps möge zu den französischen Gesandten in Gaëta die Verbindung halten

und zu General Oudinot in freundschaftliche Beziehungen treten.
Kurz nach dieser Besprechung ließ ihn der Prinz-Präsident ins Élysée rufen. Er warnte vor der Gefahr, die darin bestehe, daß die Tätigkeit der französischen Truppen mit einer Intervention der Österreicher und Neapolitaner von der öffentlichen Meinung in einen Topf geworfen werden würde. Er fand die Instruktionen für Lesseps „wenig deutlich und durchaus zweideutig". Unterdessen gab in der Kammersitzung vom 9. Mai Barrot eine neuerliche Regierungserklärung ab, daß die französischen Waffen nicht dazu dienen würden, unmögliche Mißbräuche wieder zu restaurieren. „Die Regierung ist in einer Sitzung übereingekommen, daß ein Mann, der unser aller Vertrauen hat, den wir in schwierigen Lagen erprobt haben und der immer der Sache der Freiheit und Menschlichkeit gedient hat, M. de Lesseps nämlich, abgeschickt wird ... mit der formalen Instruktion, alles aufzubieten, was darauf Einfluß haben kann, aus unserer Intervention ernsthafte und reelle Garantien der Freiheit für die römischen Staaten hervorgehen zu lassen."

Am Abend dieses Tages verabschiedete sich Lesseps von Drouyn de Lhuys auf einem Empfang, den der Außenminister seinen Freunden gab, und stellte sich im vollen Bewußtsein der Bedeutung seiner Aufgabe ostentativ in den Mittelpunkt dieser gesellschaftlichen Veranstaltung. Er ahnte nicht, daß er als Diplomat das letztemal auf einem Fest gewesen war, als er in der Nacht mit einer Extrapost nach Toulon fuhr, wo ihn bereits ein Kriegsschiff zur Weiterfahrt nach Civita Vecchia erwartete.
Lesseps war wohl der einzige aller französischen Politiker, der nicht erkannte, welches Spiel getrieben wurde und daß seine

diplomatische Mission in Rom in jedem Falle mit einer persönlichen Niederlage enden mußte. Er glaubte, durch diese Reise die Echtheit seines republikanischen Gefühls eklatant unter Beweis stellen zu können und sich in der Republik eine große Karriere zu eröffnen. Dabei übersah er völlig, daß man zwar von der Seite der Nationalversammlung ihm diese Gelegenheit zum Gesinnungsbeweis gab und sogar den Beweis erwartete, daß aber die Regierung, die ihn doch schließlich schickte, seinen republikanischen Überschwang nur benutzte, um den Volksvertretern Sand in die Augen zu streuen und sich seiner zu entledigen, sobald genügend Zeit und die Herzen der Katholiken gewonnen waren. Es war eine Art Selbstmord, diesen Auftrag anzunehmen, der Lesseps doch naturnotwendig zwischen die Fronten stellte. Es schien aber so, als ob Lesseps diese Fronten überhaupt nicht gesehen hat, sondern leichtgläubig aus Madrid zurückkam und nach der dortigen Niederlage nur nach einer Gelegenheit suchte, die Scharte auszuwetzen. Der freundlich von Drouyn de Lhuys belobigte Eifer war nichts als blinder Eifer, der Republikanismus eine Heuchelei, um Karriere zu machen, und die schnelle Bereitschaft eine Tollkühnheit, die man mit dieser Karriere bezahlen würde.

Die Instruktion des Außenministeriums war doch zweideutig genug, und Napoleon hat es ihm ja noch einmal besonders bestätigt; die Reden in der Kammer klangen anders als die Vorsätze des Außenministeriums, die Zusage der freien Hand für einen diplomatischen Agenten in einer so verwickelten Sache war doch völlig unverständlich, wenn sie auch noch so von Schmeicheleien für seine bisherige Leistung begleitet war — wollte denn Lesseps nicht merken? Setzte er denn auf die Karte der extremen Republikaner, an deren Erfolg kein

Mensch mehr in Paris glaubte? Nein, ihn bestimmte einfach das Gefühl, daß die Gesandtschaft in Bern durchaus kein vollgültiger Ersatz für seine Madrider Tätigkeit sei und daß man also nach einem Anker suchen müsse, um den einwandfreien Fortgang der Karriere zu retten. Dieser Anker jedoch war durchgerostet und steckte in stinkendem Schlamm, er konnte das in sausender Talfahrt befindliche Schifflein des gefeierten Diplomaten von Kairo und Barcelona nicht mehr halten.

Am 15. Mai traf Lesseps im Hauptquartier Oudinots ein, an den schon aus Paris ein Telegramm gerichtet worden war, er möge mit weiteren Aktionen warten. Oudinot, der an einer vor Rom erhaltenen Verletzung litt, hatte vom Bett aus eine Unterredung mit Lesseps, sicherte ihm jede Hilfe zu und wies seine Ordonnanzen an, alle Aktionen vorerst einstellen zu lassen. So schnell als möglich machte sich nun Lesseps in Begleitung des Legationssekretärs M. de la Tour d'Auvergne auf den Weg nach Rom. „Wir hatten einige Mühe hereinzukommen", berichtet er. „Man mußte eine Tour rings um die Mauern machen, mehrere Tore waren verbarrikadiert; längs des Weges sah man Schilder, auf denen mit großen Buchstaben jener Artikel unserer Verfassung geschrieben stand, nach dem es verwehrt ist, eine fremde Nation anzugreifen!" Der junge Oberst Medici brachte die beiden Gesandten schließlich in die Stadt und ließ sie durch eine Wache bis zum Hôtel d'Allemagne begleiten, wo Lesseps absteigen wollte. „Ich fand es noch nicht zweckmäßig, mich zur französischen Botschaft zu begeben."

In seinem ersten Bericht an Oudinot, den er kurz nach seiner Ankunft absandte, schrieb er, die ganze Stadt sei in Waffen. „Wenn wir mit Gewalt in Rom eindringen, würden wir das nicht nur über die Leiber einer gewissen Zahl von Abenteurern

tun müssen, sondern wir würden auch eine große Menge von Kaufleuten und jungen Söhnen guter Familien niederzukämpfen haben, Vertreter von Klassen, die in Paris die soziale Ordnung verteidigen." Das war republikanisch gesprochen, konnte aber General Oudinot nicht imponieren. Daß er vorläufig Lesseps' Rat zu warten befolgte, lag ausschließlich daran, daß ihn Paris ohne Geheiminstruktionen ließ.

Lesseps begann mit Mazzini und einem von jenem eingesetzten Ausschuß die Verhandlungen über eine Regelung des unerträglichen Zustandes sehr schnell, stieß aber von vornherein auf Zweifel, ob er, der Sondergesandte, und Oudinot und seine Truppen wohl einer Meinung wären. Lesseps antwortete, daß dieses Vorurteil leicht zu zerstreuen sei. Oudinot habe es für das beste gehalten, einen Abgesandten des Papstes aus Civita Vecchia zu vertreiben, dessen Anwesenheit nach seiner Meinung eine schlechte Wirkung haben und die französische Aktion hemmen würde. Mazzini überging diese naive Methode, die vielleicht gerade noch in Tunis wirksam gewesen wäre, und gab dafür in einem umfangreichen Memorandum einen würdevollen und etwas eingebildeten Überblick über den derzeitigen Zustand und die Geschichte der Römischen Republik, deren uneingeschränkte Anerkennung durch Paris er erbat. „Die Republik wurde überall mit Freude begrüßt; nirgends stieß sie auf Widerstand. Gegen einzelne Menschen hat sich unser Volk seit Gründung der Republik Gott sei Dank immer edelmütig gezeigt, aber allein die Idee einer klerikalen Regierung, eines Papstkönigs, macht sie schaudern. Sie werden bis zum bitteren Ende gegen jedes Restaurationsschema kämpfen . . ."

Mazzini war deutlich genug. Lesseps fand dies Memorandum ganz in der Ordnung, aber in Paris stellte man sich selbstverständlich taub, denn man wollte ja den Papst aus den Händen

der Österreicher befreien und ihn in Rom neu einsetzen. Ein Brief von Lesseps an Mazzini vom 18. Mai wurde in Rom mit Hohngelächter aufgenommen, obgleich Lesseps doch immer noch so ehrlich überzeugt war: „Aus einigen, gestern in der Kammer gemachten Bemerkungen könnte man folgern, daß man dort einen Unterschied zwischen der äußeren Haltung und der Absicht meiner Regierung zu konstruieren sucht. Ich habe die Ehre, Ihnen zu erklären, daß jede weitere Verhandlung sofort abgebrochen wird, wenn die Mächte, mit denen wir einen Vertrag schließen wollen, solche Ideen haben oder wenn als Folge solcher Ideen Worte gegen den Präsidenten der Republik, die Minister, die mich geschickt haben, oder gegen den ehrenhaften und tapferen General Oudinot fallen. Man wirft meiner Regierung Hintergedanken vor. Wenn das der Fall wäre, würde ich nicht mit einer Mission der Menschlichkeit und Wahrheit beauftragt worden sein, die zu erfüllen ich mich auf das äußerste bemühe und für die ich, wie ich weiß, auf Ihre Mitarbeit rechnen kann." In dem Brief an seinen Minister vom 22. Mai ist Lesseps seiner Sache nicht mehr so ganz sicher. Paris solle um Gottes willen kein Belagerungsmaterial mehr an Oudinot schicken. Trotz allem verkannte Lesseps immer noch die Lage, er glaubte zunächst nur an ein Doppelspiel Oudinots und hielt seine Regierung für fair. Immerhin: „Wenn die Absichten der Regierung nicht dem entsprechen sollten, wie ich sie sehe, so zögere ich nicht, Sie um meine Rückberufung zu bitten, denn ich hätte nicht mehr die Freiheit des Handelns, wie die Umstände es diktieren ... Meine Position würde unhaltbar."

In den Verhandlungen war man jetzt bis zur Fixierung eines ersten Vorschlags gekommen: 1. Die Römischen Staaten rufen den brüderlichen Schutz der Französischen Republik an.

2. Die römische Bevölkerung hat das Recht, frei über die Form ihrer Regierung zu bestimmen. 3. Rom wird die französische Armee als befreundete Macht begrüßen. Die französischen Truppen werden helfen, die Ordnung in der Stadt aufrechtzuerhalten. Die römischen Behörden werden gemäß ihren gesetzlichen Vollmachten handeln. General Oudinot und die Gesandten in Gaëta waren scharf gegen den letzten Artikel, im übrigen aber erklärte das Triumvirat diese Regelung als unannehmbar, weil nicht genügend Garantien gegeben würden.

Lesseps wartete vergeblich auf die Gegenvorschläge. Am 22. Mai schließlich fragte er in Rom an und erfuhr dort zu seinem Erstaunen, daß die Triumvirn keine Gegenvorschläge machen würden, bevor die unterdes eingeleiteten Verhandlungen zwischen dem amerikanischen Gesandten und dem General Oudinot zu einem Abschluß gebracht seien. Lesseps hatte von diesen Verhandlungen überhaupt nichts erfahren und bat Oudinot um Aufklärung. Der General schrieb, ja, der amerikanische Gesandte sei zwar bei ihm gewesen, aber er, Oudinot, habe ihm keine Verhandlungsvollmachten gegeben. Er entsinne sich, daß der Amerikaner einen Zettel mitgebracht habe, der möglicherweise die Gegenvorschläge enthalte. So war es auch, aber diese Vorschläge waren für Lesseps unannehmbar, weil in ihnen fortwährend von der Römischen Republik die Rede war, die Lesseps ja nicht anerkennen durfte.

Der Sondergesandte hatte sich in eine peinliche Lage hineinmanövriert. Nicht nur, daß kein Mensch in Rom ihn noch für ernstlich bevollmächtigt hielt, sondern darüber hinaus wurde er bereits persönlich angefeindet und als Verräter betrachtet. Als er eines Tages von einer Konferenz kam und zu einer Versammlung von Franzosen gehen wollte, kam außer Atem und

mit fliegenden Kleidern ein Mann angelaufen und rief: „Monsieur de Lesseps, Gott sei Dank, daß Sie noch nicht gegangen sind. Gestern, als Sie von dem Saal in der Botschaft herunterkamen, wo Sie die Franzosen versammelt hatten, haben sich Ihnen drei Männer genähert. Sie hielten sie natürlich für Landsleute. Einer streckte Ihnen die Hand entgegen, Sie schüttelten sie und drehten sich dann um ... Der gleiche wird Ihnen heute wieder die Hand geben wollen, und ein anderer, der Ihre Bewegungen beobachtet hat, will Sie dann erdolchen, wie man es mit Rossi (dem allmächtigen Minister des früheren Kirchenstaates) gemacht hat."

Lesseps berichtet weiter über diesen Mordplan: „Ich brauchte nicht unbedingt selbst zur französischen Gesandtschaft zu gehen: ich hatte den Franzosen Mitteilungen über meine Verhandlungen versprochen, ich konnte also auch jemand anders schikken, ihnen das Resultat bekanntzugeben. Aber ich sagte dem Mann: ‚Schwören Sie mir, daß einer, der an meiner Stelle geht, keine Gefahr läuft!' — ‚Ich schwöre es.' ... Dann ließ ich M. de la Tour d'Auvergne dahin gehen. Seine Rückkehr verzögerte sich, und ich wurde schon sehr unruhig, bis ich den russischen Geschäftsträger Fürsten Wolkonski kommen sah, der mir erklärte, er bäte um Verzeihung, daß er am Tage vorher die Versammlung in der französischen Gesandtschaft belauscht habe. ‚Heute wollte ich das gleiche tun, als ich drei Männer französisch sprechen hörte. Einer von ihnen sagte: ‚Der Lump ist heute nicht gekommen. Sonst wäre die Sache mit der blanken Waffe beendet worden. Warum ist dieser Lesseps nicht gekommen?'" Einer der Leute wurde von einem Franzosen festgenommen, die andern entkamen.

Lesseps fragte de la Tour d'Auvergne nach seinen Erlebnissen, man hatte ihn aber nur beschimpft.

Lesseps hatte sich doch sehr verändert, in Kairo und Barcelona hatte er sich durch persönlichen Mut ausgezeichnet, jetzt war er über vierzig und schickte einen Substituten zum Ermordetwerden. Wenn er schon nicht selbst ging, warum mußte überhaupt ausprobiert werden, ob der Mordplan Wahrheit war? Was nützte der Schwur des Gewährsmannes, der doch schließlich nicht eingeweihter Komplize der Mörder war?
War Lesseps zwar um sein Leben besorgter geworden, politisch schien er nicht viel zugelernt zu haben. Er glaubte immer noch an den Wunsch seiner Regierung, sich mit Mazzini zu verständigen. Sogar noch, als Mazzini ihm auf seine Beschwerde wegen des Mordplanes sagen ließ, er habe nicht die Macht, die an sich namhaft gemachten Burschen festzusetzen. Vielmehr ließ er für eine Nacht eine heimliche Verabredung mit dem Triumvirn treffen, als die Lage sich verschlechterte und auch die letzten Römer sich unter Garibaldis Fahnen zu sammeln begannen. Um 1 Uhr nachts traf sich Lesseps mit dem gleichen Mann, der ihn vor den Mördern gewarnt hatte und der ausgezeichnet über die Verteilung der Räume im Palazzo della Consulta Bescheid wußte. Im Schatten einer Säule erklärte er ihm, welchen Weg er zu gehen hätte, wo die Wachen lägen und daß der französische Gesandte zweckmäßig die Schuhe auszöge, um nicht erwischt zu werden. Die Wachen schliefen sicher und würden nichts merken. „Ich unterzog mich dieser ungewöhnlichen Entdeckungsreise. Ich komme an ... Ich sehe Mazzini ... ich kann nicht sagen, daß ich Furcht empfunden hätte, aber es ist immer ein wenig aufregend, wenn man es unternimmt, mitten zwischen den Wachen alle diese Zimmer zu durchqueren ... ich erkenne Mazzini. Er hatte eine ausgezeichnete Figur. Damals war er noch jung, obgleich er aus vielen Staaten schon ausgewiesen

war. Ich wartete ein wenig, um zu sehen, ob er von selbst aufwachte, aber er lag in tiefem Schlaf. Ich sagte: ‚Mazzini, Mazzini!‘ ... dann rief ich laut: ‚Mazzini!‘ Er richtet sich von seinem Lager auf, bemerkt mich und sagt: ‚Sie kommen, um mich zu ermorden?‘ — ‚Ich gestehe Ihnen freimütig ein‘, erwiderte ich, ‚daß nicht ich es bin, wenn hier einer von uns beiden den andern ermorden will.“ Mazzini, dessen Macht im Schwinden war, unterhielt sich bis zum Morgengrauen mit Lesseps, und als er sich von ihm trennte, umarmte er ihn. Nach Rom ging oder fuhr Lesseps nur noch mit bewaffneter Begleitung, selbst eine durch ihn veranlaßte Sendung Oudinots für die römischen Lazarette als Gegengeschenk für die Pflege der dort gefangenen verwundeten Franzosen mußte Lesseps bewaffnet begleiten, weil die aufgehetzte Menge nicht einmal diese Handlung als freundlich anerkannte. Auch sein nächster Besuch bei Mazzini konnte nicht mehr auf Umarmungen mit dem Triumvirn hoffen lassen, denn Lesseps mußte eine peinliche Sache vortragen: Man hatte in Zigarrenpaketen, die die Römer den französischen Soldaten schickten, Aufrufe zur Meuterei gefunden, und Lesseps' allwissender Gewährsmann schwor Stein und Bein, daß diese Aufrufe von Mazzini selbst stammten und in dessen Amtsräumen herumlagen. Lesseps ging hin, fand auch tatsächlich auf einem Tisch einige Aufrufe der gleichen Art, steckte sie ein und sagte dann zu Mazzini: „Sie sind zweimal von Ihren Freunden, alten Verschwörern, verleitet worden: zweimal haben Sie mich zu täuschen versucht. Jetzt ist es das drittemal. Ich weiß, daß Sie Proklamationen an die französischen Soldaten schicken wollen. Der französische Soldat würde das Haus seiner Mutter anbrennen, wenn er dazu Befehl bekäme. Trotz Ihrer Erfahrung kennen Sie den französischen Soldaten nicht. Sie haben einen großen Fehler

gemacht." Mazzini leugnete, aber Lesseps holte die Zettel vor: „Ich habe etwas getan, was ich nicht wieder tun werde, und zwar habe ich dieses Papier an mich genommen ..." Mazzini war bestürzt; Lesseps behauptete später, er habe ihn bei dieser Gelegenheit doch umarmt und damit das Zeichen zur Fortführung der Verhandlungen gegeben.

Oudinot verlangte jedoch den sofortigen Abbruch der Beziehungen, da die Ehre der Armee eine längere Verzögerung nicht dulde. Trotzdem gelang es Lesseps, die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten noch hinauszuschieben. Er hielt sich jetzt ständig im Hauptquartier Oudinots auf, aber die erwarteten Instruktionen aus Paris, auf die er Oudinot vertröstet hatte, kamen selbstverständlich nicht. Erst die Nachricht, daß die Österreicher und Neapolitaner ihre Armeen gegen Rom in Marsch zu setzen begannen, beendete die qualvolle Zwischenzeit: Lesseps setzte eine Erklärung an die Römische Republik auf, die am 29. Mai auch von Oudinot gegengezeichnet und abgeschickt wurde. Es heißt darin, daß der Anmarsch der Österreicher die politische und auch die militärische Lage verändert habe, daß General Oudinot mit seiner Armee den Römern jetzt „nützlich" werden wolle und daß Rom also die französischen Vorschläge annehmen solle. Diese glichen in Punkt 1 und 2 den früher gemachten. Artikel 3 hieß: Die französische Armee wird von den Römern als eine befreundete Armee empfangen. Sie wird Besetzungen vornehmen, soweit sie sie zur Verteidigung des Landes und zum Wohlergehen ihrer Soldaten für notwendig hält. Sie wird sich aus der Verwaltung des Landes heraushalten. In einem vierten Artikel garantiert die Französische Republik die Sicherheit des von ihr besetzten Gebietes gegen jede Invasion. Die Erklärung hatte die Form eines Ultimatums mit einer Frist von 24 Stun-

den. Lesseps warnte Oudinot noch, vorzeitig anzugreifen, da bis zum Ablauf des Ultimatums nur er die Verantwortung trüge. Es kam aber eine sehr zweideutige Antwort aus Rom, die Oudinot für ungenügend hielt, die Lesseps aber als ausreichend nahm, um die Verhandlungen offenzuhalten. Obgleich die französischen Gesandten in Gaëta jetzt offen Oudinot stützten und die Frontenbildung immer klarer wurde, ja von Oudinot sogar die Verhaftung von Lesseps verlangt wurde, begab sich Lesseps noch einmal nach Rom und handelte mit den Triumvirn und der Kammer in langen Sitzungen eine Abmachung aus, die völlig neue Formulierungen brachte, im Inhalt aber den alten Vorschlägen ähnlich war. Oudinot verweigerte seine Unterschrift, und Lesseps war unvorsichtig genug, kurzerhand selbst im Namen der Französischen Republik zu unterzeichnen. Damit hatte ihn Oudinot an dem erhofften Punkt. Der General trennte sich am 1. Juni in einem formalen Brief von Lesseps und schrieb gleichzeitig an die Triumvirn, daß er sich durch die Unterschrift von Lesseps nicht gebunden fühle. Die Triumvirn antworteten bissig: „Die Meinungsdifferenz zwischen dem kommandierenden General und dem bevollmächtigten Gesandten Frankreichs war ein Ereignis, mit dem wir nicht rechnen konnten ..." Trotz allem antwortete Lesseps den Triumvirn, die ihm den Brief Oudinots geschickt hatten, er stehe zu seiner Unterschrift und werde den Vertrag in Paris ratifizieren lassen. Seine Instruktionen seien noch gültig und besagten, daß er zu solchen Abmachungen nicht nur berechtigt, sondern im Auftrage der französischen Nationalversammlung schlechterdings verpflichtet sei.

Das Spiel war zu Ende, die Sturheit, mit der Lesseps an seinen Instruktionen festhielt, von denen sogar Napoleon gesagt hatte, daß sie zweideutig seien, hatte ihn in den Strudel gerissen. Die Ankündigung seiner Reise nach Paris mit dem Vertrag in der Tasche kreuzte sich mit einem Telegramm, das aus Paris eintraf, als Lesseps gerade beim Packen war. Es lautete kurz und bündig: „Paris, 29. Mai (also bevor Lesseps die Verhandlungen mit den Triumvirn beendet hatte). Die Regierung der Republik betrachtet Ihre Mission als beendet. Sie wollen, sofort nach Empfang dieses Telegrammes, nach Frankreich zurückkehren." Der blaue Brief für einen ruhmbedeckten Diplomaten, der die Zeichen der Zeit nicht verstanden hatte, über vier Regimes hinweggekommen war, um am sorgsamen Plan des fünften zu scheitern.
Kein Mensch in Paris wollte sich die Klagen Lesseps' über den Betrug anhören, der neue Außenminister de Tocqueville fertigte ihn mit der Bemerkung ab, daß er die Akten in Sachen Rom noch nicht studiert habe. Man hatte ganz andere Sorgen, als einem hereingefallenen Diplomaten zu helfen, der mit seinem mehr oder weniger verdienten Schicksal unzufrieden war. Der gleiche Barrot, der seinerzeit die Lobrede auf Lesseps gehalten hatte, war jetzt sein erster öffentlicher Ankläger, der die Nachprüfung der Tätigkeit Lesseps' forderte und entsprechend einem Artikel der damaligen Verfassung auch durchsetzte. Barrot warf Lesseps folgende Fehler vor: 1. habe das Abkommen vom 31. Mai die Ehre Frankreichs kompromittiert. 2. hätte Lesseps nach dem ersten Abbruch die Verhandlungen nicht wieder aufnehmen dürfen. 3. habe die Verzögerung der Verhandlungen die Verproviantierung der Stadt erleichtert. 4. habe die Tätigkeit von Lesseps die Truppen inaktiv gemacht. 5. habe der verlängerte Waffenstillstand den Römern Zeit zur

Aufrüstung gegeben. 6. hätte Lesseps die Besetzung Roms durch die französischen Truppen festsetzen müssen. 7. habe das römische Parlament die ultimativen Vorschläge mit Spott und Gelächter aufgenommen, so daß schon damals alle Verhandlungen hätten abgebrochen werden müssen.

Die Vorwürfe trafen zum Teil zu, zum Teil waren sie nicht begründet. Zwischen den Zeilen seiner Instruktion hatte gestanden, daß Lesseps nichts Besseres tun könnte, als nach drei Tagen zu erklären, daß jede Verhandlung unfruchtbar sei, und nach Paris zurückzukehren – so etwa hatte man sich die Tätigkeit des Sondergesandten vorgestellt. Aber Lesseps hatte seinen Auftrag zäh durchzuführen versucht und dadurch die Absichten seiner Auftraggeber durchkreuzt. Daß sein Auftraggeber nicht die Nationalversammlung, sondern die Regierung war, hätte er wissen müssen. Drouyn de Lhuys hat in seinen Erinnerungen mit Recht gesagt, daß Lesseps nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstanden habe. Allerdings stellte sich heraus, daß in der Kopie der Instruktionen, die im Außenministerium lag, noch eine wirkliche Zeile mehr stand als in dem andern Exemplar, das Lesseps besaß: „Der Agent soll alles tun, um das Ende eines Regimes zu beschleunigen, das durch die Macht der Ereignisse zum Untergang bestimmt ist.“ Hatte man damit nun die Achtundvierziger in Frankreich oder die Römische Republik gemeint? Wie dem auch sei, ob der Satz zwischen oder auf den Zeilen stand, sein Inhalt war klar und hätte auch von Lesseps sofort erkannt werden müssen.

Als schließlich der Staatsrat am 30. Juli zusammentrat – Rom war längst erobert – beschloß man trotz Lesseps' ausführlicher, wortreicher und teilweise geschickter Verteidigung, daß er seinen Auftrag nicht eingehalten habe und daß man die Instruktionen der Regierung nicht je nach den äußeren Umstän-

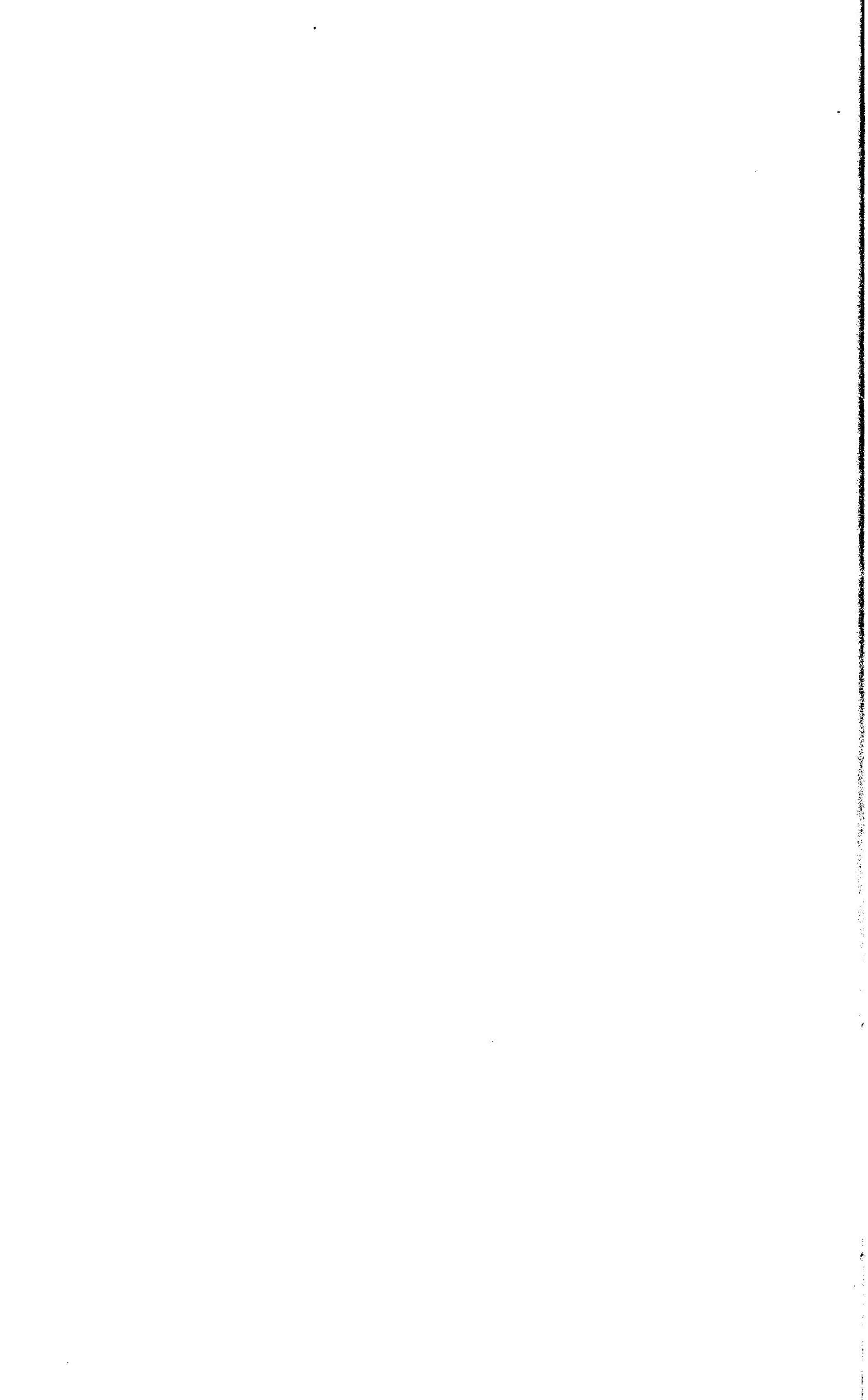
den erweitern dürfe. Wozu aber war die spätere pedantische und dokumentenbelegte Verteidigung nötig, wo doch alle, auch seine Widersacher aus Gaëta, anerkannten, daß Lesseps im Recht war? Alle bezeugten es stillschweigend. Als Diplomat der französischen achtundvierziger Republik und des beginnenden zweiten Kaiserreichs recht zu haben, hieß aber noch lange nicht, daß man von diesem Recht Gebrauch machen und sich als Märtyrer hinstellen durfte. Wer in der Diplomatie recht hat, ist noch lange nicht der beste Diplomat, wenn er auf diesem Recht besteht. Der geborene Diplomat muß das Gras wachsen hören, sonst wächst es ihm über dem Kopf zusammen, ohne daß er es merkt. Dann stehen die „unabänderlichen Tatsachen“ gegen ihn, und es wirkt belustigend, wenn er erklärt, er habe das ja alles nicht gewußt und sei durch die Entwicklung betrogen worden.

Mit vierundvierzig Jahren praktisch am Ende seines Lebens zu sein, war keine schöne Erkenntnis für einen lebhaften Mann wie Lesseps. Aber er war klug genug, alle Angebote weiterer Beschäftigung im auswärtigen Dienst abzulehnen, denn die Karriere wäre mittelmäßig geblieben. Zu verdenken ist es ihm nicht, wenn er gegen die Perfidie seines Ministeriums wetterte. Doch klüger wäre es gewesen, gelassen hinzunehmen, was er doch nicht ändern konnte. Nach den Erfolgen in Tunis, Kairo, Alexandrien, Rotterdam, Malaga und Barcelona war sein Stern schon in Madrid im Sinken gewesen, das Glück hatte ihn dort schon zu verlassen begonnen, um ganz von ihm zu gehen, als er sich zur Annahme der römischen Mission entschloß. Jetzt resignierte er und haderte mit Gott und der Welt, anstatt auf alten Erfahrungen aufzubauen und das Leben neu zu beginnen. Es schien wirklich, als ob Ferdinand de Lesseps im Lebenskampf versagt hatte, als ob er diesen harten

Schlag gegen seine Geltungssucht nicht verwinden und mit vierundvierzig Jahren den Lebensabend beginnen würde. Hätte er in den Sternen lesen können, so hätte er gewußt, daß er erst den kleineren und unbedeutenderen Teil seines Lebenslaufs hinter sich gebracht hatte.

ZWEITES BUCH

SUEZ – TROTZ ENGLAND FÜR ENGLAND



LESSEPS OKKUPIERT EINE IDEE

Nicht nur Ferdinand de Lesseps hatte geglaubt, daß nach den revolutionären Erschütterungen des Jahres 1848 eine republikanisch-demokratische Zeit für alle Staaten Europas anbrechen würde. Er und andere hatten sich mit allem Eifer in die neue Lage zu finden versucht und Beweise dafür gegeben, daß sie in ihrer Gesinnung der neuen Lage Rechnung tragen würden. So schnell jedoch, wie sich 1848–1849 die Staatsdoktrin Frankreichs wandelte, in wenigen Monaten vom radikalen Fortschritt zur klerikalen Reaktion, konnten selbst die geübtesten Konjunkturritter und Geschäftemacher sich nicht umstellen, zumal die Wendung für alle jene ziemlich überraschend kam, die nicht über die persönlichsten Beziehungen zur Regierung des Prinz-Präsidenten verfügten – und das war ja schließlich die überwiegende Mehrzahl gerade der draußen arbeitenden Diplomaten. Und Eugénie war leider noch nicht Kaiserin.
Für die unternehmenden Einzelgänger Frankreichs war es eine wirklich aussichtsvolle, aber komplizierte Zeit. Der Staat ließ ihnen zwar in fast allen Dingen freie Hand und kümmerte sich nur um innerpolitische Streitfragen und gelegentliche außenpolitische Eskapaden, aber selbst die Einzelgänger hatten eben unter den häufigen Systemwechseln zu leiden. Es war schon schlimm genug, daß ein so talentierter und an vielen Orten des Mittelmeerumkreises erprobter Diplomat mit besten Aussichten für seine Karriere urplötzlich den Frack ausziehen mußte, ob durch eigene Schuld oder die anderer oder aus Gründen der Staatsräson blieb sich dabei gleich – erstens war die

Staatsräson wie gesagt im Frankreich dieser Zeit ein durchaus vager Begriff, und zweitens konnte es sich kein System leisten, gerade die Männer hinauszufenstern, die gezeigt hatten, daß sie über eine ausreichende Gewandtheit beim Systemwechsel verfügten. Immer unverständlich wird es bleiben, wieso ein Lesseps sich so ins Bockshorn jagen ließ und wieso er ausgerechnet dieses Mal eine Gesinnungsstärke zeigte, die doch niemand verlangte. Oder hatte er geglaubt, daß die Parlamentsredner Rollin oder Blanc wirklich die Politik machten? Die Politik gerade am Quai d'Orsay wurde damals wie heute von den Ministern gemacht, gesprochen wurde erst hinterher darüber.
Lesseps fügte sich mit Würde in das Unvermeidliche, ohne allerdings schon klar zu sehen, was er mit der andern Hälfte seines Lebens anstellen sollte. Zunächst begab er sich mit seiner Frau auf Reisen, so im Herbst 1850 nach Belgien, und hielt sich bei Lüttich auf Schloß Kinkenpois eine Zeitlang auf, wo seine Mutter, die ihren Gatten viele Jahre überlebte, bei einem Vetter ihre Alterskrankheiten pflegen ließ. Jener Vetter war unter dem ersten Kaiserreich Präfekt des Ourthe-Departements gewesen und dann in das junge Belgien emigriert. Agathe de Lesseps gab ihrer Mutter, Madame Delamalle, ein kleines Stimmungsbild: „Es gibt hier jenen Komfort, den Du von unsern Großeltern kennst, aber keinen Luxus. Die Inneneinrichtung dieses Hauses ist um ein Jahrhundert zurück; alles hier ist von äußerster Reinlichkeit, aber eben etwas altmodisch. Alles in allem, Landleben in Reinkultur mit seiner Ruhe und seinen Menschen, die gerne still sind. Meine Schwiegermutter ist wieder gesünder, aber sie altert schnell. Sie ist glücklich, uns um sich zu haben.“ Die Comtesse de Lesseps war immerhin fast 70 Jahre und mußte erwarten, daß dieser Besuch ihres zweiten Sohnes der letzte sein würde. Ein langer Lebens-

abend konnte ihr wegen ihrer Krankheiten nicht mehr bevorstehen.

Etwas wehmütig schlossen Ferdinand und seine Frau eine Reise durch die Schweiz an, wo er nun so ruhig hätte Gesandter sein können, ungefährdet und den Schönheiten des Landes lebend, wenn er klug genug gewesen wäre, den selbstmörderischen Auftrag nach Rom abzulehnen. Ob seine Karriere nicht aber doch über kurz oder lang das römische Ende gefunden hätte? Denn trotz aller Gewandtheit, trotz aller gefährlichen Prinzipien schien ihm bisher jenes bösartige Wort des Engländers Sir Henry Wotton, das Charles M. Doughty einmal zitiert, unbekannt zu sein: „Ein Gesandter ist ein Mann, der dazu da ist, für sein Land im Ausland zu lügen." Jedenfalls hat Lesseps mit einer dem Lügen ähnlichen Tätigkeit erst begonnen, als er – nicht mehr Gesandter war.

„Damals machte mich meine prachtvolle Schwiegermutter, die mich sehr liebte und die ich wiederliebte, eine Schwiegermutter, die vom Glück begünstigt war – ich hatte kein Glück –, zu ihrem Verwalter. Sie hatte bei Paris einen ziemlich wertvollen Besitz, der aber nur Geld verschlang; ich kümmerte mich um dessen Verkauf und kaufte für sie im Berry (etwa 100 Kilometer südlich von Orléans, mitten im ländlichsten Frankreich) ein bisher unbewirtschaftetes Gut, das ziemlich viele Hektar besaß; ich machte mich daran, diesen Besitz zu kultivieren. Ich errichtete eine Musterwirtschaft, die heute noch existiert, und stellte ein altes Schloß wieder her, das der Agnès Sorel gehört hatte." So lautete der kurze Bericht des entlassenen Botschafters, der nicht einmal ein Ruhegehalt bekam, für die Jahre von 1851 bis 1854. Dieses Gut La Chénaie stellte Madame Delamalle praktisch ihrem Schwiegersohn zur Verfügung, der sich von nun an immer in die ruhige Landschaft

des Berry mit ihren freundlichen Hügeln und Flüssen zurückzog, wenn er wieder einmal von der großen Welt genug hatte. La Chénaie hatte zu einem größeren Besitz gehört, den Karl VII. seiner Geliebten, Agnès Sorel, zusammen mit dem eigens für sie gebauten Schloß Loches und den Schloßbezirken von Issoudun (Indre) und Roche-Servière geschenkt hatte, als sie den Hof wegen einer Beleidigung verließ, die ihr der Dauphin, der spätere Ludwig IX., zugefügt hatte. La Chénaie war ein zu diesem Gesamtbesitz gehöriges Jagdschlößchen, das Lesseps nun als neuen Wohnsitz für seine Schwiegermutter herzurichten begann. Wie sein Großonkel Michel de Lesseps schien nun auch dieser Lesseps seine landwirtschaftlichen Talente zu entdecken, nachdem er in Ungnade gefallen war. Ende 1852 schrieb er an seine Schwiegermutter und Arbeitgeberin: „Liebe gute Mutter, der Eindruck von dem Gut, dem Gutshaus und dem Schlößchen ist so zufriedenstellend wie nur irgend möglich gewesen. Es war unmöglich, für das Gutshaus noch mehr herauszuholen. Das vorgebaute Dach macht einen ausgezeichneten Eindruck und gibt ihm tatsächlich das Aussehen eines freundlichen Schweizerhäuschens. Agathe war von dem Anblick entzückt, den man sowohl von der Straße wie vom Hof genießt. Ihr Wohnhaus ist äußerlich tadellos. Die Verbindung des alten Flügels mit dem neuen hat eine gute Wirkung. Der spitze Turm bewirkt eine ausgezeichnete Gliederung der Anlage. So scheint also alles auf das beste geglückt zu sein.“ Damit hat Lesseps selbst ein Bild jenes Idylls gegeben, das in den späteren Jahren seines Lebens zu seinem ständigen Aufenthalts- und Erholungsort wurde.

Das folgende Jahr 1853 brachte jedoch Ereignisse, die die mühsam erworbene Ruhe grausam wieder zerstörten. Ende Januar

starb Catherine de Lesseps, Ferdinands Mutter, nach schweren Altersleiden in ihrem Haus in Paris; die Gesundung bei ihrem Vetter in Belgien war nur vorübergehend gewesen. Wenn auch das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn in den letzten Jahren nicht mehr so eng war, so konnte doch nicht die drei Tage später stattfindende Vermählung Kaiser Napoleons III. mit Lesseps Nichte Eugénie de Montijo, so erfreulich dieses Ereignis für die Ausgestaltung seiner persönlichen Beziehungen war, über die Trauer um die Mutter hinwegtrösten. Der eigentliche Angriff auf die innere Sicherheit und das ausgeglichene Leben Lesseps' erfolgte jedoch im Juni dieses Jahres, als sich zunächst sein ältester, jetzt zwölfjähriger Sohn Charles mit Scharlach in das Bett legte, das er aus seiner Schule, der Lycée Bonaparte, mitgebracht hatte. Seine Frau war in großer Sorge und pflegte das Kind hingebungsvoll, aber wohl ohne die nötige Vorsicht. Am 8. Juli mußte sich Agathe de Lesseps selbst zu Bett legen und starb, von ihrem Sohn angesteckt, an dem gleichen scharlachähnlichen Fieber fünf Tage darauf. Sein zweiter Sohn Ferdinand, der zur gleichen Zeit wie die Mutter ebenfalls an Scharlach erkrankt war, folgte der Mutter am 28. Juli in das Grab nach. Und um das Unglück voll zu machen, schien es lange Zeit, daß der jüngste Sohn Victor ebenfalls sein junges Leben dieser heimtückischen Krankheit opfern müßte. Der Tod seines Jüngsten blieb aber Lesseps erspart. So verlor Lesseps in einem Jahr die verehrte Mutter, die geliebte Frau und wieder einen Sohn, der kaum das Leben begonnen hatte. Von den fünf Söhnen der Agathe de Lesseps blieben nur zwei noch am Leben, um so enger band sich jetzt Lesseps an seine Schwiegermutter, an seinen Sohn Charles und an seinen Bruder Théodore.

Es gehörte schon die Zähigkeit und körperliche Kraft eines

Ferdinand de Lesseps dazu, diese schweren Schläge gegen sein persönliches Glück, die sich seit Rom so kurz hintereinander folgten, ohne nachwirkende Erschütterung zu überstehen, zumal seine geliebte, immer verstehende und gütige Frau seiner Arbeit nun auch mehr als Bewunderung entgegenzubringen gelernt hatte und zu einer treuen Kameradin ihres Mannes geworden war, nicht ehrgeizig selbständig wie die Kaiserin Eugénie, sondern teilnehmend und beratend, die rechte Tochter ihrer Mutter, eine Frau, die zunächst nach der Sitte des Jahrhunderts erzogen worden war, die aber bald über diese Auffassung des Bürgerkönigtums und des zweiten Kaiserreichs herausgewachsen war, daß die Frau nur ihrer Familie, der zärtlichen Liebe zu Mann, Kindern und einem möglichst üppigen und auffallenden Wohlstand zu leben habe.

Eine Unzahl von Beileidsbriefen kam zu Lesseps in das Haus, unter ihnen ein Schreiben des Prinzen Napoleon, seines Nachfolgers in Madrid, der das Beileid der Kaiserin übermittelte. Am 10. August schrieb ihm seine Schwiegermutter einen Brief, der nicht nur ihre rührende Anteilnahme bekundete, sondern beispielhaft auch dem gefühlvollen Denken dieser ganzen Zeit Ausdruck verleiht: „Armer, armer, lieber Junge, daß ich noch nicht bei Ihnen sein kann, um mit Ihnen jeden der Schmerzensausbrüche Ihres armen Herzens mitfühlen zu können! Ich werde sie verstehen und immer begreifen. Gestern saß ich vor ihrem Bild und ließ das ganze Leben dieses lieben Kindes an mir vorüberziehen. Ich habe sie immer sehr geliebt, aber jetzt scheint es mir, daß ich sie noch mehr hätte lieben müssen. Alles, was sie nun in meinem Herzen an Leere läßt, wird sich durch das ausfüllen, was sie am meisten auf der Welt geliebt hat, Sie und meine zwei lieben Enkel ... Agathes Tod scheint

mir jeden Tag härter. Meine Gedanken sind immer bei Ihnen, lieber, guter Sohn, und ich weine."

Bald kehrt der Lebensmut zu Lesseps zurück. An seinen Sohn Charles schrieb er: „Der Tod gibt seine Opfer nicht wieder heraus; er vereinigt uns nur eines Tages mit denen, die wir verloren haben. Wir müssen mit Ergebung, Mut und Gottvertrauen warten. Ich werde noch durch Dich glücklich sein können, durch Deine Zuneigung, Deine Haltung und Deinen Erfolg." Ein ganzes Jahr nun blieb Lesseps, von wenigen Besuchen in Paris abgesehen, in La Chénaie und führte die begonnenen Arbeiten für die Musterwirtschaft zu Ende. „Ich bringe mein Leben zwischen Rindern, Schweinen und Schafen zu. Die letzteren haben einen sehr wenig ausgeprägten Familiensinn. Ich bewundere jeden Tag die Geschicklichkeit, mit der die Kinder des Gutes trotz der Ähnlichkeit dieser Viecher die Kleinen zu ihren Müttern zu bringen wissen, die sich nicht instinktiv selbst zu erkennen vermögen."

Von Männern, die ihre Frauen verloren haben, wird meistens gesagt, daß sie sich in ihre Arbeit und in Aufregungen stürzten, um Vergessen zu finden und die Trauer zu übertölpeln. Auch die Biographen Lesseps' sind von dieser männlichen Lösung überzeugt, und doch trifft sie nicht zu, denn Lesseps führte in Ruhe seine Arbeiten in La Chénaie weiter und vermehrte auch keineswegs seine persönlichen Studien, die er seit einigen Jahren aus Liebhaberei betrieb. Nur mag unter dem Eindruck der schweren persönlichen Verluste aus der ursprünglichen Liebhaberei nun eine ernsthafte Tätigkeit geworden sein, die sorgsam zu verfolgen sich nicht nur aus diesen, sondern auch aus äußeren Gründen zu lohnen begann. Lesseps behauptete später, jenen Lesestoff, den ihm 1832 Generalkonsul Mimaut geschickt hatte, als das Schiff in Quarantäne vor Alex-

andrien lag, nicht vergessen zu haben, den Bericht Lepères über seine von Napoleon befohlenen Untersuchungen über die Durchführbarkeit eines Kanals zwischen Mittelmeer und Rotem Meer. Er, Lesseps, habe sogar ständig an diesem Gedanken, der ihm keine Ruhe gelassen habe, weitergearbeitet. Er widerspricht sich jedoch selbst in seinem frühesten Brief in dieser Sache, den er in seinen Erinnerungen veröffentlicht, nämlich vom Jahre 1852 an den niederländischen Generalkonsul in Ägypten, Ruyssenaers, in dem er erzählt, daß er sich seit seiner Verabschiedung damit beschäftige.

„Ich gestehe, daß mein Unternehmen noch in den Wolken schwebt, und ich verhehle mir nicht, daß es so gut wie unmöglich ist, solange nur ich allein es für möglich halte." So stand in dem Brief an Ruyssenaers, den Lesseps noch von seiner ägyptischen Zeit her kannte. Er bat nun den Holländer festzustellen, ob der damalige Vizekönig Abbas Pascha „der Mann ist, die Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens für Ägypten einzusehen". Ruyssenaers antwortete, daß an eine Hilfsstellung durch Abbas Pascha gar nicht zu denken sei, und Lesseps legte den Plan vorläufig wieder ad acta, ohne ihn allerdings zu vergessen.

An seinem Brief an Ruyssenaers stimmte einiges nicht. Einmal schwebte „sein" Unternehmen keineswegs in den Wolken, sondern hatte seit langem hartnäckige und durchaus ernst zu nehmende Verteidiger, zum andern hielt nicht nur er es für möglich, sondern seit einigen tausend Jahren eine ganze Menge Leute. Es war nicht so, daß – wie Lesseps glauben machen wollte – er der geniale Entdecker dieses Planes war, er wurde nur sei unerhört zäher Vollender, und das war auch eine weltgeschichtliche Tat. Dafür, daß er so tat, als ob er von niemand anders etwas wüßte, der sich vielleicht auch mit

diesem Projekt beschäftigte, hatte Lesseps seine gewichtigen Gründe.

Die Idee eines Kanals zwischen Mittelmeer und Rotem Meer ist fast so alt wie die menschliche Kenntnis der dort liegenden Landstriche selbst. Sie war schließlich auch naheliegend genug. Gerade in der Zeit, in der Lesseps sich mit den Suezkanalplänen zu befassen begann, war die Idee fast eine Modesache, die seit zwei Jahrzehnten Zeitungen und Familienblätter ständig um einen interessanten Stoff mühelos bereicherte. Man hätte geradezu den normalen Lesestoff eines immerhin politisch interessierten Mannes wie Lesseps unter Zensur stellen müssen, um ihn an der Kenntnis dieser Pläne zu verhindern. Von Originalität konnte jedenfalls nicht mehr die Rede sein. Im übrigen hatten auch 1850 England und die USA. den Clayton-Bulwer-Vertrag abgeschlossen, der völlig amtlich sogar schon die Frage des Panamakanals in Angriff nahm.
Handelte sich das nun um einen allgemeinen Kanalrummel, so eine Art verkehrspolitischen Goldrausches, handelte es sich um Politik, oder handelte es sich um wirtschaftliche Notwendigkeiten, wenn man jetzt den Globus nach allen erdenkbaren Möglichkeiten absuchte, wo sich wohl Kanäle bauen ließen? Nein, Abenteurerlust und Unternehmergeist, alle Fiktionen des technischen und kulturellen Fortschritts, alle Träume politischer und wirtschaftlicher Ehrgeize und Notwendigkeiten verbanden sich zu jenem Satyrspiel der Weltgeschichte, dem Zeitalter der Weltkanäle, um die Männer gegeneinander kämpften und große Staaten und Schiffahrtsgesellschaften, Bankfirmen und Rüstungsindustrien, alle Faktoren des impulsiven und explosiven Imperialismus. Die Kanäle von Suez und Panama wurden zum Wahrzeichen, zum allen sichtbaren Symbol eines

ganzen Jahrhunderts, dessen übrige politische Tätigkeit zwar geheimer in den Akten der Auswärtigen Ämter gehalten wurde, aber trotzdem keineswegs spannender sein konnte.

Der imperialistische Run auf die Welt entwickelte bald seine besonderen Abarten. Blieb er rein politisch, Kolonien gründend und unterwerfend, so war meistens nur eine Großmacht maßgeblich beteiligt, und es kam zur recht harmlosen Eroberung und Erschließung unbekannter Erdzonen. Verbanden sich Politik und Wirtschaft oder Politik und Strategie zu imperialistischen Zielen, so entstand für die Geheimdiplomatie mindestens zweier, meistens mehrerer Länder ein weites Betätigungsfeld; das Ende war ein kleiner oder großer Krieg oder ein höchst waffenklirrender Friedensschluß vor dem Krieg, manchmal eine Konferenz, die dann der Welt Dinge bescherte, die wieder gutzumachen später nur mit Mühe oder gar nicht gelang. Hatte eine imperialistische Idee aber neben politischen, strategischen und wirtschaftlichen auch verkehrspolitische Hintergründe, so pflegte die Weltpolitik sehr öffentlich auf hohen Touren zu laufen; sie wurde gezwickt und gepiesackt, malträtiert und gevierteilt, in ihrer Existenz in Frage gestellt und sonstwie verleugnet – oder aber zum Lachen gebracht. Nur daß eben die Großen, die der Weltpolitik zu schaffen machen wollten, ihr Gelächter nicht hörten oder nicht zur Kenntnis nahmen.

Verkehr, das war der Schlüsselpunkt, das A und O, das war einfach die notwendigste Vorbedingung für die emsige Tätigkeit aller europäischen Staaten, die Freihandel und Weltwirtschaft genannt wurde. Ohne Verkehr kein Welthandel. Wer den Verkehr in der Hand hatte oder wenigstens kontrollierte, war der Herr der Welt oder doch der Weltwirtschaft. Verkehrswerte stiegen an allen Börsen, der lang gezügelte Unter-

nehmungsgeist privater Geldgeber und Abenteurer stürzte sich auf diese Quellen neuen Reichtums und diktatorischer Machtfülle. Alle Schachzüge wirtschaftlicher oder politischer Hintertreppendiplomatie wurden auf ihren Endwert ausprobiert, der Technik wurde endlich die Initiative zu großen Schöpfungen gegeben, Dampfschiff und Eisenbahn, Telephon und Telegraph traten ihren Siegeszug über die Erde an, die dadurch reziprok an Gemütlichkeit verlor. Zeit wurde Geld, und dieses Geld konnte nur durch rapide Beschleunigung des Verkehrs aller Arten gespart werden. Und was man also schließlich durch gesparte Zeit an Geld gespart hatte, nun, das floß ausnahmslos wieder in die Taschen der Verkehrsunternehmen. Was konnte es in dieser verrückten Zeit unbedachten und verantwortungslosen Gründertums Besseres geben als ein Verkehrsunternehmen, was war risikoloser und einträglicher? Und so schwirrte es von Plänen durch die Welt, Suez, Panama, Persischer Golf, Bagdadbahn, Kap Kairo, Transsibirien, Transanden, Transatlantik, Transsahara ... Es war eine herrliche Zeit für unternehmende Geister, man gründete und überließ dem Staat die Politik, wenn aus der Gründung Komplikationen erwuchsen. Nichts war fundiert, alles hemmungslos – und doch behielt man recht, denn die rasante Entwicklung der Weltwirtschaft schlug die kühnsten Berechnungen um viele Längen.

Ein Mann seiner Zeit, Lesseps, glaubte, sich aus diesem rasenden Wettlauf zwei sichere Projekte herausholen zu können, Suez und Panama, die beiden Weltkanäle, deren Vollendung ihn in das grellste Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit und die Großmächte vor peinliche Entscheidungen ihrer imperialistischen Ziele stellen sollte. Lesseps war Wirtschaftler genug, um den wirtschaftlichen Erfolg und die technische Durchführ-

barkeit vorhersagen zu können, er war aber immer noch nicht Politiker genug, um die richtige Prognose der absoluten Gefährlichkeit seines Beginnens zu stellen. Und ein Politiker ohne prognostische Talente ist eben kein Politiker. Lesseps hatte in seiner diplomatischen Tätigkeit rings um das Mittelmeer genügend Erfahrungen sammeln können, um zu wissen, daß die Durchstechung der Landenge von Suez alle Mächte, voran England, auf den Plan rufen mußte. Daß die derzeit modernste Erneuerung der Suezkanalidee von Napoleon stammte, war Vorbelastung genug. Seither traute niemand den friedlichen Absichten eines noch so privaten Unternehmers. Lesseps dachte sich alles ein bißchen leicht und mißachtete die politischen Voraussetzungen, weil er glaubte – wie viele andere Gründer auch –, daß sich Weltwirtschaft und Weltverkehr schmerzlos von Weltpolitik trennen ließen. Das war der große Trugschluß eines Jahrhunderts, der letztlich zum Weltkrieg führte.

Daß – nun einmal aufgeworfen – die Suezkanalfrage in diesem Jahrhundert irgendwie positiv gelöst werden mußte und würde, entsprach als eine Selbstverständlichkeit dem Unternehmungsfieber der sich üppig entfaltenden Weltwirtschaft. Hatte das Ziel eines Suezkanals jetzt allerdings ganz andere Größenmaße als früher, so war die Idee selbst alles andere als neu. Im Miozän hatte das erst jung entstandene Rote Meer ohnehin keine andere Ozeanverbindung gehabt als die durch das Mittelmeer, dann hob sich die Nahtzone zwischen Asien und Afrika langsam und begann die Landenge von Suez zu bilden. Noch in frühgeschichtlichen Zeiten aber standen die auf dem Isthmus gelegenen und jetzt vom Suezkanal durchzogenen Bitterseen in direktem Zusammenhang mit dem Roten Meer. Die Menschen unterzogen sich bald der Arbeit, die Natur zu

korrigieren. Kanäle waren die ersten technischen Leistungen der Naturveränderung gewesen, und es lag nahe, den hemmenden Landstrich zwischen dem Mittelmeer oder dem Nil und dem Roten Meer zu beseitigen. Strabo, Herodot, Plinius und Diodorus berichten von diesen ersten Kanälen in verschiedenen Versionen. Nach Strabo begann Sesostris, Pharao von Ägypten um 2000 v. Chr., mit den Arbeiten für den Kanal „vor dem Trojanischen Krieg". Herodot und Diodorus schreiben Necho, Pharao um 600 v. Chr., die Aufnahme der ersten Kanalarbeiten an der Landenge von Suez zu. „Die Fortführung der Arbeiten unter Necho kostete mehr als 100000 Ägyptern das Leben. Schließlich stand er von dem Unternehmen ab, gewarnt durch ein Orakel, daß all seine Arbeit nur den Barbaren zugute kommen würde" (Herodot). Wenn das Orakel die Phönikier meinte, so hat es nicht so ganz unrecht gehabt. „Darius I. setzte das Werk fort, beendete es aber nicht, in der falschen Meinung, daß die Durchschneidung der Landenge, da das Rote Meer höher liegt, Ägypten unter Wasser setzen würde. Die Ptolemäer widerlegten diesen Irrtum und machten den Kanal bis zur See ohne Hemmnis oder Schwierigkeiten mit Hilfe von Wehren und Schleusen schiffbar" (Strabo). Dieser Kanal, den Trajan vertiefen ließ, führte von Suez an einen östlichen Arm des Nil, der ja in geschichtlichen Zeiten sein Delta fortwährend verändert hat. Der Kanal geriet aber in Vergessenheit und wurde vernachlässigt; erst während der Eroberung Ägyptens durch die Araber im 7. Jahrhundert ließ ein General des Kalifen Omar den Trajanskanal erneuern und benutzte ihn für Provianttransporte, doch schon Omars Nachfolger ließ ihn zuschütten, um weitere Transporte an die davon abhängigen Aufständischen in Medina zu verhindern.

Der Islam legte sich wie eine Barriere zwischen Europa und

Indien, der Welthandel stockte und begann, neue Wege zu erforschen. Amerika wurde entdeckt und der Weg um das Kap der Guten Hoffnung nach Indien; das Mittelmeer verlor an Wert, Westeuropa trat an die Stelle der alten Handelsnationen, die den Indien- und Orienthandel in der Hand gehabt hatten. Venedigs Schicksal war durch die Entdeckungen besiegelt, aber es gab sich nicht leicht geschlagen. Mühsam versuchten die Venezianer, einen Teil des Orienthandels wenigstens zu retten, intrigierten gegen die glücklicheren westeuropäischen Nationen durch ihre orientalischen Gesandten, schmiedeten Pläne und konnten sie doch nicht durchführen. Portugal behauptete das Feld und wurde erst später von Holland, Frankreich und England abgelöst.

Aber seit den Entdeckungen ist das Gespräch über einen schnelleren Durchgangsverkehr durch den Orient nicht mehr verstummt, an dem auch die Portugiesen wegen ihrer indischen Kolonien ein Interesse haben mußten. Im 16. Jahrhundert lebt auch der Suezkanal wieder auf, Sixtus V. erinnert sich seiner zur gleichen Zeit wie der türkische Statthalter Ali, der Renegat. Das Frankreich Heinrichs IV. und seiner geistigen Nachfolger Richelieu und Colbert tritt auf: schon Richelieu bekommt ein Mémoire, in dem eine scharfe Konkurrenz zum Kapweg im Interesse der Compagnie générale de commerce gefordert wurde, die Beförderung von Suez nach Kairo auf Kamelrücken wäre nicht konkurrenzfähig, allein ein Kanal könne das Kapmonopol brechen. Für die Compagnie des Indes Colberts und Louis' XIV. wurde ein verstärkter Warenverkehr über Suez–Kairo vorgesehen und auch gegen den Widerstand der Pforte durchgeführt. Die Frage der Beschleunigung wurde immer brennender, sie bewegte viele Geister. So richtete Leibniz, der Philosoph und Universalist, zu dessen Beruf es ge-

hörte, über alle Probleme dieser Welt und der anderen geschrieben zu haben, sei es die Integralrechnung zu erfinden oder Peter den Großen zur Gründung einer Akademie anzustiften, an Louis XIV. einen Brief, in dem er die sofortige Eroberung Ägyptens fordert, um das türkische Reich zu zerstören, einen genauen Angriffsplan entwickelt und sehr weise Bemerkungen über die Schlüsselposition Ägyptens macht. Nur die Eroberung Ägyptens könne einen ungehinderten und beschleunigten Verkehr über die Landenge „zu Wasser oder zu Land“ garantieren. Der Wirtschaftler Savary schlug Ende des 17. Jahrhunderts als erster einen direkten Kanal vom Roten zum Mittelmeer vor, ebenso Girardin, während andere zunächst einmal überhaupt den Transorienthandel zu verstärken suchten und zum Teil die merkwürdigsten Landwege vorschlugen. Persien und Abessinien wurden in die französischen Pläne, das englisch-holländische Handelsmonopol zu brechen, eingespannt. D'Argenson, Montesquieu und Voltaire beschäftigten sich mit dem Gedanken des Suezkanals, Choiseul erwog die Besetzung Ägyptens, der Weg über Bagdad stand bereits zur Debatte. Mit der Niederlage der Franzosen in Indien und dem Rückzug Dupleix' aber schlief das direkte französische Handelsinteresse am Orient langsam ein, während England und Holland weiterhin den Kapweg als einzige Möglichkeit betrachteten. Immerhin erscheinen schon englische Kaufleute in Suez und benutzen die Karawanenwege nach Ägypten. Aber in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts untersagte der Sultan jeden europäischen Schiffsverkehr durch das Rote Meer sehr energisch. Seitdem berichteten nur wenige Reisende wie de Montigny und Volney über die Kanalmöglichkeiten, beide mögen den Mitarbeitern Napoleons Unterlagen hinterlassen haben. Dagegen entwickelte Baron von Tott in seiner Eigen-

schaft als türkischer Militärinstrukteur umfangreiche Pläne für einen Suezkanal.
Die Vorgeplänkel einer englisch-französischen Rivalität um den Weg durch den Orient endete um 1790 mit einer vollständigen englischen Niederlage, die der rührige, aber von London nicht ausreichend unterstützte englische Konsul in Kairo, Baldwin, nicht verdient hatte. Sowohl die Pforte wie die ägyptischen Beys wandten sich stärker den Franzosen zu, wenngleich das Verbot des Sultans noch nicht gelockert worden war. Die schon früher erwogenen Pläne einer Eroberung Ägyptens wurden nach der Revolution vom Direktorium aufgenommen und Napoleon mit einem Feldzug gegen Ägypten beauftragt, der Indien zum letzten Ziele hatte, da man an England selbst nicht herankommen konnte. 1798 begann der Feldzug und endete praktisch im gleichen Jahr durch die Niederlage von Abukir. Die Franzosen blieben jedoch noch einige Jahre im Land, und während dieser Zeit befahl Napoleon die Untersuchung der Landenge von Suez, die das ganze Jahr 1799 über andauerte. Sie endete mit einem ausführlichen Bericht der Ingenieure, die unter Leitung von Lepère zunächst die Spuren der alten Kanäle untersucht und dann mit allerdings verschiedenartigen und unzulänglichen Apparaten, unterbrochen auch durch die kriegerischen Ereignisse in Syrien, Niveaumessungen vorgenommen hatten. Der Bericht stellte fest, daß der Spiegel des Roten Meeres etwa 10 Meter höher liegt als der des Mittelmeeres und daß also nur zwei Lösungen in Frage kämen: entweder ein Schleusenkanal zwischen den beiden Meeren oder ein schleusenloser Kanal zwischen dem Roten Meer und einem entsprechend hoch gelegenen Uferpunkt am Nil, etwa bei Kairo. Der schon von den Ptolemäern nachgewiesene Irrtum wurde also durch moderne Techniker, deren Untersuchungen nicht

nachprüfbar waren, noch einmal festgestellt. Das Projekt wurde nun jahrelang nur akademisch erörtert.

Der Napoleonische Feldzug nach Ägypten hatte England gezeigt, daß die historische Orientbarriere zwischen Europa und Indien nicht mehr bestand und daß England sich um eine eigene Orientpolitik kümmern mußte. Diese setzte gleich nach Abukir, spätestens aber nach dem Wiener Kongreß mit aller Kraft ein, Schlag folgte auf Schlag, das zu Boden gedrückte Frankreich war ausgeschaltet, und England machte sich in zwei Jahrzehnten zum entscheidenden Faktor in der Orientpolitik. Mehemet Ali, von Mathieu de Lesseps eingesetzt, den Franzosen freundlich, dem Kanalplan geneigt, Sieger in vielen Schlachten gegen die Türken, war doch nicht in der Lage, den Kanalplan gegen England voranzutreiben. Und daß England gegen den Kanal war, ganz gleich ob technisch möglich oder nicht, lag wiederum einfach in der Tatsache, daß ein leichter Verkehr mit Indien über den Orient nicht geduldet werden konnte. Andererseits war sich England und seine Wirtschaft im klaren, daß der Verkehr über den Orient zunehmen würde, die Schranken mehr oder weniger gefallen seien und nun also England allen Anlaß hatte, diesen entstehenden Orientverkehr selbst in die Hand zu nehmen.

Die widerspruchsvolle und doch logische Politik begann. Mehemet durfte nicht an den Suezkanal denken. Dafür: 1802 englisches Konsulat in Bagdad eröffnet, 1810 mit Konsulat in Basra zum Political Agent of Turkish Arabia verschmolzen; 1802 Freundschaftsvertrag zwischen dem Sultan von Aden und England und 1810 zwischen Maskat und England endgültiger Vertrag; 1807 noch französisch-persischer Bündnisvertrag von Finkenstein, 1808 englische Truppen und Gesandte in Persien, 1809 und 1811 Bündnis- und Subsidienvertrag

zwischen England und Persien; 1823 Gründung eines Komitees in Kalkutta und bei der indischen Regierung zur Vorbereitung von Dampferlinien nach Suez; 1826 Plan Bombays, eine Kohlenstation auf Sokotra anzulegen; 1830 und 1832 erste englische Dampferreisen Indien–Suez; seit Navarino England auf seiten der Pforte, da die Existenz der Türkei eine Bedingung für die Existenz Persiens und die Sicherheit Indiens darstelle; 1830 prüfte Chesney den Suezweg, stellte dabei den Irrtum Lepères zum erstenmal richtig, empfahl aber doch den Weg über Mesopotamien; seit 1835 regelmäßiger englischer Dampferverkehr teils über den Persischen Golf, teils durch das Rote Meer; 1836 Gründung der East Indian Steam Navigation Co., regelmäßige Dienste der Peninsular Co. und der britischen Admiralität von Malta nach Alexandrien als Anschlußschiffe für die Suez-Indien-Route; 1839 endgültige Besetzung Adens und der Bahrein-Inseln und Kaltstellung der dortigen Sultane, dadurch Entscheidung für die Suezroute und Beendigung der Versuche einer Golf-Mesopotamien-Route trotz Besetzung von Buschir (1838) und Karachi (1839); seit 1835 Waghorn, Hill und Raven Leiter der Überlandorganisation in Ägypten, 1841 Hill Co., 1844 durch Mehemet aufgelöst und als Transit Co. zwei Engländern übergeben; 1840 Vereinigung der Peninsular und der East Indian Steam zur P & O, Peninsular and Oriental Steam Navigation Co., 1841 Anschluß der Eastern Steam Navigation Co., Kalkutta, an diesen Konzern; schneller Ausbau des P-&-O-Liniennetzes, Kontrolle des ägyptischen Transits, des aufblühenden Fernost- und Australienhandels; 1840/1841 Lösung der ersten, durch Mehemets Syrienkrieg hervorgerufenen Orientkrise durch England gegen Frankreich, das Mehemet stützte.

So war die Lage seit 1840: Rußland suchte auf die Pforte

Einfluß zu gewinnen, um die Dardanellen für seine Kriegsschiffe zu öffnen; Frankreich stärkte die ägyptischen Lokalgewalten gegen den Sultan wegen seiner wirtschaftlichen und politischen Interessen in Ägypten und Syrien und aus Rivalitätsneid gegen England; und England scheute keine Mittel, sowohl die russischen wie die französischen Pläne zu durchkreuzen, um die Sicherheit Indiens zu garantieren und um also die Türkei zu erhalten und die Transorientwege nicht in andere Hände fallen zu lassen. Und der Franzosenfreund Mehemet Ali mußte während des Syrienkrieges zu einem Mann der P & O sagen: „Ich führe nicht Krieg gegen die britische Nation, sondern einzig und allein gegen Lord Palmerston; ... es ist eine sehr schlechte Politik Ihrer Regierung, gegen mich zu kämpfen; denn hier ist Ihr Hochweg nach Indien, den ich allzeit fördern werde!"

Seit 1833 datiert nun die direkte Vorgeschichte des Suezkanals. Chesney hatte die Niveaugleichheit des Roten Meeres und des Mittelmeeres 1830 festgestellt, kurz darauf hatte sie der Franzose Linant Bey, Berater der ägyptischen Regierung, bestätigt. Der sozialistische Schwärmer Comte Saint-Simon hatte bei seinem Tode 1825 seinen Anhängern ein Testament hinterlassen und unter vielen Plänen auch den Suezkanal als eine notwendige Arbeit bezeichnet. Unter der Führung Prosper Enfantins reiste 1833 eine aus jungen Ingenieuren zusammengesetzte Studiengesellschaft der Saint-Simonisten nach Ägypten, in der Hoffnung, bei Mehemet Ali keinen Widerstand vorzufinden. Aber der Vizekönig hatte keine Lust, seine derzeit friedlichen Beziehungen zu England auf das Spiel zu setzen und lehnte den Kanalplan ab. Enfantin und seine Männer wurden mit dem Bau einer Nilstaustufe bis 1837 beschäftigt und kehrten dann nach Frankreich zurück. Selbst in England

mehrten sich jetzt die Stimmen, die den Kanal befürworteten. Der Direktor der P & O, Anderson, richtete an Palmerston einen entsprechenden Brief, aber Palmerston mißtraute den französischen Plänen, gab an sich die wirtschaftliche Nützlichkeit zu, scheute sich jedoch vor einem „zweiten Bosporus". Der Bau einer Bahn Kairo–Suez schien ihm ungefährlicher.

Fürst Metternich griff 1843 ein, angeregt durch einen Bericht seines ägyptischen Generalkonsuls, bald auch gestützt von Bruck, dem Leiter des Österreichischen Lloyds in Triest und späteren Handelsminister. In Wien hoffte man, Mehemet für den Plan zu gewinnen und dadurch den gesamten Orienthandel auf Triest zu ziehen. Enfantin benutzte das allgemeine Interesse für die Suezfrage und gründete am 30. November 1846 die „Société d'études du Canal de Suez" in Paris. Zur Gründungssitzung waren Stephenson und Starbuck für England, der Ingenieur Negrelli und die Kaufleute Dufour-Feronce und Sellier für Deutschland-Österreich und Enfantin, Arlès und die drei Brüder Talabot für Frankreich erschienen. Die Gesellschaft sollte international sein, das Ziel war entweder der Verzicht auf den Bau oder die Gründung einer Baugesellschaft. 1847 untersuchten Negrelli und die Deutschen im Auftrage der Gesellschaft die Möglichkeiten der Mittelmeermündung des Kanals und die Franzosen mit dem Ingenieur Bourdaloue die eigentliche Kanalstrecke. Das Ergebnis war, daß ein Kanal ohne Schwierigkeiten und schleusenlos durchführbar sein würde. Es erwies sich, daß sowohl die deutschen Ingenieure wie die deutschen Geldleute am fleißigsten für das Projekt Enfantins arbeiteten, im übrigen schleppte sich die Tätigkeit der Gesellschaft mühsam dahin; die Franzosen hatten mit Revolution und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu tun; die

Teilnahme der Engländer und Stephensons aber war ohnehin eine Farce.
Auf Veranlassung Palmerstons und aus eigener Überzeugung wandte sich der englische Generalkonsul in Kairo, Murray, scharf gegen jede Unterstützung der Kanalpläne, er wurde von Palmerston angewiesen, Mehemet Ali auf den Bau der Eisenbahn nach Suez abzulenken, da auf diese Weise die Lage in Ägypten nicht verändert würde. Stephenson, der gleiche, der der Studiengesellschaft angehörte, reiste 1850 nach Ägypten und untersuchte die Bahnbaufragen. Da Mehemet Ali 1849 gestorben war und der englandfreundliche Abbas Pascha die Regierung angetreten hatte, mußte die Tätigkeit der Studiengesellschaft völlig ruhen, und England hatte freie Hand für den Gegenplan der Eisenbahn, für die 1851 Stephenson den Bauauftrag von dem Vizekönig erhielt. 1854 war die Bahn von Alexandrien bis Kairo fertig, England war in Vorhand, und Frankreich hatte sich grollend, aber ohne jede Möglichkeit, Englands wachsenden Einfluß aufzuhalten, nach Konstantinopel zurückgezogen.

Da starb Abbas, und Said Pascha wurde Vizekönig. Er eiferte seinem Vater nach und holte die Franzosen wieder in das Land, unter ihnen Ferdinand de Lesseps, bevollmächtigten Minister Frankreichs außer Diensten, lieben Bekannten aus früheren, weniger politisch geladenen Zeiten. Das heißt, Said hatte Lesseps nicht von allein aufgefordert, sondern Lesseps hatte ihn zum Regierungsantritt beglückwünscht, und diesem Glückwunsch folgte die Einladung als Antwort. Lesseps schrieb an Ruyssenaers am 15. September 1854: „Ich war mitten zwischen Maurern und Zimmerleuten damit beschäftigt, ein neues Stockwerk auf das alte Schloß von Agnès Sorel aufsetzen zu

lassen, als im Hofe der Postbote erschien. Die Arbeiter ließen meine Zeitungen und Briefe von Hand zu Hand wie Mauersteine zu mir gelangen. Sie können sich nicht denken, wie sehr mich die Nachricht von ... der Thronbesteigung unseres Jugendfreundes ... Mohamed Said überrascht hat. Schleunigst stieg ich vom Gerüst herab und beeilte mich, an den neuen Vizekönig ein Glückwunschschreiben zu richten ... Er antwortete mir umgehend und bestimmte den Anfang November und Alexandrien als Treffpunkt ... Kein Wort bitte, zu wem es auch sei, von dem Plane der Durchstechung der Landenge, bis ich dort eintreffe!"

DER ÄGYPTER LESSEPS GEGEN ENGLAND

Ende Oktober 1854 trat Lesseps die Reise nach Ägypten an. Obgleich er später behauptete, ohne jeden Auftrag abgereist zu sein, das heißt also, mit der Studiengesellschaft Enfantins nicht in Verbindung gestanden zu haben, konnte nach Jahrzehnten mühsamer Forschung – denn Lesseps hat wohlweislich den Großteil der entsprechenden Unterlagen verschwinden lassen – festgestellt werden, daß er mindestens mündliche Besprechungen mit Arlès-Dufour, einem Mitarbeiter Enfantins, abgehalten und von diesem zweifellos neben Abschriften aller wichtigen Schriftstücke der Studiengesellschaft 6000 Franken Reisevorschuß bekommen hatte. Ob nun engste Bindungen zur Studiengesellschaft bestanden oder nicht, sicher ist, daß Lesseps von Anfang an geplant hatte, die Arbeit allein durchzuführen, wie aus der sorgfältigen Auswahl seiner dokumentarischen Veröffentlichungen hervorgeht; sicher war aber auch, daß Lesseps von Anfang an als unternehmender und wagemutiger Einzelgänger mit der Feindschaft der zaudernden und in sentimentalen Weltbefriedungsideen befangenen Studiengesellschaft rechnen mußte, gleichgültig ob er sie böswillig zu hintergehen plante oder ob er die nach Meinung Enfantins wohlerworbenen Urheberrechte außer acht ließ und sich nicht um die Vorarbeiten der Studiengesellschaft kümmerte. Wenn die Feindschaft der Studiengesellschaft für Lesseps das einzige Hindernis auf dem Wege zur Durchführung seiner Pläne sein sollte, so konnte er getrost und ohne Befürchtungen in die Zukunft sehen.

Jedenfalls gingen für ihn die Reise und die ersten Tage in Ägypten in ungetrübtem Vergnügen und hoffnungsfreudiger Erwartung dahin. In seinem Tagebuch berichtete er zunächst mehr von dem, was er sah, als von dem, was er vorhatte. Der orientalisch prächtige Empfang des Vizekönigs schmeichelte seinem Geltungsbedürfnis, wie noch nie zuvor eine Ehrung ihn befriedigt hatte. „7. November: Das Packboot hat mich heute in Alexandrien an Land gesetzt ... ich stieg in einen Hofwagen, welcher mich nach einer Villa seiner Hoheit führen sollte. Dort angelangt, fand ich auf der Treppe eine Schar von Dienern aufgestellt, die mich dreimal grüßten ... Nachstehend die Beschreibung meiner Wohnung ... Der Hauptpavillon liegt inmitten eines entzückenden Gartens ... Er diente noch bis vor wenigen Tagen der Prinzessin, die letzhin Said-Pascha einen Sohn geschenkt hat, als Wohnung. Die Empfangszimmer und der Speisesaal liegen im Erdgeschoß; im ersten Stock befindet sich der Salon, der sehr freundlich mit reichen Diwans ausgestattet ist ... An den Salon stößt das Schlafzimmer, in dem ein Himmelbett steht; dessen Vorhänge sind aus kostbarer gelber chinesischer Seide, mit roten Blumen bestickt und mit Goldfransen verziert. An der Innenseite sind außerdem noch doppelte Vorhänge mit golddurchwirktem Tüll angebracht. Von dem Schlafzimmer gelangt man in das erste Ankleidezimmer, dessen Möbel, auf denen Parfümerien stehen, aus Polisander und Marmor hergestellt sind, von dort in ein zweites nicht minder elegantes Kabinett, in dem auf einer Platte ein großes Becken mit silbernem Kruge steht. An Riegeln hängen lange, weiche, goldgestickte Handtücher ... Plötzlich erschienen noch mehr Diener. Ein Oberkaffeeschenk, begleitet von mehreren Gehilfen, und ein Oberpfeifenstopfer mit seinen vier Untergebenen, deren Insignien aus einem Dut-

zend langer Pfeifen mit dicken, diamantbesetzten Bernsteinmundstücken bestehen ... Bald darauf wird mir ein Offizier mit der Meldung geschickt, daß seine Hoheit mich um zwölf Uhr empfangen werde. Gerade weil ich den Fürsten kannte, als er sich noch in einer anderen Lage befand, hielt ich es für schicklich, ihm mit jener ehrfurchtsvollen Ehrerbietung zu begegnen, die das menschliche Herz gern entgegennimmt: ich legte auf meinen schwarzen Frack alle meine Orden und ein großes Ordensband an ..."

Lesseps nahm an mehreren Empfängen teil, traf sich zwanglos mit dem Vizekönig bei den Mahlzeiten, besuchte absichtsvoll verschiedene Mitglieder des fürstlichen Hauses, nahm an Paraden teil, erwähnte aber mit keinem Wort den Suezkanal.

„9. November: Ich will von diesem Gegenstand erst dann sprechen, wenn ich meiner Sache sicher bin ... Ich muß mit um so größerer Vorsicht zu Werke gehen, als sich der Vizekönig geäußert haben soll: sein Vater (Mehemet Ali) habe den Plan der Durchstechung der Landenge verworfen, weil er auf Schwierigkeiten von seiten Englands zu stoßen fürchtete, und er würde dem Beispiele seines Vaters folgen."

Der Vizekönig lud Lesseps ein, ihn auf einer militärischen Expedition zu begleiten, und schenkte ihm dazu ein schönes Pferd. Der Marsch begann am 13. November und brachte für Lesseps neben einer Reihe unterhaltender Ereignisse das wichtigste Ergebnis seiner Reise. „15. November: Wer mich vor meinem Zelte gesehen hätte, wie ich mich in meinem roten Morgengewand, das dem Mantel eines Scherifs von Mekka ähnlich ist, bis zum Ellenbogen wusch, hätte mich für einen wahren Gläubigen gehalten, und zur Zeit der Inquisition wäre ich sicherlich lebendig verbrannt worden ... Kühle Luft kündigt den nahen Sonnenaufgang an. Einige Sonnenstrahlen erhellen

den Horizont, zu meiner Rechten strahlt der Osten in hellem Licht, zu meiner Linken ist der Westen düster und wolkig. Plötzlich sehe ich auf jener Seite einen Regenbogen in den lebhaftesten Farben erscheinen, der sich nach Westen und Osten hin am Horizonte verliert. Ich gestehe, daß ich mein Herz heftig schlagen fühlte und daß ich meine Phantasie zügeln mußte, die schon in diesem Bundeszeichen eine günstige Vorbedingung für die wahre Vereinigung der Welt zwischen Okzident und Orient heraufgekommen und den Tag für die Verwirklichung meines Projekts bezeichnet sah ... Beim Fortreiten will ich dem Vizekönig zeigen, daß sein Pferd, dessen kräftige Fesseln ich schon am ersten Tage erprobt habe, ein äußerst tüchtiger Springer ist. Während ich ihn grüße, lasse ich mein Roß über die Steinbrüstung setzen und galoppiere den Hügel hinab bis zu meinem Zelt. Diese Unvorsichtigkeit war vielleicht mit die Veranlassung, daß mein Plan die Zustimmung der Umgebung des Königs erhielt, deren ich durchaus bedurfte. Die Generale machten mir darüber Komplimente, und ich habe bemerkt, daß ich durch meine Kühnheit bedeutend in ihrer Achtung gestiegen bin ... Um fünf Uhr abends kehre ich in das Zelt des Vizekönigs zurück. Der Fürst war heiter und aufgeräumt; er ergreift meine Hand und hält sie einen Augenblick und fordert mich auf, mich zu ihm auf den Diwan zu setzen. Wir waren allein: durch eine Öffnung sah ich den schönen Untergang jener Sonne, deren Aufgang mich des Morgens so lebhaft bewegt hatte. In diesem Augenblick, wo ich eine Frage erörtern sollte, die für meine Zukunft von so großer Tragweite sein mußte, war ich vollkommen ruhig und Herr meiner selbst. Meine Studien und Betrachtungen über den Kanal zwischen den beiden Meeren standen klar vor meinem Geiste, und der Gedanke erschien mir so ausführbar, daß ich

keinen Augenblick bezweifelte, den Fürsten zu meiner Überzeugung bekehren zu können. Ich setzte ihm meinen Plan auseinander, ohne auf Einzelheiten einzugehen, und berief mich dabei auf die wichtigsten in meiner Abhandlung entwickelten Tatsachen und Beweise; ich hätte meine Schrift auswendig hersagen können. Mohamed-Said hörte aufmerksam meinen Gedanken zu. Ich bat ihn, wenn er Zweifel habe, möge er sie mir mitteilen. Er machte einige sehr verständige Einwände, auf die ich ihm befriedigende Antworten geben konnte, dann sagte er zu mir: ‚Sie haben mich überzeugt, ich nehme Ihren Plan an; wir wollen uns auf der Reise mit den Mitteln der Ausführung beschäftigen; die Sache ist bewilligt; Sie können auf mich zählen.'"

Noch in der Nacht dieses ereignisreichen Tages machte Lesseps das kurze Exposé fertig, daß er vor zwei Jahren geschrieben hatte, um es nun dem Vizekönig als Unterlage zu überreichen. In diesem Schriftstück sprach Lesseps sehr kurz und oberflächlich von der Bedeutung eines solchen Kanals für die Welt und für den Ruhm Ägyptens und des Türkischen Reiches, erwähnte die Vorarbeiten Lepères, Talabots, Linant Beys und Mugel-Beys, ohne der Studiengesellschaft auch nur mit einem Worte zu gedenken – vielleicht hat das Original etwas anders ausgesehen, als die spätere Veröffentlichung – und machte die ersten Vorschläge über eine Gesellschaftsgründung. Im ganzen war das Exposé nicht sehr aufschlußreich, Lesseps hatte sich wohl zwar mit der Suezkanalfrage beschäftigt, aber noch nicht in die technischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen eingearbeitet. Nach einigen Tagen weiterer Wüstenreise kam der Vizekönig und sein Gefolge an den Nil zurück, wo Luxusschiffe für die Unterbringung der Gäste bereitstan-

den. Am 21. November überreichte Lesseps dort dem Vizekönig das Memorandum. In Kairo besuchte er Linant Bey, dessen Trauung er als Konsul seinerzeit in Kairo vorgenommen hatte, und unterrichtete ihn vom Entschluß Said Paschas. Lesseps wohnte in Kairo in dem gleichen Haus, in dem die Gelehrtenkommission der napoleonischen Expedition ihre Sitzungen über die Suezkanalfrage abgehalten hatte.

Doch die Freude über den errungenen Erfolg, der den Beginn eines neuen tatenreichen Lebens darstellen sollte, wurde schnell getrübt, nicht etwa durch die Studiengesellschaft – die ahnte noch gar nichts von den Vorgängen des 15. November, denn Lesseps hatte es nicht für nötig befunden, ihr von der Einwilligung des Vizekönigs Mitteilung zu machen –, sondern durch Said Pascha selbst: „Der Vizekönig hatte mir befohlen, so schnell als möglich den englischen Generalkonsul Bruce zu besuchen, um ihm von der Absicht Seiner Hoheit, die Landenge von Suez durchstechen zu lassen, Mitteilung zu machen und ihm die Schriftstücke über die Kanalfrage vorzulegen ... Ich hatte mit ihm eine zweistündige Unterredung. Er erklärte mir, daß er zwar noch nicht im Namen seiner Regierung, die er von meinem Besuch in Kenntnis setzen würde, sprechen könne, daß er sich aber nicht scheue, mir seine persönliche Meinung zu sagen, daß er nicht an eine Opposition Englands glaube, solange bei dieser Sache weder eine Intervention noch irgendein Einfluß irgendeiner Macht geltend gemacht würde und es sich um freie Kapitalien handele, die in einem vom Staatsoberhaupt des Landes autorisierten Unternehmen investiert würden. Ich antwortete ihm, daß ich ebenso dächte, und daß die bisher so schwierige Frage der Öffnung der Suez-Landenge, heute befreit von den politischen Komplikationen, die ihr entgegengestanden hätten, nur noch eine einfache Frage der

technischen Durchführung und der Bereitstellung des Kapitals sei..."

Am 27. November legte Lesseps seine harmlose Ansicht in einem Briefe an Bruce nieder: „... Alles, was zur Ausdehnung des Handels, der Industrie und der Schiffahrt der Welt beitragen kann, ist in hohem Maße für England von Nutzen. Ein bedauernswertes Vorurteil, die Folge der politischen Gegnerschaft, die solange und so unglücklich zwischen Frankreich und England bestanden hat, hat allein die Ansicht verbreiten können, daß die Eröffnung des Suezkanals, ein Werk der Zivilisation und des Fortschritts, den Interessen Großbritanniens zuwiderlaufe ... Man wird bald die Ansicht als eine Ketzerei ansehen, daß ein Unternehmen, das die Entfernung zwischen Osten und Westen des Erdballs um die Hälfte abzukürzen bestimmt ist, für England keine Vorteile bietet... England muß ebenso, ja noch mehr als Frankreich den Durchstich dieser 40 Meilen breiten Landenge wünschen..."

Während er mit diesem Brief einige Unterlagen an Bruce schickte und gleichzeitig den französischen Generalkonsul in Kairo, Sabatier, von diesen Schritten unterrichtete und ihm sogar schon eine Abschrift des noch gar nicht erlassenen vizeköniglichen Entscheides zusandte, im übrigen noch einige Besuche bei verschiedenen Prinzen und dem österreichischen Generalkonsul unternahm, glaubte er sich bereits am Ziele und den Suezkanal nur noch eine Frage der technischen Arbeit. Wie unerwartet glatt war doch alles gegangen, mußte sich Lesseps sagen, als am 30. November der Ferman vom Vizekönig unterschrieben wurde, der in zwölf Artikeln die Baugenehmigung an „unseren Freund Lesseps" erteilte. Lesseps wurde darin ermächtigt, unter seiner Leitung eine internationale Gesellschaft namens Compagnie Universelle du Canal Maritime

de Suez zu gründen. Der Direktor sollte von der ägyptischen Regierung aus den Reihen der Hauptaktionäre ernannt werden. Die Konzession wurde auf 99 Jahre befristet, von der Eröffnung des Kanales an gerechnet. Ferner wurden einige Rechte bezüglich der Ländereien, Besteuerung und Finanzierung zugestanden und gefordert. In einem Zusatz bestimmte der Vizekönig, daß die Arbeiten erst beginnen dürften, wenn die Zustimmung der Pforte vorläge.

Lesseps glaubte, einen leichten Sieg erfochten zu haben und nun den Weg zu unsterblichem Ruhm beschreiten zu können. Er täuschte sich fürchterlich, weil er eben doch nicht Politiker war, sondern jetzt überhaupt nur noch ein Privatunternehmer französischer Nationalität mit abenteuerlichen Plänen. Die technischen Fragen wurden ganz unwesentlich im Vergleich zu dem politischen Kampf, der nun entbrannte und der noch nicht einmal beendet war, als nach zwölf Jahren schließlich der Sultan den Ferman des Vizekönigs bestätigte. Mr. Bruce hatte durchaus unautorisiert gesprochen und Lesseps falsche Hoffnungen gemacht.

So schnell es Lesseps gelang, die Studiengesellschaft abzuschütteln und als eine längst überholte Angelegenheit zu brandmarken, so schnell mißlang es ihm, England für den Suezkanal zu gewinnen. Seine gegenüber Bruce geäußerten Ansichten waren kindlich und ohne Kenntnis der derzeitigen Weltlage vorgebracht. In wenigen Tagen hatte sich ein Mann, Lesseps, das ganze Britische Reich zum Todfeinde gemacht.

Der erste Abschnitt des nun folgenden politischen Kampfes sieht folgende Personen auf der Bühne des recht dramatischen Schauspiels:

Hauptpersonen:

Ferdinand de Lesseps, französischer Staatsangehöriger, Botschafter a. D., ohne Beruf, fast 50 Jahre, Konzessionsinhaber einer zweifelhaften Suezkanalkonzession der ägyptischen Regierung.

Stratford Canning, später Lord Stratford de Redcliffe, britischer Botschafter in Konstantinopel, auf dem Höhepunkt seiner Macht, Vormund des Sultans und der türkischen Regierung, Gegner jeder Teilung der Türkei, Gegner jeden Planes, der eine solche Teilung befördern könnte. Berufsbekenntnis: „Ein Botschafter ist der persönliche Repräsentant seines Herrschers... Er ist die Verkörperung der englischen Krone bei dem Hof, bei dem er akkreditiert ist.“

M. Benedetti, französischer Geschäftsträger in Konstantinopel, bemüht, zwar französischen Bürgern zu ihrem Recht zu verhelfen, aber nicht auf Kosten der mühsam durch die Krim-Entente erhaltenen englisch-französischen Beziehungen.

Reschid Pascha, Großwesir des Türkischen Reiches, kein Freund des Vizekönigs von Ägypten, völlig unter dem Einfluß Stratfords.

Lord Palmerston, britischer Innenminister bis 1855, seitdem britischer Premier, Wahlspruch: „Flecti, non frangi“, Liberaler, ohne daß es ihm einer glaubte. Politisches Bekenntnis: England immer auf der Seite der Gerechtigkeit, aber wer die Macht hat, hat das Recht; Moral und Politik sind zwei verschiedene Dinge.

Lord Clarendon, britischer Außenminister, Gesinnung Palmerston.

Said Pascha, Vizekönig in Ägypten, Freund Lesseps' und Kanalist.

Nebenpersonen und in Nebenszenen beschäftigt:

Bruce, britischer Generalkonsul in Kairo, Gegner des Suezkanals.
Sabatier, französischer Generalkonsul in Kairo, vorsichtiger Kanalist.
Graf Buol, österreichischer Außenminister, Kanalist.
Baron Koller, österreichischer Botschafter in Konstantinopel, Kanalist.
In kleineren Rollen:
Kaiser Napoleon III.; Kaiserin Eugénie; Fürst Metternich, Altmeister der europäischen Politik; Comte Walewsky, französischer Außenminister; Lord Cowley, britischer Botschafter in Paris; Baron Bruck, Direktor des Österreichischen Lloyd und Handelsminister; Baron Huber, österreichischer Generalkonsul in Kairo.
Ort der Handlung: Kairo, Konstantinopel, Paris, London.

Die politische Lage in Europa war Ende 1854 höchst unkompliziert: das England des liberalen Palmerston war im Gegensatz zu den Konservativen, die derzeit nicht ernstlich an die Regierung kamen, frankreichfreundlich und hatte das Kaisertum Napoleons anstandslos anerkannt; allerdings mißtraute man französischen Versuchen in Nordafrika und im Orient in Erinnerung an den ersten Napoleon; im übrigen verwarf man alle russischen Bündnisangebote und betrug sich ostentativ russenfeindlich, weil die Türkei, von Rußland angegriffen, im englischen Interesse unbedingt vollständig erhalten werden mußte. Das Frankreich Napoleons III. benahm sich aus Furcht wie seine Vorgänger englandfreundlich, zeigte Ambitionen in Italien gegen Österreich, in Nordafrika und im Orient gegen England und die Türkei und nährte im übrigen einen starken Haß gegen die Russen, deren Zar die Anerkennung Napoleons

verweigert hatte. Österreich, nach der Unterdrückung der achtundvierziger Revolution, stand außenpolitisch in Italien scharf gegen Frankreich, begann im Südosten aus der Schwäche der Türkei zu profitieren und traf dabei auf Rußland als gefährlichsten Gegner, der ebenalls aus der türkischen Masse erben wollte. Rußland selbst suchte England zu einer Einkreisung Frankreichs zu bewegen, die Türkei zu demolieren und über das Mittelmeer das freie Weltmeer zu gewinnen. England, Frankreich und Österreich waren sich also, so starke Widersprüche im einzelnen bestanden, mindestens in dem Punkte alle einig, daß Rußland in Schach gehalten und demnach die Türkei gestützt werden müsse. Ende 1854 war der aus dieser negativen Bündnistatsache folgende Krimkrieg auf seinem Höhepunkt angelangt: England, Frankreich und die Türkei standen gegen Rußland im Feld, Österreich an ihrer Seite, die drei europäischen Verbündeten gegenseitig mißtrauisch wegen ihres vierten Freundes. Die ganze Krim-Entente ein einziges Pulverfaß, an das nur die Lunte angelegt zu werden brauchte. Wurde irgendwie in die türkischen Machtbezirke eingegriffen, so wurde damit an den ohnehin brüchigen Fundamenten der Krim-Entente gerüttelt, auch wenn der Eingriff noch so unbedeutend schien. Die drei europäischen Konkurrenten wachten eifersüchtig darauf, daß nicht einer von ihnen einen Vorteil bei der Türkei erlangte, selbst ein abseits liegender Plan wie der des Franzosen de Lesseps mußte die Verbündeten in zwei Parteien spalten, zumal im übrigen seine Auswirkungen gar nicht abzusehen waren, teils unter-, teils überschätzt wurden, in jedem Falle aber weit über den Bereich türkischer Politik herausragen mußten. Hatte der Privatunternehmer Lesseps geglaubt, der Tod des Vizekönigs Abbas und die Thronbesteigung Saids wäre der günstigste Moment für die Ingang-

setzung des Kanalplanes, so hätte ihn der Politiker Lesseps belehren müssen, daß gerade zu dieser Zeit die Große Politik gegen ihn stand. Saids Leben hätte noch lange Jahre die Möglichkeit gegeben, als von Krimkrise längst nicht mehr die Rede war. Die Scheinwerfer der Weltöffentlichkeit hätten sich nicht so grell auf diesen Nebenschauplatz gerichtet, und im übrigen drohte ja auch von der Studiengesellschaft keine Gefahr, denn deren Beziehungen zu Said waren ja ausschließlich die persönlichen Beziehungen Saids zu seinem früheren Reitlehrer und Erzieher. Aber impulsiv und bedenkenlos, wie Lesseps sich schon während seiner Diplomatenzeit gezeigt hatte, ging er auch hier ans Werk, erst alles überstürzend, beim ersten Widerstand sich dann in die angefangene Sache verbeißend, um zäh die ersten Mißerfolge zu paralysieren.

Zwar hatte der Vizekönig am Tage nach der nach Lesseps Meinung so erfreulichen Unterredung mit Bruce das ganze diplomatische Korps und Lesseps zu sich gerufen und öffentlich seinen Entschluß verkündet, den Suezkanal zu bauen, wobei er noch jovial den amerikanischen Generalkonsul de Leon angeulkt hatte: „Wir werden dem Isthmus von Panama Konkurrenz machen und noch vor Ihnen fertig sein." Zwar war diesem Veröffentlichungstag, dem 25. November, die Unterzeichnung des Fermans am 30. gefolgt. Aber am 3. Dezember gingen zwei Briefe von Kairo ab: einen schrieb Lesseps an den großen englischen Wirtschaftler und Soziologen Richard Cobden, an dessen wirtschaftliche Vernunft er appellierte, um sich vorsorglich eine gewichtige englische Stimme zu besorgen: „Als Freund des Friedens und des französisch-englischen Bündnisses teile ich Ihnen eine Nachricht mit, die dazu beitragen wird, das Wort ‚Aperire terram gentibus' zu verwirklichen ... Es wird behauptet, daß das Projekt des Vizekönigs" – hinter den

sich Lesseps jetzt immer mehr versteckte – „in England auf Opposition stoßen werde. Das kann ich nicht glauben"; dann entwickelte Lesseps kurz, warum der Kanal gerade für England von Nutzen sein würde und schloß: „Gestatten Sie mir, im Notfall auf Ihren bedeutenden Einfluß zählen zu dürfen." Es war schon zu spät. Am gleichen Tage schickte Bruce seinen ersten Bericht zu der Konzessionserteilung an seinen Außenminister Clarendon ab, der gar nicht Lesseps' und Sabatiers guter Meinung von dem englischen Agenten entsprach. Er, Bruce, habe befürchtet, daß das Projekt in England nicht günstig aufgenommen werden würde und sei direkt zum Vizekönig gegangen, um ihn gegen den Kanal und für den britischen Bahnbau in Ägypten einzunehmen. Das Kanalunternehmen sei für die ägyptischen Hilfsquellen zu umfangreich, es würde immer danach streben, der ägyptischen Oberhoheit zu entschlüpfen und würde Ägypten nicht bereichern. Sabatier mußte wenige Tage darauf gemerkt haben, daß Bruce doch ein Gegner war, denn er berichtete nach Paris, Bruce habe dem Vizekönig erklärt, dies sei „nichts weniger als eine Frage um Leben und Tod... England wird nie seine Zustimmung geben, und Mr. Canning (Stratford), der souveräne Herrscher in Konstantinopel, wird die Pforte zwingen, die Genehmigung zu verweigern." Weiter behauptete Sabatier in seinem Bericht vom 31. Dezember, Bruce habe zu Said gesagt: „Vorsicht, Hoheit, das Bündnis Frankreichs und Englands hängt an einem Faden; Sie laufen Gefahr, diesen zu zerreißen, wenn Sie weiter auf dem Kanalprojekt bestehen. Ich hoffe, daß Sie vor solch großer Verantwortung zurückscheuen werden." Das war deutlich genug, deutlicher, als je die Engländer mit Mehemet Ali umgesprungen waren, und ließ für die Zukunft einiges erwarten.

Lesseps, immer noch ohne jede Ahnung von kommenden oder eigentlich schon hereingebrochenen Verwicklungen, glaubte mit seinem Brief an Cobden, mit der Absicht, nach Konstantinopel zu fahren, und mit der Anregung, Said Pascha das Großkreuz der Ehrenlegion zu verleihen, genug für die politische Seite getan zu haben und bereits an die direkten Vorbereitungen gehen zu können. Am 23. Dezember brach Lesseps mit den Ingenieuren Linant Bey und Mugel Bey nach Suez auf, um von dort aus seine ersten Studien für den Bau aufzunehmen und von Linant und Mugel ein ausführliches Gutachten aufstellen zu lassen. Kleine Zwischenfälle wie die Kesselexplosion eines Dampfers, auf dem sie den Golf von Suez abfuhren, oder der unerwartet plötzliche Zusammenbruch eines Zeltes, in dem gerade Berechnungen angestellt wurden – „der zukünftige Direktor des Suezkanals in höchst komischer Situation" –, machten die sonst eintönige Wüstenreise kurzweilig. Während Lesseps mehr den Spuren der Erzählungen des Alten Testamentes nachging und von Moses, Potiphar und dem „verdienstvollen Joseph" berichtete, arbeiteten Linant und Mugel angestrengt an einer ersten Tracierung der Kanalroute.

Unter der nachgeschickten Post aus Kairo befand sich auch eine Abschrift der Antwort des Vizekönigs an Napoleon III., mit der er sich für das Großkreuz der Ehrenlegion in einem Stile bedankt, der für den Beginn der Emanzipation des Orients und für die geistige Vormundschaft Frankreichs in Ägypten bezeichnend war: „Durchdrungen von der Überzeugung, daß alle Menschen Brüder seien, beseelt von dem Wunsche, allen Völkern nützlich zu sein, habe ich den Plan gefaßt, das Mittelmeer mit dem Roten Meer durch einen Schiffskanal zu verbinden." Und er bat Napoleon um seine Unterstützung.

Die heftige Reaktion der Engländer war von Lesseps jedoch

nicht mehr als unwesentlich zu übergehen. Am 15. Januar, dem letzten Tage seiner ersten Studienreise, verzeichnete er in seinem Tagebuch einige politische Notizen: „Ich bin überzeugt, daß England mehr als jedes andere Land von dem Kanal Nutzen haben wird, aber es läßt sich nicht verheimlichen, daß die alte egoistische Politik Englands ins Herz getroffen ist. Die Anhänger der alten Traditionen sind denn auch schon in nicht geringer Aufregung ... Ich war darauf gefaßt, denn besser als irgend jemand anderes war ich in der Lage, die Politik Englands in Ägypten durch alle Zeiten zu verfolgen ... Es gab eben in England stets eine Partei, die den Vizekönig so etwa auf die Bedeutung eines indischen Radschas herabwürdigen wollte ... Zum Glück denkt nicht jeder so in England ... Mein Brief an Cobden kann als Thema dienen, wenn es einmal gilt, einen Kreuzzug gegen die Verkalkten (hommes du passé) zu unternehmen." Womit Lesseps, die englische Gegnerschaft zwar anerkennend, doch in den Fehler verfiel, dem seit Bestehen der britischen Machtpolitik immer wieder auch bedeutende Politiker des Kontinents anheimgefallen sind, daß dieser scheinbare Widerstand Englands gegen den Fortschritt und gegen die Weiterentwicklung kein Festhalten am Althergebrachten aus Prinzip und um jeden Preis bedeutet, sondern im Interesse des Reiches jeweils ein Zeichen besonderer, durchaus gegenwartsnaher Aktivität darstellt. Als ob England nicht immer in der Geschichte mit den modernsten Mitteln Politik betrieb und nur Widerstand leistete, wenn sich andere Mächte der gleichen Mittel zu bedienen trachteten! Wer kann einem großen Staat, wenn nicht aus Neid, einen Vorwurf daraus machen, daß er diese Politik der Selbstwehr seit einigen Jahrhunderten mit sichtlichem Erfolg verfolgt?

Während sich also Lesseps entschloß, die Sache des Suez-

kanals selbst in Konstantinopel zu vertreten, waren die Voraussetzungen für einen Erfolg keineswegs besser geworden. Am 9. Januar 1855 hatte Clarendon an Bruce geschrieben, er möge den Vizekönig informieren, „daß das geringe Vergnügen, mit dem die Britische Regierung den Plan betrachtet, nicht davon herrührt, daß dieser S. H. von einem französischen Staatsangehörigen unterbreitet worden sei". Wenn die Sache irgendwie nützlich wäre, würde London den Plan gutheißen, ob er nun von einem Briten oder einem Franzosen vorgeschlagen würde. „Alles was darauf abzielt, die Verbindung des Britischen Reiches in Europa und Asien zu erleichtern, muß natürlich von H. M. Regierung begrüßt werden." Aber vom Suezkanal verspräche sie sich keinen Nutzen. Diese Formulierung war insofern noch nicht einmal eine Verdrehung der Tatsachen, als Lesseps zweifellos wenig an den Ruhm seines Vaterlandes dachte, sondern den Plan auch und genau so gern mit ausschließlich englischer Unterstützung durchgeführt haben würde.

Damit hatte aber London dem zaudernden Außenamt in Paris das Stichwort gegeben. Paris fürchtete den Zerfall der Krimentente und verweigerte nunmehr die offizielle Unterstützung des Planes. Schon am 26. Dezember berichtete Lord Cowley, Botschafter in Paris, nach Hause, daß die französische Regierung „sehr deutlich jedes Interesse an dem Plan leugne". Andererseits informierte Lord Cowley den französischen Außenminister Drouyn de Lhuys, daß die englische Gegnerschaft nicht „vom Geiste der Rivalität gegen Frankreichs Interessen" getragen sei. Der Erfolg blieb nicht aus. Drouyn de Lhuys wies am 2. Januar Sabatier an, von jeder offiziellen Aktion in dieser Sache Abstand zu nehmen, da man in Paris das Unternehmen Lesseps als Privatunternehmen betrachte. So waren

von vornherein den französischen Diplomaten die Hände gebunden.

In Österreich lagen die Dinge ähnlich. Graf Buol zögerte, sich ostentativ auf Lesseps' Seite zu stellen, obgleich der neue Handelsminister Baron Bruck, bisher österreichischer Botschafter in Konstantinopel, entschieden die Unterstützung des Kanalplanes forderte. Immerhin waren die Österreicher, Huber in Kairo, Koller in Konstantinopel, am ehesten bereit, Lesseps weiterzuhelfen.

Lesseps' politische Hilfstruppen waren also sehr bescheiden. Dazu kam noch, daß sowohl die bereits Schlimmes ahnende Studiengesellschaft wie auch einzelne französische Geldleute begannen, Lesseps Fallen zu stellen. So schrieb er in seiner Herzensbedrängnis vor der Abreise nach Konstantinopel jenen merkwürdigen Brief vom 22. Januar an seine Schwiegermutter, der ihm gewissermaßen eine Blanko-Vollmacht für sein Gewissen geben sollte und vielleicht ehrlich gemeint war, dann aber allzu verwegen mit Selbstlob und Versicherungen umging: „... nicht willens, mein Unternehmen den Geiern und Werwölfen der Finanz auszuliefern. Ich arbeite nicht, um ihre Kassen zu füllen. Ich will eine große Sache vollbringen, ohne Hintergedanken, ohne persönliches Geldinteresse ... Ich bin glücklich, daß meine Angelegenheiten nicht den Instruktionen oder den Widerständen einer Regierung unterworfen sind: eine verbrühte Katze fürchtet das kalte Wasser ... Ich werde mich hüten, sofort nach Frankreich zu kommen, trotz der guten Ratschläge aus Paris ... Ich würde mich der Abhängigkeit von anderen aussetzen. Ich gestehe, daß es mein Ehrgeiz ist, alle Fäden dieses ungeheuren Unternehmens allein zu führen ... Man wird vielleicht noch mehr über die einfache finanzielle Organisation der Gesellschaft überrascht sein, wie

ich sie plane und mit der ich ein Beispiel hoher Sittlichkeit geben will. Einige Freunde in Frankreich fürchten, daß ich hier irgendwelche Verbindlichkeiten eingehe. Sie können beruhigt sein. Ich bin weder in Ägypten verpflichtet, noch aber auch ihnen ... Ich bin mehr als je in meiner Meinung gestärkt, daß das Gute über das Schlechte in der Welt siegen wird." Die bedeutendste Meinung, die Ferdinand de Lesseps, entlassener Botschafter und vielseitiger Abenteurer aber hatte, war die, daß nur er selbst der Richter über Gut und Böse, über Sittlichkeit und Verstoß gegen die guten Sitten in seinem Leben sein konnte, daß also die Sittlichkeit seines eigenen Handelns anzuzweifeln niemand berechtigt war.

Am 27. Januar trat Lesseps die Reise nach Konstantinopel über Palästina und Alexandrette zu Schiff an. Anfang Februar erschien er auf dem Hauptkriegsschauplatz, wo man sich allseits bereits auf seine Ankunft vorbereitet hatte. Zwar stand Bruck fest auf Seiten des Planes, erwartete aber täglich seine Ablösung durch Baron Koller. Zwar war auch der französische Geschäftsträger Benedetti von der Richtigkeit des Planes überzeugt, aber Paris hatte ihm die Hände gebunden. Zwar konnte sich auch Reschid Pascha, der Großwesir, der Nützlichkeit des Planes nicht verschließen, aber die türkische Regierung stand seit 1842 unter der Oberaufsicht des englischen Gesandten Stratford Canning, jetzt Viscount Stratford de Redcliffe, den man nicht zu Unrecht Sultan Stratford oder Abdul-Canning nannte. Stratford hatte zwar noch keine eindeutigen Instruktionen aus London, aber er war von Anfang an Kanalgegner „mit äußerster Heftigkeit", wie Benedetti berichtete. Schon am 11. Januar hatte Stratford Clarendon geschrieben, daß er Reschid Pascha überredet habe, „den Plan

zu mißbilligen", und ihn zu einem Brief an Said Pascha zu veranlassen, daß die türkische Regierung den englischen Bahnbau dem französischen Kanalbau vorzöge. Stratfords fixe Jdee war, den Bestand des türkischen Reiches unter allen Umständen zu erhalten, um das den Engländern schon zur historischen Tradition, ja Manie gewordene Gleichgewicht zu retten. In seiner harten Unerbittlichkeit, die ihm eine Machtfülle einbrachte, wie er sie jenseits alles persönlichen Ehrgeizes nur als rechtens für den Vertreter der britischen Krone empfand, war Lord Stratford von einsamer Größe in der orientalischen Politik des 19. Jahrhunderts, einer der Männer, die das Britische Reich bauten, und auf die sich die Pitts und Cannings, Clarendons und Palmerstons verlassen konnten, wenn sie von London aus die Zügel der Weltpolitik anzogen.
Benedetti vermittelte Lesseps sehr schnell eine Audienz bei Reschid Pascha, der also, wie der Vizekönig sagte, „bis zum Bart im Wasser Lord Stratfords schwamm". Lesseps erzählte von dieser Audienz in seinem Tagebuch, es habe sehr schnell Vertrauen zwischen ihm und Reschid Pascha geherrscht und er habe sich einiges zu sagen erlauben dürfen: „... Das einzige Hindernis, das Sie fürchten, ist nicht die Opposition Englands, sondern die persönliche Laune eines Agenten, der durch sein so offen herrschsüchtiges Auftreten der Autorität und Würde Ihres Herrschers einen schlimmen Schlag versetzt." Er wies darauf hin, daß schließlich auch die Ansicht des französischen Kaisers ein Gewicht habe, daß England seinerzeit bei Beginn des Bahnbaus in Ägypten die Einwilligung der Pforte selbst nicht für nötig hielt und den Bahnbau trotz französischer Opposition durchsetzte und daß die Pforte sich doch die guten Beziehungen zu Said Pascha als dem bedeutendsten Lehnsmann erhalten solle. Zum Schluß zog er zurück

und erklärte, nicht im Namen der französischen Regierung, sondern nur in Saids Namen gesprochen zu haben. Diese Taktik war nicht nur kindlich, denn Stratfords Einfluß konnte man nicht auf diese Weise untergraben, sie war auch gefährlich, denn Lesseps war lange genug im Orient gewesen, um zu wissen, daß dort an den Höfen Klatsch und Indiskretionen bei der Größe des Hofstaates und der Dienerschaft mindestens ebenso blühten wie an den europäischen Höfen.

Am Tage nach der Audienz bei Reschid Pascha stieß Lesseps zum ersten Male persönlich mit Lord Stratford bei einem Diner zu Ehren des scheidenden Baron Bruck zusammen und merkte an der Härte des Widerstandes, daß sehr schnell gehandelt werden mußte. Während eine Sitzung des Diwan auf den 22. Februar anberaumt wurde und Lesseps am 19. vom Sultan selbst „wohlwollend" empfangen wurde, war Lord Stratford nicht müßig, sondern erschien mangels direkter Instruktionen mit jener Anweisung Clarendons an Bruce vom 9. Januar bei Reschid Pascha und protestierte dagegen, „einem so kostspieligen, unzeitgemäßen und zweifelhaften Unternehmen eine voreilige Zustimmung zu geben." Damit war der Diwan vor die Alternative gestellt, entweder Lord Stratford die alte Gefolgschaft erstmalig zu versagen oder den so notwendigen Vizekönig und wahrscheinlich auch die französische und österreichische Regierung vor den Kopf zu stoßen. Man entschied natürlich, die Sache zu vertagen und „nähere Auskünfte einzuholen".

Am 24. Februar wurde Lesseps völlig unerwartet zu einem Diner in der Britischen Botschaft eingeladen. Lord Stratford faßte zusammen: „Alle Ihre Erklärungen sind ausgezeichnet. Und sicher ist die Sache zusammengenommen groß und schön genug, um Ihnen die größte Ehre zu machen, aber sie wird

nicht in hundert Jahren realisiert werden. Der Augenblick ist ungünstig.“ Lesseps erwiderte ebenso kurz und deutlich: „Wenn die Sache für Sie ungünstig ist, der Sie sie nicht wollen, so ist sie für mich günstig, der ich sie will, und wenn Sie mir zugestehen, daß sie nützlich sein wird, warum dann um hundert Jahre verschieben?“ Lesseps glaubte dem Gespräch entnommen zu haben, daß Stratford sich weiter mit den Unterlagen beschäftigen wolle und sandte ihm am nächsten Tage einige Dokumente mit einem Brief, in dem er nun – auf eine günstige Antwort hoffend – dem gehaßten Gegner in hohen Tönen schmeichelte und eine neue Unterredung erbat. Stratford schlug diese zweite Aussprache ab und berichtete Bruce am 26. März: „Durch eine mündliche Drohung nicht zufriedengestellt, ... schickte er mir ein richtiges Memorandum. Ich kämpfte mich durch diesen Wirrwarr durch, so gut ich konnte, und fühlte eine Art Erleichterung, als er abreiste, obgleich er zweifellos mit der Absicht fuhr, in kurzem zurückzukommen, um seinen Triumph einzuheimsen.“ Lesseps mußte Stratford gründlich mißverstanden haben.

So ganz wohl war Lord Stratford allerdings nicht, vielmehr bat er Clarendon mehrmals um einen definitiven Bescheid, daß er offiziell eingreifen könne, da nur dann der Bau verhindert werden könne. Clarendon lehnte aber eine offizielle Stellungnahme immer wieder ab, so daß Stratford mit den alten fadenscheinigen Argumenten der Gefahr für das Türkische Reich und für die ägyptischen Finanzen operieren mußte. Diese genügten allerdings, um Benedetti aus dem Felde zu schlagen, der nun von Paris Anweisung bekommen hatte, der Pforte mitzuteilen, daß der Kaiser über eine Ablehnung mißvergnügt sein würde. Auch die verschiedenen Demarchen Baron Kollers bei Reschid Pascha und dem Außenminister Ali

Pascha konnten nicht verhindern, daß Stratford zum zweiten Male siegte und der Diwan die Entscheidung einer Spezialkommission übergab, die nie zusammentrat. Mit einem völlig nichtssagenden Briefe an den Vizekönig reiste Lesseps Anfang März wieder nach Ägypten ab, geschlagen von Sultan Stratford, getäuscht von Bruce, nur schüchtern unterstützt von Benedetti.

Lesseps war immerhin so vorsichtig geworden, daß er außer dem Vizekönig und im wesentlichen auch Benedetti nur seine Verwandten ins Vertrauen zog, zum einen seine Schwiegermutter, der er dokumentarisch von seinem Leben berichtete, zum andern die beiden, die ihm am meisten nützen konnten: seinen Bruder Théodore Comte de Lesseps und seinen Vetter Edmond de Lesseps. Théodore trug eifrig seine Dankesschuld bei seinem Bruder dafür ab, daß er seinerzeit jung verheiratet durch den Tausch mit seinem Bruder in Paris hatte bleiben können; er war mittlerweile Handelsdirektor im Pariser Außenamt geworden und konnte als ausgezeichneter Vermittler zwischen Ferdinand de Lesseps und der französischen Regierung dienen; Ferdinand de Lesseps berichtete Théodore besonders in dieser diplomatischen Zeit regelmäßig. Edmond de Lesseps hatte bisher ausschließlich auf Außenposten gestanden und vertrat seit langen Jahren Frankreich in Syrien in kleinerem Umfange so, wie etwa Lord Stratford England in Konstantinopel vertrat. Lord Cowley, der britische Botschafter in Paris, sagte jedenfalls einmal zu Comte Walewski, als dieser schon Außenminister war: „England kann nicht mehr länger dulden, daß Frankreich in Syrien nicht einen Konsul, sondern einen Prokonsul hat.“ Vetter Edmond hat Ferdinand de Lesseps sowohl in Konstantinopel wie in Kairo unendlich viel helfen können, Lesseps besuchte seinen Vetter nun auch auf der

Rückreise nach Kairo. Eine energische Aktion der französischen Diplomatie in Konstantinopel war aber solange unmöglich, als zum einen Paris die offizielle Unterstützung halb versagte, zum andern Stratford immer noch seine Instruktionen aus London „erwartete" und zum dritten Reschid Pascha zwischen den Feuern durch die Bitte um völlig überflüssige weitere Aufklärungen die Sache amtlich vertagte.

Der Vizekönig gehörte erfreulicherweise zu jenen Souveränen, die immer hartnäckiger werden, wenn man ihnen etwas verweigert. Lord Stratford, der von Said Pascha nicht viel hielt, unterschätzte diese Charaktereigenschaft und ließ nun den Vizekönig mit einigen Briefen bombardieren, die im Tone immer heftiger wurden. Vor allem wurde Said Paschas Schwager Kiamil Pascha, Vorsitzender des Diwans, zu diesem Zwecke benutzt, weil man sich bei der Pforte vom familiären Ton mehr versprach als vom amtlichen. Zunächst bat Kiamil Pascha seinen Schwager noch ganz höflich um die geforderten weiteren Auskünfte über die zukünftige Neutralität des Kanals, die Rolle Ägyptens u. a. Wenige Tage später kam wieder ein Brief Kiamils, der – nach einem Bericht Hubers nach Wien – den Vizekönig sogar veranlaßte, den Kriegsrat einzuberufen. Nun sollte Lesseps mit neuen Instruktionen des Vizekönigs wieder nach Konstantinopel fahren, als ein neuer Brief Kiamil Paschas eintraf, der von Reschid Pascha redigiert war; darin hieß es, es bestünde für Ägypten die Gefahr, daß bei Durchführung des Planes die englische Flotte nach der Erledigung des Krimkrieges Alexandrien angreifen würde. Er, der Vizekönig, solle nicht den gleichen Fehler machen wie Mehemet Ali, nämlich sich den Franzosen in die Arme werfen, deren Regierung und Vertreter sehr wenig Bestand hätten. „Frankreich kann nichts für oder gegen Sie tun, während Eng-

land Ihnen sehr gefährlich werden kann, wenn Sie seine Unterstützung verlieren." Die Ruhe und äußere Machtstellung Frankreichs sei von einem Pistolenschuß abhängig, den Kaiser Napoleon schließlich jederzeit erhalten könne. Reschid Pascha, ganz im Banne Lord Stratfords, schien sich von diesen Briefen eine gute Wirkung zu versprechen und wußte nicht, was er anrichtete, als er den Hinweis auf einen möglichen Pistolenschuß gab. Zugegeben, daß in England Attentate seltener waren und sind als in Frankreich. Aber sie sind eben in Frankreich auch nicht häufiger als sonst in der Welt außer England, im Orient Reschid Paschas waren die politischen Morde dieser oder jener Art jedenfalls sehr viel häufiger. Wie dem auch sei, Reschid Paschas „Pistolenschuß" entlud sich nach hinten und traf ihn selbst. Er hatte sich unter Stratfords Fittichen zu weit vorgewagt.

Zunächst in Kairo: der „Pistolenschuß" versteifte die vizekönigliche Haltung, der aufrechte, völlig unintrigante Said Pascha wuchs über sich selbst hinaus. Lesseps wurde bestätigt, daß nun der Kanalplan erst recht weiter verfolgt werden würde. Im übrigen ließ jetzt der Vizekönig die Pforte merken, wie bitter nötig sie ihren bedeutendsten Vasallen hatte. Einen Abgesandten aus Konstantinopel, der den Vizekönig um Geld, Pferde und Getreide für die türkische Armee bitten sollte, ließ er abblitzen – er hieß auch noch Reschid Pascha –, indem er zwar sagte, er wolle seinem Freunde, dem Kriegsminister, den Gefallen tun, aber er werde das Gewünschte nur bereitstellen, um es erst abzusenden, wenn der Sultan seine Genehmigung zum Kanalbau erteilt habe. An Kiamil Pascha antwortete er, einem Fieberkranken brauche man während eines Anfalles nicht zu antworten; im übrigen würde er sich lieber Frankreich als England in die Arme werfen. Wie Sabatier am

9. April seinem Minister berichtete, sagte der Vizekönig zu ihm: „Reschid Pascha ist nur ein Komödiant und ein perfider und korrupter Intrigant. Er irrt sich, wenn er glaubt, er kann mich benutzen, wie er meinen Vater benutzt hat. Ich will nicht sein Narr sein.“

Lesseps seinerseits sammelte nun alles, was ihm bisher über die Haltung der Pariser Regierung zu Ohren gekommen war, und verfertigte daraus für den Vizekönig einen etwas schöngefärbten Beweis, daß die französische Regierung fest hinter dem Plane und seinen Vertretern stehe. Bereits Mitte Dezember 1854 sei Lord Cowley bei Drouyn de Lhuys erschienen und habe erregt um Aufklärung über die Vorgänge in Ägypten gebeten. Wahrheitsgemäß stellte Drouyn de Lhuys fest, daß er selbst ebenfalls erst wenige Tage vorher Nachricht über die Suezkanal-Konzession erhalten und Lesseps seit langem nicht mehr gesehen habe, daß er aber entzückt sein würde, wenn sich die erste Nachricht als wahr erwiese, und daß er Lesseps jederzeit unterstützen werde. Lord Cowley wandte sich nun an den Kaiser, erreichte aber auch nichts, wenigstens ließ sich Lesseps von einem Freunde berichten, der Kaiser habe Eugénie auf deren Anfrage erklärt, sie könne beruhigt sein – l'affaire se fera, es wird schon werden. Dann habe Mitte März der Kaiser in einer neuerlichen Unterredung mit Lord Cowley sein Einverständnis für den Plan zu erkennen gegeben und sich bereits gegen die britischen Intrigen in Konstantinopel gewandt; Lord Cowley habe geantwortet, man wolle nur Zeit gewinnen, Lord Stratford sei aber angewiesen, die Beziehungen zu Frankreich nicht zu gefährden. Am 14. April berichtete Lesseps an Benedetti, die Pforte habe durch ihren Gesandten in London bei der englischen Regierung direkt anfragen lassen, wie sie sich zu dem Projekt stelle,

da nämlich Lord Stratford immer noch keine Instruktionen vorweisen konnte. Der Gesandte habe Lord Clarendon die Bedeutung und Durchführbarkeit des Unternehmens klargemacht, und Clarendon habe geantwortet: „Wenn die Gesellschaft gesamteuropäisch sein soll, wenn alle Kapitalien zugelassen werden, so wird auch England daran teilnehmen und wir haben keine Einwände mehr zu machen." Später wurde ein Teil dieser Lesseps'schen Zitatesammlung bestritten, im Augenblick aber reichte sie aus, um den Vizekönig in seiner Haltung zu bestärken. Da Bruce in Kairo keine oder wenige Intrigen in Szene setzte, konnte Lesseps mit der Stimmung in Kairo zufrieden sein. Im übrigen erzählte man sich fälschlicherweise in französischen Kreisen, Lord Stratford sei in Ungnade gefallen und werde demnächst abgelöst werden.

Da sich also London verhältnismäßig ruhig verhielt, der Vizekönig verstimmt war und Paris die Intrigen Reschid Paschas verletzend empfand, konnte Benedetti, als er von dem „Pistolenschuß" Reschid Paschas aus Kairo Bericht bekam, zur Aktion übergehen, zumal der Zeitpunkt April sehr günstig war. Lord Stratford hatte sich nämlich an die Krimfront begeben und Reschid Pascha für diese Zeit seines Schutzes beraubt. Benedetti erschien mit allen Unterlagen – es war ihm sogar gelungen, die handschriftlichen Entwürfe Reschid Paschas zu dem Brief auf dunklen Wegen in die Hand zu bekommen – und protestierte energisch gegen die Verleumdung Frankreichs. Reschid Paschas und Kiamil Paschas Entschuldigungen waren so nichtssagend, daß es Benedetti im Handumdrehen gelang, vom Sultan die Entlassung der beiden zu erzwingen. „Da ist nun ein Staatsmann in das Meer gefallen, bevor wir unsere Schiffahrt begonnen haben; es kann sein,

daß noch andere ihm folgen werden", schrieb Lesseps triumphierend an seinen Bruder am 1. Mai. Lord Stratford fand bei seiner Rückkehr ein Trümmerfeld seiner Politik vor, Benedetti war auf einmal in voller Aktion für den Suezkanal, Reschid Pascha war gestürzt. Wenn er in Konstantinopel gewesen wäre, hätte das nicht passieren können, soll Stratford zu Reschid gesagt haben. Benedetti und Lesseps freuten sich jedoch zu früh, wenn sie glaubten, daß Lord Stratford nun am Ende seiner Kräfte wäre. Sie verkannten die Fähigkeiten eines der würdigsten Vertreter der britischen Krone.

Nun war Lesseps für seine unberechtigte Freude immerhin zugute zu halten, daß ihm von allen Seiten Glückwünsche und Belobigungen zukamen. Er brauchte sie wie das tägliche Brot, um überhaupt arbeiten zu können. Aber er vergaß über ihnen, daß die freundlichen Wünsche von Gelehrten und alternden Staatsmännern schließlich nicht maßgeblich sein konnten, wenn es ja nicht um ein technisches, sondern um ein politisches Problem ging. Noch hatte sich keine Regierung außer der ägyptischen festgelegt, noch war der Krimkrieg im Gange. Was nützte es Lesseps, wenn ihm Jomard, Doyen der Wissenschaftsakademie und Teilnehmer der ägyptischen Expedition Napoleons, seine Grüße und ein Gedicht schickte? „Vergeblich trennte einst ein Gott voll Neid die Meere, / die früher oder später doch die Welt vereinen; / doch nun, Lesseps sei Dank, wird kühner Eifer / die ganze Welt zu e i n e m Vaterlande machen!" Nützlicher schon konnte die Unterstützung des Herzogs von Brabant sein, dem Lesseps alle Unterlagen zusandte, damit sein Vater, der geschäftige König der Belgier, für den Plan gewonnen werde. Wichtig mußte auch die Hilfe des alten Fürsten Metternich sein. Auch Thiers hatte seine Zustimmung geäußert, und Lesseps versuchte, ihn in die Werbung für den

Plan einzuspannen. Am 22. März schrieb er an Lafosse, der Thiers davon berichten sollte, ausführlich; Thiers und Lesseps standen sich durch ihre Überzeugung nahe, nämlich durch jene, daß sie keine hatten. So wies Lesseps Thiers in diesem Briefe auf einen „Gesichtspunkt" hin, der wichtig sei: „Die Durchstechung der Landenge von Suez wird eines der mächtigsten Ventile an dem Dampfkessel der europäischen Revolutionen sein. 1848 hat gezeigt, wie wichtig es ist, den ... unruhigen Überschuß einer bedürfnisvollen Menge in nutzbringende Bahnen zu lenken." Seit Frankreich neuerlich einen Kaiser hatte, hatte auch Lesseps schleunigst sein Achtundvierzigertum wieder über Bord geworfen. Zwar schien die Behauptung etwas großsprecherisch, aber sie war wirkungsvoll und distanzierte sich ehrbar von der „Menge". Hatte Lesseps von seinen römischen Erfahrungen noch nicht genug? Niemand hatte ihn gezwungen, Farbe zu bekennen. Aber ihm schmeichelte die Korrespondenz mit großen Männern und er wollte beweisen, daß er nicht durch den lächerlichen Zufall seiner Jugendbekanntschaft mit dem Vizekönig nun im Mittelpunkt einer angeregten und weltweiten Diskussion stand, sondern daß es ihm gegeben war, die Hintergründe der großen und kleinen Politik ebenso zu kennen, wie über die großen Fragen der innereuropäischen Entwicklung mit der Abgeklärtheit eines Weisen zu urteilen. Das gehörte zum äußeren Bild eines Mannes, der allein durch seine eigene Tüchtigkeit einen Anteil an der Welt und ihrem Getriebe beanspruchte, der ja würdig die Interessen der Menschheit über seine eigenen zu stellen versprach, und der doch im Innern seines Herzens unruhig hin und her getrieben wurde, nur darauf sehend, wie er die Niederlage von Rom in einen Sieg verwandeln, Ruhm und Gewicht seines verdienstvollen Namens verdoppeln könnte.

Es drängte Lesseps, nun den Schauplatz zu vertauschen. Kairo und Konstantinopel waren nicht mehr wichtig, die Entscheidung mußte in Paris und London fallen. Es zog ihn auch nach Paris, das er vor einem halben Jahre als gestürzter Botschafter verlassen hatte, er wollte an den Ruhm anknüpfen, den er in Spanien erworben und in Paris schon einmal ausgekostet hatte, sich wieder sonnen in dem Glanze, ein Mann zu sein, von dem man spricht.
Als Beweis seines raschen Handelns konnte er den Untersuchungsbericht der Ingenieure Linant Bey und Mugel Bey mitnehmen, der im März fertig geworden war. Dieses Dokument weist nach, daß ein schleusenloser Kanal zwischen dem Golf von Pelusium am Mittelmeer und dem Golf von Suez am Roten Meer ohne wesentliche Schwierigkeiten durchführbar wäre, daß der Golf von Pelusium nicht durch Nilschlamm zugeschwemmt würde, daß der Kanal durch lockeren, aber nicht flüchtigen Boden führen und die Binnenseen auf der Strecke benutzen könnte. Unter Hinweis auf die erheblichen Ersparnisse der Schiffahrt an Zeit und Geld wurde in diesem Dokument der erste Voranschlag mit 185 Millionen Franken festgestellt und als niedrig bezeichnet. Erst nach dem Bau stellte sich heraus, wie sehr man sich verkalkuliert hatte. Immerhin reichte dieses Exposé der beiden bekanntesten ägyptischen Ingenieure als Unterlage für die weiteren Verhandlungen in Paris und London mit Staatsmännern und Bankiers völlig aus, da es über die ersten vagen und unfachmännischen Angaben von Lesseps weit hinausging und Zeugnis von ernsthafter Arbeit ablegte, allerdings von der ersten ernsthaften Arbeit in Sachen Suezkanal überhaupt. Was sonst geschehen war, hatte auf tönernen Füßen gestanden, war unfertig ans Licht gezogen, übereilt zur Diskussion gestellt worden. Zwei Männer hat-

ten gearbeitet, die beiden Ingenieure; einer hatte den Glauben, der Vizekönig; einer den Unglauben, Lord Stratford; und einer hatte zwar Zähigkeit, aber keine Kenntnis, zwar das Wort, aber nicht die Tat, zwar das Begehren nach Ruhm, aber nicht die Kraft der Schöpfung – Lesseps.

DER KOSMOPOLIT GEGEN ENGLAND

Trotz aller Hoffnung auf die ersten Lorbeeren neuerlichen Ruhmes sah sich Lesseps in Paris einer recht peinlichen Lage gegenüber. Die Diskussion über den Suezkanal, von ihm angezettelt, ging von Tag zu Tag hitziger hin und her, aber Erfolge hatte Lesseps nicht sehr viele aufzuweisen. Auf der Plusseite konnte er nur die anständige und hartnäckige Haltung des Vizekönigs, die an sich ja erwarteten günstigen Ergebnisse der ersten technischen Untersuchung und eine gutmütige, aber vage und unentschlossene Haltung der diplomatischen Vertreter einiger Staaten, wie zum Beispiel Österreichs, buchen, jedoch auf der Minusseite standen verzeichnet: die beschämende Abfuhr durch Stratford und Reschid Pascha in Konstantinopel, die nicht unbedingt nötig gewesen wäre, denn Lesseps hätte ja ahnen können, daß eine Reise nach Konstantinopel wenig Erfolgsaussichten bieten würde; aus der Abfuhr bei der Pforte konnte die endgültig ablehnende Haltung Englands geschlossen werden; dadurch aber waren die Mächte der Krim-Entente wie Frankreich, Österreich und Sardinien-Piemont gezwungen, jede Begünstigung des Planes zurückzustellen, bis entweder England anderen Sinnes würde oder die Krim-Entente, aufgebaut auf der französisch-englischen Entente, sich irgendwie löste; das Interesse der Finanz- und Wirtschaftskreise, die Sache zu unterstützen, wurde dadurch nicht gehoben; und zuletzt erwartete ihn in Paris das Mißtrauen der Leute der Studiengesellschaft, eine Auseinandersetzung, um die er sich durch seine Reise nach Konstantinopel zu drücken versucht hatte.

Um so bewundernswerter war sein Mut, den recht aussichtslosen Kampf weiterzuführen. Jedoch beruhte dieser Mut eben auf seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein, daß ihm nichts schief gehen könne, seiner aus Eitelkeit bis zur Selbstaufopferung hochgetriebenen Energie, eine angefangene und mit seinem Namen verbundene Sache zu Ende zu führen, und auf einigen Äußerlichkeiten: einmal half ihm die Maske des Biedermannes, der als Märtyrer zukünftigen Weltfriedens sein Teil zur Moralisierung der Welt beizutragen wünscht, daß alle vertrauensseligen Menschen zu ihm standen, – vorläufig behielt er also diese Taktik, im Namen der Zivilisation und Humanität zu handeln, noch bei; zum andern glaubte er, seine Beziehungen zu den verschiedensten hochgestellten Persönlichkeiten, an die er sich zum Teil – wie an Thiers und Metternich – höchst aufdringlich herangemacht hatte, um sie dann umgehend zu seinen Freunden zu ernennen, demnächst einer Belastungsprobe in Sachen Suezkanal aussetzen zu dürfen; zum dritten – und das war vielleicht entscheidend – sah er, der unbändig Geschäftige, eine Aufgabe vor sich, für die einzusetzen in der Hoffnung auf Ruhm und ein gutes Stück Geld sich lohnte, auch er wollte mit dabei sein, wenn das Gründungsfieber um die Welt lief, wenn selbst so moralbeflissene Männer wie die einzelnen Mitglieder der Studiengesellschaft, Talabot, Stephenson, selbst Enfantin, ihr Schäflein bei Verkehrsgründungen ins Trockene brachten und mit den doch in ihrer Geschäftsmoral nicht allzu christlichen Rothschilds und Barings verkehrten, ja wenn selbst der nüchterne und vorsichtige Baron Bruck aus Triest einen Welthafen machen wollte.

Das war eine Zeit für Männer wie Lesseps, die – innerlich skrupellos, eitel und selbstsüchtig – äußerlich das Air des ehrenwerten Diplomaten aus guter Familie zur Schau trugen, die

in vielen Stürmen erprobt und zu Eisen geschmiedet im aufreibenden, geheiligten Dienst für das Vaterland erscheinen wollten. Mehr scheinen als sein, mehr reden als handeln, mehr lügen als kämpfen – die Parole eines geschäftstüchtigen Jahrhunderts, die Parole in Frankreich, in England, in Deutschland – überall in der Welt. Und wenn dagegen das harte und männliche Nein der wahren Politik politischer Seher, die an das Reich und die Zukunft dachten, stark und unerbittlich stand, dann lehnte sich die Welt des Scheines, die Welt des Geldbeutels mit Hilfe der immer zitierten Öffentlichkeit auf und erzwang hier und da ihren Sieg. Dann stand der heilige Egoismus der Nationen, der britischen, der französischen, der deutschen gegen den ungehemmten Egoismus des armseligen und doch so mächtigen Geschäftemachers – und wußte sich selten zu helfen, unterlag aber oft der Zersetzung.

Bevor nun Lesseps gegen das seherische Nein der britischen Regierung des weisen Palmerston mit allen Mitteln propagandistischer Unterminierungskünste angehen konnte, mußte er sich in Paris dem Kampfe mit der Studiengesellschaft stellen, die immer noch so ehrlich an ihn glaubte und vertrauensselige Pläne schmiedete. Die ersten Briefe Lesseps' aus Ägypten an Arlès-Dufour, Vertreter der Studiengesellschaft in Paris, hatten das Vertrauen noch bestärkt, denn Lesseps gab ständig Berichte über den Fortgang der Arbeiten, die deutlich erkennen lassen, daß er Arlès und der Studiengesellschaft irgendwie verpflichtet war. Sonst hätte nicht der geringste Anlaß bestanden, Arlès dauernd von „unserer Gesellschaft" zu sprechen und ihm die Einzelheiten des Gründungsplanes zu entwickeln. Es war also nicht zu Unrecht und beruhte wohl vor allem auf den genannten 6000 Franken Reisegeld, daß Arlès an Ritter von Negrelli,

österreichischen Ingenieur und Mitglied der Studiengesellschaft, am 20. Dezember 1854 von Lesseps als „unserem Freund und Associé“ schrieb. Arlès war guten Mutes, zumal Enfantin bei diesem Stand der Dinge eine Audienz bei Napoleon erbat und auch am 4. Januar 1855 erhielt, um sich des Wohlwollens des Kaisers für den gemeinsamen Plan zu versichern. „Ich habe übrigens aus seinem Munde die besten Anweisungen für den Weg empfangen, den wir gleich nach der Rückkehr Lesseps' zu gehen haben“, berichtete Enfantin an Negrelli am 4. Januar, um dann am 23. Januar hinzuzufügen: „... ist der Beweis für die absolute Richtigkeit der Taktik, den der Kaiser mir gütigerweise gab, indem er mich drängte, die Gründung unserer Gesellschaft zu beschleunigen ... Der Minister des Auswärtigen hat mich ebenfalls gedrängt, die Organisation sehr aktiv zu betreiben ... In Abwesenheit von Lesseps, dessen Rückkehr wir in den ersten Tagen des nächsten Monats erwarten, können wir nur die Grundlagen für die Personalfragen der Compagnie Universelle entwerfen ...“ Die Stellung der Studiengesellschaft zu Lesseps schien so eindeutig, daß Dufour-Feronce, Leipziger Mitglied der Studiengesellschaft, am 27. Januar an Negrelli schrieb: „... De Lesseps ist also auf Arlès und Enfantins Veranlassung nach Ägypten gegangen ... Jetzt betrachte ich als das größte Übel, daß in Ägypten alle, die sich für die Sache interessieren, fast ausschließlich Franzosen sind; zum großen Teil mögen sie auch der Klasse der Aventuriers angehören ... Es ist unglücklich, daß die Konzession auf einen Mann und nicht auf unsere Gesellschaft lautet – allerdings werde ich in dieser Beziehung von Leuten, die den Orient kennen, belehrt, daß man dort immer mit einem Individuum verhandeln wolle.“ Dufour-Feronce irrte zwar damit, daß er die Französierung des Unternehmens befürchtete –

so weit war Lesseps noch nicht, aber sein Mißtrauen war geweckt, während man in Paris noch guter Dinge war und neuerliche Audienzen beim Kaiser und Eugénie mit bestem Ausgang hatte.
Unterdessen aber war der erste brüske Absagebrief Lesseps' aus Ägypten, datiert vom 16. Januar, angekommen: „Ich werde hier die Sache weiterführen, solange sie noch Mühen bereitet. An dem Tage, an dem die ersten Gewinne einlaufen werden, werde ich meinen Platz freiwillig räumen können. Ich habe niemandes Rat für das Unternehmen erbeten, dessen Verwirklichung ich allein meinen Anstrengungen zu verdanken habe; besonders was Sie betrifft, – ich wäre nach Ägypten gegangen, ohne Sie vorher gesehen zu haben, wenn der Zufall Sie nicht wenige Tage vor meiner Einschiffung bei unserem gemeinsamen Freunde Girardin mit mir bekannt gemacht hätte. Meine Arbeit im Ausland hat mir nicht erlaubt, die Vorarbeiten der Studiengesellschaft näher zu kennen, als man öffentlich davon sprach; ich habe sie erst mit Ihnen und Enfantin bei meiner Durchreise durch Lyon studiert. Die edle und großzügige Initiative dieser Gesellschaft wird immer einen guten Platz in der Geschichte des Kanals der beiden Meere haben; aber diese Gesellschaft existiert nicht mehr, es besteht kein Grund, sie zu neuem Leben zu erwecken."
Dieser Brief schlug wie eine Bombe ein und veranlaßte Arlès und Enfantin zu groben Briefen an Lesseps, die nur zu berechtigt waren. Mochte es stimmen, daß Lesseps Arlès erst wenige Tage vor seiner Abfahrt kennengelernt hatte, es ist gänzlich ausgeschlossen, daß Lesseps nicht die Arbeiten der Studiengesellschaft genau kannte, da er doch vorgab, zwei Jahre lang das Problem studiert zu haben. Mochte es auch stimmen, daß Lesseps auch ohne Arlès nach Ägypten gereist wäre, die Ge-

währung des Reisevorschusses, über die wohl kein Zweifel besteht, machte die Reise Lesseps' zum Auftrag der Studiengesellschaft. Gegenüber den deutschen Mitgliedern der Studiengesellschaft deckte Arlès zunächst noch Lesseps, weil er wohl seinen Landsmann nicht Vorwürfen der Unterschlagung und Untreue aussetzen wollte. Auch befürchtete Enfantin, daß seine Blamage bekannt würde, er hatte schließlich über Gelder der Studiengesellschaft recht unnütz verfügt. So kam es, daß Dufour-Feronce und Negrelli sich zurückgesetzt fühlten, ohne den wahren Grund zu ahnen.

Bevor jedoch Lesseps die Antworten bekam, schrieb er weiter Reise- und Erfolgsberichte an Arlès, die doch nun um so unbegründeter waren. Lesseps konnte doch nicht glauben, daß nach dem Brief vom 16. Januar Enfantin bei seinen Audienzen beim Kaiser der Taktik Lesseps folgen würde. Vielleicht aber hielt Lesseps die Verbindung, als ob nichts geschehen wäre, um bei einem Scheitern des Planes die Schuld der Studiengesellschaft in die Schuhe schieben zu können. Als ihm dann die Antworten Enfantins und Arlès' zugingen, hörte er einfach auf zu schreiben und ließ die Pariser Studiengesellschaft schimpfen, während Wien und Leipzig nichts ahnten. Am 26. Februar schrieb er seinem Bruder, dem Comte Théodore de Lesseps: „Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du Arlès-Dufour sagtest, daß ich, mitten in der Arbeit, weder Zeit noch Lust habe, seinen und Enfantins Brief vom 10. Februar zu beantworten. Ich will mich durch die Lektüre dieser mit schlechten Witzen und unangebrachten Sarkasmen angefüllten Briefe nicht aufregen lassen ... mögen sie endlich zu der Überzeugung gelangen, daß ich nie einen Austausch der Rollen annehmen werde ... Ich stehe in keinerlei Verbindung mit ihnen."

Lesseps war immerhin vorsichtig genug gewesen, die Spaltung

der Studiengesellschaft dadurch einzuleiten, daß er in der ersten Liste der vom Vizekönig und ihm ausgewählten Gründer vom 30. April, die allerdings nie veröffentlicht worden ist, wahrscheinlich sowohl Bruck als auch Negrelli verzeichnen ließ. Jedenfalls hat Lesseps am 4. Mai diese Ernennungen in einem später aufgefundenen Brief an Bruck gleichzeitig für Negrelli angekündigt, und Bruck bedankte sich in einem Schreiben und hoffte, „daß S. H. die gleiche Gnade auch den anderen Gründungsmitgliedern erweisen wird". Im übrigen werde Negrelli zu einer beschlußfassenden Versammlung der Studiengesellschaft während der Weltausstellung nach Paris fahren. Bruck hatte immer noch nichts gemerkt, aber Arlès und Enfantin waren übergangen worden und konnten nun feststellen, daß Lesseps endgültig die Studiengesellschaft erledigen wollte. Er hatte es ja auch verhältnismäßig leicht, indem er ständig darauf hinwies, daß die Konzession nur ihm gegeben worden war und ausschließlich des Vizekönigs und sein Werk sei. Enfantins Glauben an Lesseps hatte bis zu diesem offenkundigen Bruch gedauert, er hatte noch den Kaiser gebeten, bei seinem Besuch in England, der Mitte April stattfand, die Sache der Studiengesellschaft zu vertreten. Das Kaiserpaar hat das auch zweifellos bei seiner Unterhaltung mit Palmerston getan.

Nun aber kam Lesseps nach Paris und war auf allen Wegen der schnellere. Durch seine guten und dank früherer, noch aus Spanien datierender, über das Maß des Verwandtschaftlichen hinausgehender Beziehungen zu Eugénie gelang es ihm unschwer, Enfantin beim Kaiser auszustechen; seither ist die Studiengesellschaft nie mehr bis zum Kaiser gedrungen – der kräftigere Ellenbogen machte die Geschäfte, die Studiengesellschaft war nur als Steigbügelhalter des neuen Ruhmes ausersehen, jetzt war es Zeit, daß sie abtrat. Lesseps verhandelte

überhaupt nicht mit Arlès, sondern schrieb ihm nur in Paris einen Stadtbrief, er habe der Studiengesellschaft ebensowenig und soviel zu verdanken wie allen andern Plänen der letzten 50 Jahre, er sei der Studiengesellschaft stets fremd gewesen, er habe nie versucht, Mitglieder der Studiengesellschaft abspenstig zu machen, sondern Bruck und Negrelli nur im Namen des Vizekönigs aufgefordert. Erst ein Jahr später sah Arlès ein, wie sehr er sich in Lesseps getäuscht hatte, als er an Dufour-Feronce schrieb, er habe fest geglaubt, daß Lesseps sich als ihren Associé betrachtet habe; Enfantin habe nie großes Vertrauen zu Lesseps gehabt.

Die Lage war also jetzt klar, die Studiengesellschaft, die sich im September 1855 noch einmal in Paris ergebnislos versammelte, um mit Lesseps zur Einigung zu kommen, war tot, die österreichischen Vertreter aber brauchte Lesseps noch, Bruck als tüchtigen Verbindungsmann zur Regierung und Negrelli als Ingenieur, der als erster die Möglichkeit eines schleusenlosen Kanals 1847 erkannt hatte. Die beiden wurden als Gründer aufgenommen, die andern sollten zum Teufel gehen mit ihren schwärmerischen Vorstellungen von Weltbefriedung. Sie verdienten nicht, ein so großartiges Geschäft zu machen, denn sie waren langsam und rührten nicht die Werbetrommel, worauf sich Lesseps so glänzend verstand; sie sahen nicht die Zeichen der Zeit.

Lesseps verkannte doch wohl die Situation, als er in einem treuherzigen Memorandum für den Kaiser vom 5. Juni, das dieser als Unterlage für Instruktionen an den neuen französischen Botschafter in Konstantinopel, Thouvenel, benutzen sollte, feststellte, daß die englische und französische Regierung überein gekommen seien, die Suezangelegenheit neutral zu behandeln

und der Pforte zur alleinigen Entscheidung zu überlassen. Wenn der englische Botschafter gegen diese Abmachung verstoße, sollte Thouvenel ermächtigt sein, sich für den Kanal offiziell einzusetzen. Die Lage war doch vielmehr, daß der Kaiser sich scheute, sich für den Suezkanal amtlich zu erklären, um nicht die brüchige Entente zu gefährden, daß aber England sich nicht scheute, alle Mittel gegen den Plan einzusetzen, und sich da auch keine Vorschriften machen ließ. Lord Cowley hatte Ende Mai Comte Walewski informiert, daß eine Unterstützung des Kanalplanes die „Harmonie zwischen beiden Staaten auf das Spiel setzen würde". Das war deutlich genug, und Walewski hatte daraufhin nur versucht, England dazu zu bringen, gemeinsam mit Frankreich die Nichteinmischung zu erklären. Cowley brachte Walewski brüsk um diese Hoffnung, indem er mit Recht meinte, „H. M. Regierung sei viel mehr an der endgültigen Lösung dieser Frage interessiert als die französische Regierung". England war seiner Sache sogar so sicher, daß es die Ironie aufbrachte, fadenscheinige Gründe in einer Note vom 18. Juni von Lord Clarendon über Lord Cowley der französischen Regierung zu formulieren: 1. Der Kanal ist technisch gar nicht zu machen, es sei denn mit unverhältnismäßig hohen Kosten; 2. der Suezkanal würde den Weiterbau der Eisenbahn Alexandrien–Kairo über Kairo bis Suez hemmen, wenn nicht verhindern, „wir würden auf diese Weise sicherlich an unseren indischen Interessen geschädigt werden", England suche nur einen leichten Weg für Reisende und Depeschen, aber weder Vorteile noch Territorialbesitz in Ägypten, die Eisenbahn würde ausreichen; 3. „H. M. Regierung kann es sich nicht verhehlen, daß der Plan auf einer antagonistischen Politik Frankreichs in Ägypten gegründet ist", im übrigen sei es früher die Politik der englandfeindlichen fran-

zösischen Regierung gewesen, Ägypten von der Türkei zu trennen, um Englands Indieninteressen zu bedrohen; deshalb seien seinerzeit Befestigungen längs der Küste durch Franzosen erbaut worden, auch der neue Staudamm diene diesen Zwecken, deshalb sei auch der Suezkanalplan aufgebracht worden, der Ägypten von Syrien trennen solle; „die Kanalpolitik ist ein Rest der alten Politik, sie muß der besseren und neueren weichen, welche die beiden Regierungen gegenwärtig betreiben", im übrigen werde der Suezkanal weder leicht auszuführen noch jemals ein Geschäft sein.

Die Mitteilung war geschickt abgefaßt, sie enthielt recht unzweideutige Drohungen, vor allem aber sollte sie ablenken: Palmerston wußte ganz genau, daß der Suezkanal durchführbar war, er wußte, daß sich Frankreich dem Eisenbahnbau natürlich nicht widersetzen würde, und er wußte selbstverständlich auch, daß die Befestigungswerke nie gebaut worden waren, und daß der Staudamm ausschließlich Bewässerungszwecken diente. Er wollte nur die Sache abbiegen, Walewski drohen und die Franzosen ins Bockshorn jagen, damit sie eine möglichst geharnischte Antwort zurückschickten, die er später gut verwenden konnte.

Lesseps, von Walewski zur Abfassung der Antwort aufgefordert, tat ihm den Gefallen: zu 1. setzte Lesseps lang und breit auseinander, daß der Plan ohne Schwierigkeiten durchführbar sei; wäre er nicht ausführbar, so brauchte sich ja England keine Sorge um seine Ausführung zu machen; „die französische und englische Regierung haben sich weder mit der wissenschaftlichen Frage nach den Mitteln zur Ausführung, noch mit der materiellen Frage der Ausführung zu befassen"; zu 2. erklärte Lesseps, daß ja Bahn und Kanal Projekte des Vizekönigs seien, die sich nur Konkurrenz machen würden,

wenn sie in privaten Händen sein würden; der Bahnbau sei aber gerade jetzt, obgleich von England begonnen, von Frankreich wesentlich gefördert worden (Lesseps hatte nämlich dem Vizekönig zugeredet, unter allen Umständen weiterzubauen); zu 3. „Wenn die Kaiserliche Regierung glauben würde, daß das aktuelle Kanalprojekt, an dessen Entstehen sie nicht beteiligt war, auf einer antagonistischen Politik beruhte, würde sie es eher heute als morgen abgelehnt haben." Zum Schluß wurde die Reise Lesseps' nach London angekündigt, daß er zu weiteren Informationen zur Verfügung stehen würde.

Lesseps hatte sich auf das Glatteis begeben. Nur einer war klüger als seine Pariser Kollegen, der Londoner französische Botschafter Comte de Persigny, der nämlich die Antwort einfach nicht übergab. Er meinte vielmehr zu Lesseps in London, die geäußerten Ansichten Clarendons seien nicht die wahren Gründe der Ablehnung, infolgedessen wäre es zwecklos, sie zu „bekritteln" und überhaupt zu beantworten. Man müsse vielmehr die englische Regierung sehr schonend behandeln und möglichst keine kompromittierenden Mitteilungen machen; im übrigen sagte er Lesseps auf den Kopf zu, daß er die Antwort geschrieben habe. Lesseps dagegen behauptete, er könne ja nicht wissen, welches von seinen verschiedenen letzten Exposés die französische Regierung für die Antwort verwendet habe, eine glatte Lüge, da er zur direkten Beantwortung aufgefordert worden war. Immerhin, dieser Coup war Palmerston mißglückt.

Infolgedessen machte Palmerston bei einer Unterredung mit Lesseps gar kein Hehl aus seiner Ablehnung. Er wiederholte die Einwendungen der Note vom 18. Juni, hörte sich die Antworten Lesseps an, der also auf diese Weise die von Persigny beanstandete Note doch noch an den Mann brachte, und ließ

sie selbstverständlich unerwidert, was Lesseps als Zeichen der Niederlage nahm. Als Palmerston Lesseps nun so weit hatte, knüppelte er ihn in aller Gutmütigkeit mit einer Art väterlicher Sorge nieder: „Ich zögere nicht, Ihnen meine Besorgnisse auszusprechen; sie bestehen erstens in der Befürchtung, daß die kommerziellen und maritimen Interessen Großbritanniens durch die Eröffnung einer neuen Route umgestürzt werden, die, da sie der Schiffahrt aller Nationen offen steht, alle Vorteile hinwegräumen wird, die wir bisher besitzen. Ich will Ihnen zweitens gestehen, daß ich die Unsicherheit der Zukunft Frankreichs fürchte, jener Zukunft, die jeder Staatsmann mit all ihren unerfreulichen Möglichkeiten in Rechnung stellen muß; zwar ist unser Vertrauen in die Ehrlichkeit und Loyalität der Gesinnung des Kaisers vollkommen, aber nach ihm könnte sich diese Haltung ändern."

Lesseps berichtete seinem Bruder, er habe geantwortet, Palmerston möge doch die Sache ohne Voreingenommenheit ernstlich prüfen – als ob dadurch Palmerstons Entscheidung umgestoßen worden wäre! –, daß im übrigen „die Franzosen, ein wenig reiselustiges Volk, die Engländer nicht in Indien angreifen würden, wo sie doch nur zwei Stunden bis zur englischen Küste hätten". Auch diese Antwort war nicht gerade klug gewesen, der temperamentvolle Lesseps war mit den Resten des Diplomaten Lesseps durchgegangen, und es war ja wohl auch am wenigsten die Sache eines französischen Privatmannes, dem britischen Premier diese beachtlichen Aussichten gewissermaßen im Namen des Kaisers und des französischen Volkes zu eröffnen. Die Katze wollte sich doch noch einmal verbrühen.

Eine am 28. Juni folgende Aussprache mit Lord Clarendon brachte nichts Neues. Lesseps wies vor allem auf die franzö-

sische Unterstützung für die Fortführung des Bahnbaues hin, ob denn England nun nicht gleiches mit gleichem vergelten wolle? Clarendon ließ sich dadurch nicht beirren, sondern vertrat seinen Chef und blieb ablehnend. Nachdem die Franzosen den Bahnbau unterstützt hatten, war ja für England ohnehin kein Anlaß mehr, nun den Kanalplan zu unterstützen. Zug-um-Zug-Politik hat England nie gelegen, zumal wenn der sehr viel kostspieligere englische Zug mit so durchsichtigen Manövern provoziert werden sollte.

Den diplomatischen Reinfall in London suchte Lesseps durch doppelte Geschäftigkeit hinter den Kulissen der Politik auszugleichen. Er hatte Empfehlungen an die *Times*, an das Haus Rothschild und einige Parlamentarier, die er alle treulich besuchte und beredete. Wenngleich der Hauptschriftleiter der *Times* Lesseps mit der Höflichkeit seines Berufes empfing und einen befürwortenden Artikel druckte, wenngleich einige Parlamentarier, auch der Sekretär des Schatzamtes, der Bibliothekar des British Museum, ein Geheimsekretär der Königin seine Pläne anhörten und billigten, so konnte doch keine Rede davon sein, daß die Mehrheit der interessierten Parlaments- und Wirtschaftskreise hinter ihm stand, wie er Clarendon gedroht hatte. Im Gegenteil, selbst die *Times* schrieb doppeldeutig, ein einziger Sturm könnte alles im Sand ersticken, und *Daily News*: „Die Phantasiedichtung ist noch nicht tot im Lande eines Alexander Dumas und Monsieur de Lesseps. Die extravagantesten Romanciers sind Kinder, verglichen mit dem großen Entdecker von Pelusium.“ Lesseps verfaßte ein kurzes Exposé über seine Pläne, in dem geschickte Berechnungen über Kohlenersparnis und Zeitgewinne angestellt wurden, und versandte es an alle Parlamentarier, Großkaufleute und Reeder; dort, in der City und bei den Reedereien konnte er am ehesten

auf Gegenliebe hoffen – denn dort ging es auch nur um das Geld.

Die nächste Zeit verbrachte Lesseps mit emsiger Schreibtätigkeit in Paris und seinem geliebten La Chénaie. Er sammelte die positiven Antworten aus England, von der P. & O. Lines und den anderen Reedereien und legte sie dem Kaiser vor, um seine amtliche Unterstützung zu erzwingen. Sie blieb weiter aus. Besonders aber lag ihm daran, die Frage der technischen Möglichkeit endgültig zu klären, wie der Vizekönig gefordert hatte. Er berief eine Kommission europäischer Wasserbauingenieure nach Paris auf den 15. Oktober und versandte dazu Einladungen an alle Regierungen. Von La Chénaie aus führte er den Kampf um die Seele Brucks und Negrellis zu Ende, indem er der Studiengesellschaft, die so unklug gewesen war, in der *Revue des deux mondes* das alte Projekt eines indirekten Kanals über den Nil mit Unterstützung ausgerechnet Stephensons zum Kampfe gegen Lesseps zu benutzen, endgültig den Wind aus den Segeln nahm, denn nun war Negrelli in seinem wissenschaftlichen Ehrgeiz getroffen.

Von La Chénaie aus schrieb Lesseps heftig gegen alle englischen Artikel, die den Plan ablehnten: „... Englands praktischer Sinn wird schließlich über die verrotteten Vorurteile, die veralteten Eifersüchteleien und den übel angebrachten Egoismus einiger Weniger triumphieren." Doch damit besiegte man nicht die Unbeugsamkeit eines Palmerston, vielmehr mußte Lesseps bei allen Regierungen spüren, daß ihnen die Flut der Exposés peinlich und der Privatmann Lesseps recht unbequem wurde, weil niemand es mit England verderben wollte. Frankreich, Österreich – alle nahmen von Lesseps amtlich keine Kenntnis mehr; England hatte gesprochen, und alle Regierungen wurden still. Persigny sagte, „die ganze Affäre würde bald in

der Versenkung verschwinden, wenn es bekannt wird, daß die englische und französische Regierung den Plan nicht unterstützt."

Nach der Niederlage in Konstantinopel hatte Lesseps nun auch den politischen Kampf in Paris und London vorerst verloren. Die Politik hatte in den letzten Jahren zu gut gelernt, der Wirtschaft und dem Gründertum dort Knebel anzulegen, wo die Pläne politisch gefährlich werden konnten. England, alleiniger Beherrscher der Welt, wußte genau den Unterschied zu machen zwischen liberal gehandhabter Wirtschaftspolitik und staatlichen Erfordernissen. Lesseps mußte einen Wechsel in Szene und Taktik vornehmen.

Ein glanzvolles Abschlußbild sollte zu der neuen Szene überleiten, die Internationale Ingenieurkommission, die am 30. Oktober in Paris zusammentrat, um am 8. November in Marseille auf die Reise nach Ägypten zu gehen. Es war Lesseps gelungen, eine Versammlung von europäischen Berühmtheiten zusammenzubekommen; der bekannteste englische Wasserbauer Rendel sollte England vertreten, Conrad, der leitende Beamte der „Waterstraaten", die Niederlande, Negrelli Österreich, der Minister für öffentliche Arbeiten Paleocapa Sardinien, Renaud und Lieussou waren für Frankreich abgeordnet, Spanien, Preußen hatten Vertreter geschickt, und einige Engländer und Franzosen schlossen sich noch an. Nach einer kurzen konstituierenden Sitzung ging die Kommission an Bord, ohne irgendwelche Pläne bereits geprüft zu haben. Man wollte sich an Ort und Stelle unterrichten. Lesseps führte die Reisegesellschaft wie ein Protokollchef des Vizekönigs. Von sich aus hatte er ein bekanntes Ehepaar aus La Chénaie, Lafosse, ferner Barthélemy Saint-Hilaire, zukünftigen Generalsekretär der Compagnie Uni-

verselle, und seinen Sohn Charles mitgenommen, der mittlerweile 15 Jahre alt geworden war.
Der Vizekönig, der die ganzen Kosten der Reise bestritt, empfing die Kommission feierlich und bat sie, zunächst eine Studienfahrt den Nil aufwärts zu machen und ein Gutachten über weitere Kanalisationsmöglichkeiten im Niltal abzugeben. Die Fahrt dauerte etwa 14 Tage bis zum 15. Dezember, dann sollte die Untersuchung der Landenge beginnen. Die Nilreise führte die Reisegesellschaft bis Assuan und nach beschwerlichem Ritt bis zur Insel Philae; Lesseps berichtete ausführlich seiner Schwiegermutter, weniger von wasserbautechnischen Dingen, denn davon verstand der große Kanalbauer nicht mehr, als daß er alles „interessant" fand, sondern von seinen kunsthistorischen und historischen Eindrücken, die er, mit reichlichen Zitatbeigaben aus anderen Schriftstellern geschmückt, zu langen Erörterungen auseinanderzog. Zwischendurch dann eine wirkliche Reiseszene wie etwa diese: „Der Dorfbürgermeister hatte uns nach dem Diner einen Ballsaal herrichten lassen, der aus einem auf die Erde gebreiteten Teppich bestand und von vier Fackeln erleuchtet wurde; im Hintergrunde kauerten Araber, links standen die Musiker, vor ihnen fünf indische Tänzerinnen, und rechts waren die Feldstühle für das europäische Publikum aufgestellt... Frau Senior fand den Tanz nicht zu shocking – im übrigen war, wie Sie sich wohl denken können, vorher angeordnet worden, den Anstand zu wahren."
Mme. Lafosse sah diese Reise viel weniger historisch, sie war das erstemal im Orient und fühlte sich in 1001 Nacht versetzt. Sie berichtete Mme. Delamalle genau, was sie sah: „Die Hitze ist ganz tropisch, sie läßt mir die Nubier, die ohnehin wenig bekleidet sind, ganz nackt erscheinen. Es gibt allerdings für Elf- bis Zwölfjährige Sachen, die das Weinblatt ersetzen, und

über zwölf Jahre haben die Jungens eine Schnur, die ihnen die Lenden umgürtet. Bei meinem Alter kann ich das alles ohne zu schaudern ansehen. Ich versichere Ihnen aber, daß sie tadellos gewachsen sind und es Spaß macht, sie zu sehen. Der Bronzeton ihrer Haut läßt alles verschwinden, was sonst wenig dezent sein würde ... Die Kommission ist immer blendender Laune, sie singt, sie lacht, sie ist voll Eifer für den Suezkanal. Ich glaube, es wird nicht die geringste Opposition geben ... Sie wissen schon, daß wir viele Krokodile gesehen haben. Wenn die Pyramiden mir weniger groß erschienen sind, als ich erwartete, so sind die Krokodile sehr viel größer, als ich je geglaubt haben würde ... Einer der Araber, ein Greis, dem der Champagner die Zunge gelöst haben mochte, hat uns erzählt, daß er 280 Kinder hat, und seine Kameraden halten das für möglich. Sie sehen, die Leute hier sind sehr beschäftigt."
Begeistert berichtete Mme. Lafosse über das Ansehen, das Lesseps in Ägypten bereits genoß. „Wenn Sie gesehen hätten, wie Ihr Ferdinand hier von aller Welt empfangen wurde ... Viele umarmten ihn, und andere hätten es gern getan. Er ist der wahre König von Alexandrien ... Wenn wir seinen Namen sagen, so bedeutet das: Sesam, öffne dich!" Das war, was Lesseps erreichen wollte. Die Kommission wurde schnell in das Milieu orientalischer Gastfreundlichkeit und orientalischen Überflusses hineingezogen, und Lesseps selbst produzierte sich als Liebling der Ägypter. Als dann die Kommission nach der Landenge aufbrach, konnte kein Zweifel mehr über den Erfolg Lesseps' bestehen. Trotz allem wurden die Arbeiten sehr sorgfältig vorgenommen, fast ausschließlich aber wurde der schleusenlose Plan Negrellis, den ja auch Lesseps durchsetzen wollte, in Betracht gezogen. Am 1. Januar war man wieder in Kairo, und am 2. Januar wurde ein einstimmig angenommener erster Be-

richt der Kommission dem Vizekönig vorgelegt. Darin hieß es, nur der direkte, schleusenlose Weg ist praktisch und leicht ausführbar, die Häfen von Suez und von Pelusium sind durchaus geeignet und die Kosten werden die schon früher angegebenen 200 Millionen Franken nicht überschreiten.

Der erste Bericht der außerordentlich geschickt vorbereiteten Ingenieur-Reise war ein voller Erfolg für Lesseps. Er schrieb am 6. Januar seiner Schwiegermutter: „Alles war uns günstig ... Sie hatten mir die Wiederkehr des Regenbogens vom 15. November 1854 prophezeit. Nun wohl, als wir am 31. Dezember 1855 den Gestaden Pelusiums Lebewohl gesagt und bei schönstem Wetter auf dem glatten Meer in unserem Schiff dahinglitten, sahen wir plötzlich im Westen das Bundeszeichen auftauchen ... Der Vizekönig konnte es kaum erwarten, das Resultat der von der Kommission gemachten Studien zu erfahren. Er sah mir sofort an, daß das Resultat glücklich war, und schloß mich bei den ersten Worten bewegt in die Arme."

Die direkten Folgen des Berichtes waren, daß der Vizekönig mit Datum vom 5. Januar 1856 Lesseps einen neuen Konzessionsferman gab, der ausführlicher als der erste war und die von Lesseps ausgearbeiteten Gesellschaftsstatuten mit einschloß, und daß Lesseps den Bericht der Kommission mit erläuternden Bemerkungen an alle bedeutenderen Befürworter des Planes schickte wie Thiers, Walewski, Bruck, den Herzog von Brabant usw. Unleugbar war der Erfolg da, und Madame Delamalle hatte nun schließlich nicht ganz unrecht, wenn sie zurückschrieb: „Wie viel in einem Jahr vollendet! Sie sind tüchtig vorangekommen!"

Politisch hatte sich jedoch vorerst nichts geändert. Der Vizekönig hatte seinen Außenminister nach Konstantinopel schikken wollen, um die Ratifikation der Pforte nun zu holen, aber

Walewski hatte abgewinkt, denn dadurch wäre erst recht die gegensätzliche Stellungnahme Englands und Frankreichs heraufbeschworen worden. Lesseps blieb zunächst noch bei Ruyssenaers, der lange schon sein Vertrauensmann in Alexandrien war, um die neue Lage zu überdenken. Er kam zu dem Schluß, daß weiterhin die Intervention der Mächte abgelehnt werden müsse, um den offenen Konflikt zu vermeiden, daß man nun aber mit dem Bericht der Kommission in der Hand einfach daran gehen könnte, die Gesellschaft zu gründen und finanziell sicherzustellen. Dann würde die Genehmigung von allein kommen. Er entwickelte seinen Pariser Vertretern und Negrelli den Plan, war aber vorsichtig genug, sich bei Bruck zu einer Besprechung einzuladen, da er wußte, daß Bruck nicht gern die Politik des fait accompli betrieb. Immerhin, es war eine Gewaltlösung, die vielleicht Erfolg brachte, nachdem der Ausflug in die Politik so gänzlich mißglückt war.
Lesseps brachte noch einige Tage beim Vizekönig in einem Schloß bei Kairo zu, wo ihm die Zimmer Saids zugewiesen waren. „Dieser Flügel liegt zwischen einem Garten und dem Nil. Im ersten Stock befindet sich eine Galerie mit Erkern, die mit Fenstern und Diwans ausgestattet sind; in ihrer Mitte erblickt man eine Fontäne aus weißem Marmor. Mein Schlafzimmer hat an der einen Wand sechs große Fenster, die auf den Nil hinausgehen, die drei andern Seiten sind mit Spiegeln bekleidet. Hier hat sich der alte Mehemet Ali von seinen Regierungssorgen erholt, und zu einer solchen Zeit durfte kein anderes männliches Wesen diese Wohnung betreten." Die Bindung des Vizekönigs an Lesseps wurde durch dieses Zusammenleben immer enger. Es war schließlich kein Wunder, daß er Lesseps sogar Regierungsgeschäfte übertrug. So war das Gesuch eines Engländers um die Genehmigung, eine Tele-

graphenlinie nach Indien durch Ägypten zu legen, dauernd verschleppt worden, bis der Vizekönig in einer Anwandlung von politischer Bissigkeit Lesseps ermächtigte, die Entscheidung für ihn zu treffen. Selbstverständlich brachte Lesseps den Vertrag zum Abschluß, zumal der Engländer ausgerechnet von Bruce begleitet war, der sich, wie Lesseps gehofft hatte, erheblich über die ägyptische Regierungstätigkeit des Franzosen geärgert hat. In Ägypten konnte Lesseps wirklich machen, was er wollte. Da es ihm nur auf den Kanal ankam, verschenkte er Telegraphenlinien und Bahnkonzessionen an die Engländer, um sie geneigt zu machen, ohne irgendwelche Bedenken für die Zukunft zu hegen. Später hat England die Rechnung präsentiert, der Nachfolger des biederen und vertrauenden Said mußte sie bezahlen.

Von Triest aus schrieb Lesseps an Saint-Hilaire, er möge darauf dringen, daß bei dem Pariser Friedenskongreß vorsorglich die Frage der Neutralität des zukünftigen Suezkanals angeschnitten und analog den Meerengen behandelt würde. Auch diesen Punkt besprach er in Wien mit Bruck, der in allem weiter seine Unterstützung zusagte, aber die Gründung der Gesellschaft vor der Genehmigung des Fermans entschieden ablehnte. Die Stütze Bruck wäre aber unbedingt notwendig gewesen, und Lesseps mußte seinen Plan nun vorerst fallen lassen. Er beschränkte sich jetzt völlig auf eine umfangreiche Werbetätigkeit, zumal Graf Buol als österreichischer Delegierter auf dem Kongreß trotz der Autorisation aus Wien und der Zustimmung aller anderen Delegierten es nicht wagte, gegen den Wunsch Clarendons die Suezkanalfrage in Paris anzuschneiden. Allerdings benutzte Kaiser Napoleon die Gelegenheit eines Bankettes, erst dem türkischen Großwesir Ali Pascha seine Sympathie für den Suezkanalplan zu versichern und

dann Clarendon in einer kurzen Unterredung die Pistole auf die Brust zu setzen, indem er ihn nach den wirklichen Gründen der englischen Ablehnung fragte. Clarendon soll etwas verlegen gewesen sein, um dann schließlich auf dem Standpunkt zu beharren, daß zur Ausführung unter allen Umständen die Genehmigung der Pforte vorliegen müsse.

Mitte April 1856 reiste Lesseps wieder nach London, um seine Beziehungen zu erweitern. Am 13. April hatte er noch in Paris ein neues Gespräch mit Clarendon, der wieder die alte englische Position einnahm, als ob sich Palmerston 1855 gar nicht freimütig über die eigentlichen Gründe geäußert hätte. „Wenn wir Zweifel über die Vorteile Ihres Unternehmens geäußert haben, so geschah dies nie mit Rücksicht auf den englischen Handel, sondern nur mit Rücksicht auf die politische Lage des Türkischen Reiches. Wir haben gefürchtet, daß die Durchstechung des Isthmus Ägypten zu große Bedeutung verleihen und sein Verhältnis zur Türkei trüben könne." Anstatt diese längst bekannte offizielle Stellungnahme zur Kenntnis zu nehmen, brauste Lesseps wieder auf und belehrte Clarendon: „Die Pforte ist selbst zweifellos besser als eine fremde Regierung imstande, zu beurteilen, was ihr für ihre Beziehungen zu Ägypten von Nachteil sein kann." Clarendon ermunterte trotzdem Lesseps, während seiner Anwesenheit in London doch noch einmal zu Palmerston zu gehen. Aber, wie Lesseps an Saint-Hilaire berichtete, „Lord Palmerston ist heute noch derselbe wie im Jahre 1840, er ist erfüllt von Mißtrauen und Vorurteilen gegen Frankreich und Ägypten ... Er ist der Ansicht, daß Frankreich seit langem in Ägypten eine macchiavellistische Politik gegen England verfolgt habe... Er besteht auf seiner Meinung, daß die Ausführung des Ka-

nals technisch unmöglich sei, daß er darüber besser unterrichtet sei als alle europäischen Ingenieure ... Er hat mir endlich erklärt, daß er auch fernerhin mein offener Gegner sein werde. Ich habe mir bei seinen Worten von Zeit zu Zeit die Frage vorgelegt, ob ich einen Staatsmann oder einen Wahnsinnigen vor mir habe." Palmerston war aber weder wahnsinnig, noch in dem Augenblick besonders höflich staatsmännisch – er hatte einfach genug von den Lesseps-Besuchen und zählte nun monoton wieder dieselben Sachen auf, die man seinerzeit in der Note, leicht ironisch, nach Paris durchgegeben hatte. Wenn die Franzosen nichts merken wollten, konnte er ihnen auch nicht helfen. Er hatte einmal in seiner ersten Unterredung mit Lesseps das Visier hochgeklappt und die wahren Gründe deutlich genug angegeben, jetzt war das Visier wieder geschlossen, mochte Lesseps gegen die alten Gründe anrennen, die ihm so lächerlich vorkamen wie seinem Gegner. Aber der langjährige Diplomat Lesseps schrieb an Ruyssenaers: „Wir kennen jetzt den wahren Grund für die Opposition Lord Palmerstons. Er fürchtet, die Entwicklung des Wohlstandes und die Macht Ägyptens zu begünstigen." Als ob der langjährige Diplomat mit Blindheit geschlagen wäre – oder sollte man ihn doch mit Recht nach der römischen Affäre als unbegabt entlassen haben?

Die englische Regierung war trotz allem höflich genug, die Vorstellung Lesseps' bei der Queen zu veranlassen, auch der Prinzgemahl Albert ließ sich von Lesseps ausführlich über die Pläne unterrichten. Diese Akte der Höflichkeit, die der Eitelkeit Lesseps' schmeicheln sollten, konnten Palmerston nichts schaden, im Gegenteil den Eindruck erwecken, als ob er sine ira et studio an die Sache herangegangen wäre und niemand beeinflussen wollte. Besonders ehrenvoll war für Lesseps

ein Empfang durch die berühmte Geographische Gesellschaft, auf dem er Erklärungen zu seinem Plane abgeben konnte. Ohne irgendwelchen Fortschritt verzeichnet zu haben, kehrte Lesseps Anfang Mai nach Paris zurück, um sich der schriftlichen Werbetätigkeit zu widmen – der Vizekönig hatte ihm Geld für die Gründung einer Zeitschrift „L'Isthme de Suez“ gegeben – und um die Schlußsitzung der Internationalen Ingenieur-Kommission vorzubereiten, die Ende Juni in Paris tagte. Der Schlußbericht der Kommission entsprach genau dem ersten Bericht, beschloß also den schleusenlosen, direkten Kanal von Pelusium nach Suez. Lesseps machte sich mit diesem Beschluß zu Said Pascha auf und unterbrach die kurze Reise nur in Wien, wo er eine Unterredung mit dem Fürsten Metternich hatte. Der Fürst meinte, daß der Vizekönig das Recht habe, den Suezkanal ohne Genehmigung zu bauen, daß er aber recht daran täte, diese Genehmigung einzuholen. Die Pforte könne sie ihm ja nicht versagen, da er sich als treuer Vasall bewährt habe. Vor allem aber solle die Pforte eine Neutralitätskonferenz für den Suezkanal berufen, da man dadurch die politische Frage von der technischen und wirtschaftlichen trennen könne. Diese wichtige Erklärung, die nach Lesseps' Behauptung der Fürst als sein politisches Testament bezeichnet haben soll, wurde dem Vizekönig mit dem Kommissionsbericht überreicht, und Anfang August war Lesseps schon wieder in Paris.

Die politische Lage hatte sich in nichts verändert. Allerdings hatte Stratford den Entschluß zu einem entschiedenen Widerstand in London angefordert, da er sonst doch den Sieg des Vizekönigs befürchten müßte, und Clarendon tat ihm den Gefallen, der Pforte noch einmal amtlich die Gefahren an die Wand zu malen. Lesseps bemerkte die neue Intrigenreihe, die

gerade begann und darin gipfelte, daß man den Sultan warnte, er werde die Tribute nicht mehr bekommen, wenn Ägypten sein Geld für den Kanal verbrauchen würde. Er stellte in einer Note an den Kaiser etwas unrichtig fest, England und Frankreich seien doch übereingekommen, sich nicht einzumischen, Lord Stratford intrigiere aber weiter und Bruce auch. „Die Türken, die somit zwischen den gebieterischen Drohungen Lord Stratfords und der skrupelhaften Zurückhaltung unseres Gesandten stehen, fangen natürlich an, ihre Meinung zu ändern und gegen das Kanalprojekt, dem sie im Prinzip geneigt waren, feindliche Gesinnung an den Tag zu legen." Er unterrichtete den Kaiser, daß die englische Regierung eine Konzession für einen Bahnbau von Seleukia über Syrien und Mesopotamien nach dem Persischen Golf jetzt anstandslos von der Pforte erhalten hätte. Das stimmte nicht ganz, die Konzession wurde erst im Januar 1857 erteilt, aber die Vorabmachungen, zu denen Clarendon Sir Henry Bulwer als Unterstützung für Stratford geschickt hatte, waren bereits zu Ende geführt worden. Übrigens war schon nach einem halben Jahr von dieser Konzession weder in England noch sonstwo die Rede.

Der Versuch war vergeblich gewesen, der Kaiser biß auch jetzt nicht an und versagte weiter seine offizielle Unterstützung. Lesseps reiste nun im November nach Ägypten ab, „um den Fürsten zu beruhigen", der nämlich doch langsam durch die ständigen Intrigen zermürbt wurde. Said Pascha empfing ihn mit den Worten: „Ihre Ankunft söhnt mich mit der Menschheit aus." Der Vizekönig wollte sich für einige Zeit von den Fesseln der großen Politik befreien und auf einer genauen Inspektionsreise durch den Sudan, in dem recht üble Zustände herrschten, seinen Ärger über England und den Sultan ver-

gessen. Er lud Lesseps ein mitzukommen, der auch gern einwilligte, einmal um seine Position in Ägypten weiter zu festigen, zum andern weil er selbst seine Niederlage erkannte und den Stillstand kommen sah, und nicht zuletzt weil ihn das Abenteuer reizte.

Die Reise dauerte von Ende November 1856 bis März 1857 und führte weit über Khartum den Weißen und Blauen Nil hinauf, brachte anstrengende Wüstenreisen und interessante Besichtigungen, die Lesseps zum Teil für die Akademie wissenschaftlich auswerten konnte. Er hat später der Akademie die Ergebnisse dieser Reise in einem umfangreichen, sehr sachlichen Bericht vorgelegt. Sein Tagebuch verzeichnete eine Reihe kleiner Begebenheiten, die Schlaglichter auf orientalische Lebensführung und Weisheit und auf die mittelalterlichen Zustände im Sudan warfen. Eines Tages hörte Said, daß ein alter Türke eine Sklavin gefesselt im Keller halte. Er ließ die beiden kommen, nahm der Sklavin die Fesseln ab und legte sie dem Türken an. „Von dem Freudengeschrei der Menge hingerissen rief er: ‚Schafft die Kanonen aus der Zitadelle und werft sie in den Nil!' ... Jubel ... Ich näherte mich S. H. ‚Glauben Sie nicht, daß Sie zu weit gehen, und können Sie sich immer auf diese Leute verlassen?' – ‚Die Kanonen sind zu alt', sagte der Vizekönig, ‚sie stammen noch aus der Zeit meines Vaters, man kann sie doch nicht mehr abfeuern!'" – Bald darauf trafen sie in einer Regimentsmusik Blasinstrumente aus der Zeit Mehemet Alis, die vom Apotheker mit Heftpflaster in gebrauchsfertigen Zustand versetzt worden waren, um den Vizekönig begrüßen zu können. – „Als ich beim Abendessen den guten Geschmack der Milch lobte, versetzte mir Herr Heuglin einen kleinen Schrecken durch die Mitteilung, daß die Stämme am oberen Nil in Ermangelung von Salz die Milch mit dem Urin

der Kuh mischen, aber glücklicherweise fügte er hinzu, daß diese Sitte erst 100 Meilen weiter südlich herrsche." – Auf der Rückreise wurden dem Vizekönig und Lesseps die Reiter eines Dorfes gezeigt, die seit Jahrhunderten in der Rüstung der Kreuzzugsritter in den Krieg zu ziehen pflegten; sie trugen Helm, Panzerhemd und Kreuzschwert, und die Pferde waren vom Kopf bis zum Schwanz mit Tuchen behangen.

Nach der Rückkehr hielt sich Lesseps nicht lange in Kairo auf, sondern reiste nach Paris, um dort einen neuen Werbefeldzug in England vorzubereiten. Mit neuer Energie stürzte er sich auf diese Arbeit und hielt von Ende April bis Mitte Juni 17 Versammlungen vor Handelskammern, Industrie- und Reederverbänden und allen möglichen wirtschaftlichen Organisationen ab. Sie fanden in Liverpool, Manchester, Dublin, Cork, Belfast, Glasgow, Aberdeen, Edinburgh, Newcastle, Hull, Birmingham, Bristol und zum Schluß in London statt und überschütteten die englische Öffentlichkeit mit einer Flut von Resolutionen, die alle darauf hinausliefen, daß der Suezkanal für die englische Wirtschaft von großem Nutzen sein würde. Der Bericht über alle Versammlungen wurde englisch herausgegeben und mit einem Vorwort versehen, in dem Lesseps wiederum die Einwendungen Palmerstons zu entkräften suchte.
Am 20. Juni war Lesseps zu einer Soirée bei Lady Palmerston geladen und sprach dort mit dem Premier, der sich nach der Rundreise erkundigte. Lesseps antwortete, „er habe von der bewundernswerten Freiheit Gebrauch gemacht, die es gestatte, öffentlich über Dinge zu sprechen, die der Regierung nicht gefallen." Palmerston: „Sie wissen, daß ich zu Ihrem Projekt in ganz offener Opposition stehe." Lesseps: „Ich glaube, daß die

öffentliche Meinung über die Widerstände einzelner den Sieg davontragen wird." Palmerston wußte, daß Lesseps in England an Boden gewonnen hatte, es war gar nicht zu leugnen, daß dieser Franzose nun – nach dem Erfolg der Ingenieurs-Kommission – einen neuerlichen Sieg errungen hatte, indem er die öffentliche Meinung Englands aufwiegelte. Lesseps' unglaubliche Wendigkeit und Vitalität, der fast fanatische Eifer, mit dem er immer wieder für seine Sache den Kampf aufnahm, machte Palmerston langsam doch zu schaffen. Alles drängte zu einer neuen Generalabrechnung zwischen Lesseps und dem Britischen Reich.

Sie fand am 7. Juli im Unterhaus statt. Der Abgeordnete Berkeley von Bristol fragte den Premier, ob die Regierung den Suezkanalplan des Vizekönigs und Lesseps' bei der Pforte unterstützen wolle und wenn nein, warum nicht. Palmerston antwortete, die Regierung könne jetzt nicht diesen Plan unterstützen, „weil H. M. Regierung in den letzten 15 Jahren allen ihr in Konstantinopel und Ägypten zur Verfügung stehenden Einfluß benutzt hat, die Ausführung des Planes zu verhindern. Es ist ein Unternehmen, das, wie ich glaube, in seinem wirtschaftlichen Charakter unter die vielen Seifenblasen-Projekte (bubble schemes) eingereiht werden sollte, die von Zeit zu Zeit vertrauensseligen Kapitalisten aufgeschwindelt werden." Aber schließlich könne ja jeder mit seinem Geld machen was er wolle, jedoch: „Das Projekt gründet sich auf der Gegnerschaft zu den Interessen Englands, es ist der ständigen Politik Englands in Hinsicht der Verbindung Ägyptens mit der Türkei entgegengesetzt... Die klare politische Tendenz ist, die Trennung Ägyptens von der Türkei zu erleichtern", im übrigen spekuliere man damit auf einen leichteren Zugang nach Indien. „Ich kann nur mein Erstaunen darüber ausdrücken, daß Mon-

sieur Ferdinand de Lesseps so stark mit der Leichtgläubigkeit englischer Kapitalisten gerechnet hat, daß er erwartete, durch seine Rundreise durch verschiedene Wirtschaftsstädte Englands englisches Geld für die Ausführung eines Projektes zu bekommen, das den britischen Interessen in jeder Weise so entgegengesetzt und feindlich ist."

Lesseps schickte an alle Handelskammern nach England eine Erwiderung auf die Angriffe Palmerstons, auch den Kaiser und den Vizekönig unterrichtete er, ohne allerdings vom Kaiser ein Eingreifen zu verlangen. Es wäre auch weiterhin vergeblich gewesen. Der *Advertiser* in Bristol brachte am 12. Juli einen Kommentar zum Parlamentsbericht, der deutlich von Lesseps inspiriert ist, und erklärte, man habe nur eine Antwort erhalten, „die von jener unverbesserlichen Verwirrung strotzt, die die Frucht der Unwissenheit oder jenes hohlen Geschwätzes ist, welches einige für den Höhepunkt der Diplomatie halten... die Anzüglichkeiten Lord Palmerstons bekunden einen Mangel an Anstand und eine unglaubliche Impertinenz und sind eines Gentleman nicht würdig." Natürlich kam es zu einer zweiten Anfrage, die dieses Mal der Abgeordnete Griffiths von Devizes am 17. Juli startete. Palmerston antwortete mit den gleichen Argumenten wie bisher, betonte stärker die Gefahren für Indien und die britische Seeherrschaft, um zu schließen: „Es ist eins der Seifenblasen-Projekte, die oft in die Welt gesetzt werden, um englische Kapitalisten zu veranlassen, ihr Geld in Unternehmungen zu stecken, die sie zum Schluß nur ärmer machen, wer auch immer sonst sich an ihnen bereichert." Stephenson konnte es nicht lassen, Palmerston zuzustimmen und seine Beteiligung an dem „unmöglichen" Projekt darzustellen, was ihm einen Ehrenhandel mit Lesseps eintrug. Die Sache verlief allerdings im Sande, weil Stephenson

eine vorsichtige Erklärung abgab, und Lesseps nun keinen Grund mehr hatte, sich mit ihm zu schlagen.
Zwar schrieb der österreichische Botschafter in London nach Hause, daß der Suezkanal-Plan von Tag zu Tag an Boden gewinne. Zwar konnte Lesseps nun dem Kaiser in einer Note die Frage stellen, ob man noch nötig habe, die Erlaubnis Lord Palmerstons abzuwarten, nachdem der gestanden habe, mit allem Einfluß das Projekt verhindern zu wollen. Aber die Wirkung der Reden Palmerstons war gewaltig: selbst der Vizekönig wurde für kurze Zeit an der Sache irre, da er eine englische Okkupation befürchten mußte. Der Generalkonsul Green berichtete freudestrahlend nach London, daß Said Pascha Lesseps gebeten habe, vorerst nicht nach Ägypten zu kommen. Alle Mächte, auch Graf Buol in Wien, den Lesseps noch einmal besuchte, lehnten jede Stellungnahme ab. Lord Clarendon benutzte die Stimmung und teilte dem österreichischen Botschafter in London mit, daß Lesseps jährlich vom Vizekönig 20000 £ für die Auswertung der Idee bekäme, wovon der größere Teil in seine eigene Tasche fließe. Generalkonsul Green hat später diese Summe etwa bestätigt gefunden und überdies, wie er am 8. Februar 1858 nach London berichtete, vom Vizekönig die Mitteilung erhalten, daß an Lesseps monatlich für die Zeitschrift 300000 Franken aus Ägypten überwiesen würden. Peinliche Zahlen für Lesseps, die sich kaum dadurch rechtfertigen ließen, daß der „Hurrikan von Zeitungsartikeln“ eine Menge Geld verschlang. Dem Vizekönig waren diese Summen vielleicht nichts Ungewöhnliches, in Europa aber erregten sie Erstaunen und ließen an den uneigennützigen Bestrebungen Lesseps' einige Zweifel entstehen. Wo war das „Bild der hohen Sittlichkeit“, das Lesseps geben wollte?

Jetzt war es an der Zeit für Lesseps, nach sorgfältiger Vorbereitung das Steuer herumzuwerfen. Kaiser Napoleon wurde in genauen Abständen mit Noten bombardiert, die immer darin ausklangen, er, Lesseps, verlange nicht die amtliche Unterstützung des Kaisers, er überlasse es ihm zu entscheiden, wann der Zeitpunkt gekommen sei. Andererseits wurde nun die französische Öffentlichkeit mobil gemacht, und schon in einem Brief vom 30. Juli 1857 aus London an Saint-Hilaire fiel der Ausdruck „patriotisch". Wenn die Engländer glaubten, daß der Suezkanalplan eine französische Angelegenheit sei, gut, sie sollten es wahr haben. Die französischen Generalräte und alle Handelskammern wurden in Versammlungen mit dem Projekt befaßt und stellten sich einmütig hinter den Plan. Frankreich begann die Sache des Suezkanals als seine eigene zu empfinden, die Minen wurden sorgsam ausgelegt und würden eher eine Wirkung auf die französische Regierung haben, als der Einfluß der englischen Öffentlichkeit auf die englische.

In England meldete sich auch die Opposition immer schärfer zu Wort. Gladstone begann seinen Feldzug gegen Palmerston und befürwortete also den Suezkanal. Die *Daily News* sprach am 10. September – vielleicht eine Zeitung, auf die Lesseps Einfluß hatte – von Überresten verjährter Politik, und daß die Ansicht Palmerstons „veralteter Unsinn" sei. Die Opposition konnte nämlich eine gewichtige aktuelle Tatsache ins Feld führen: in Indien war im Mai 1857 der Sipoy-Aufstand losgebrochen, und es fehlte an allen Ecken und Enden an Truppen. Die englische Regierung sandte alle Nachschübe um das Kap, obgleich die öffentliche Meinung sehr strikt verlangte, die Truppen sollten über Ägypten gehen, um an Zeit zu sparen. Dadurch hätte aber die Regierung die Nützlichkeit des Kanals zugeben müssen. Die gesamte Presse forderte energisch den

Ägyptenweg für die Truppen, auch die indische Regierung bat um äußerste Beschleunigung, denn die Lage war heikel und vieles schon verloren. Schließlich wurde die Gefahr so drohend, daß die englische Regierung bei dem Vizekönig um die Durchmarscherlaubnis für die Indien-Truppen nachsuchen mußte, die sie selbstverständlich sofort und mit einem kleinen Hohnlächeln erhielt. Nun kamen zum ersten Male britische Truppen über Suez nach Indien, es sollten nicht die letzten sein.

Als Lesseps im Dezember 1857 in Konstantinopel ankam, fand er eine ganz veränderte Lage vor. Napoleon und Eugénie hatten bei einem weiteren Besuch bei der Queen in Osborne mit Palmerston gesprochen, und da sich Walewski nicht bereit erklären konnte. gegen den Suezkanal zu arbeiten, gestand Palmerston die Festlegung der beiderseitigen Nichteinmischung zu. Als äußeres Zeichen wurde Lord Stratford aus Konstantinopel abberufen – er hatte sich ohnehin die Pensionierung redlich verdient – und auch Bruce in Kairo durch Green ersetzt. Jedoch ließ der britische Geschäftsträger die Pforte nicht im unklaren, daß die alte Politik genau so fortgesetzt werden würde. Ob das ohne die Persönlichkeit Stratfords durchführbar war, mußte die Zukunft erweisen. Zunächst schöpfte der wiederernannte Großwesir Reschid Pascha Atem und fühlte sich etwas befreit, denn eine stärkere und also gefährlichere Persönlichkeit als Stratford hatte London keinesfalls auf Lager. Lesseps, der mit Thouvenel einen genauen Kriegsplan entwarf, um die Zeit bis zur Ernennung eines neuen britischen Botschafters zu nutzen, merkte sofort, daß in Konstantinopel ein anderer Wind wehte. Er erklärte Reschid Pascha – allerdings ohne schriftliche Unterlage –, daß Napoleon an dem Kanalbau das größte Interesse nehme, worin also eine gewisse

Drohung lag. Reschid freute sich, daß er die abgebrochenen Beziehungen zu Frankreich wieder aufnehmen konnte, veranstaltete ein „Versöhnungsdiner", wie es Lesseps nannte, und brachte die Sache an Hand eines von Lesseps neu ausgearbeiteten Memorandums noch einmal vor den Diwan. In diesem Memorandum benutzte Lesseps geschickt die nur vorgegebenen Einwendungen Palmerstons und unterstellte als wahr, daß England ausschließlich von Besorgnis für die Zukunft der türkischen Unabhängigkeit erfüllt sei. Da aber der Oppositionsführer Gladstone zweimal im Unterhaus den Suezkanalplan unterstützt habe und Stratford abberufen sei, könne der Diwan doch nun selbst entscheiden, ob der Plan schädlich sei oder nicht. Er packte damit Reschid bei seiner Ehre und seinem Ehrgeiz, während die eigentlichen Gründe des englischen Einspruchs gar nicht erörtert wurden. Das hatte sich Palmerston selbst zuzuschreiben. Bevor jedoch ein wirklicher Erfolg erzielt werden konnte, starb Reschid Pascha Anfang Januar 1858 an Krämpfen, die ihn nach dem Genuß einer Tasse Kaffee befallen hatten. Zwar stellte eine sofort berufene Kommission europäischer Ärzte den natürlichen Tod fest, aber sie durften keine Autopsie vornehmen, und Lesseps bemerkte zu diesem Fall zweifellos zu Recht: „Das Volk glaubt übrigens im Orient nie an einen natürlichen Tod, wenn eine bedeutende Persönlichkeit aus dem Leben scheidet."
Ali Pascha wurde wieder der Nachfolger Reschids, ein ganz tüchtiger und biederer Mann, der aber nur sichere Politik betrieb und von gefährlichen Auseinandersetzungen nicht viel wissen wollte. Lesseps wandte auf ihn das orientalische Sprichwort an, daß eine Unze Furcht mehr tue als ein Zentner Feindschaft. Reschids Tod und Stratfords Urlaub blieben nicht die einzigen Veränderungen dieser Monate: noch in den ersten

Februartagen war Green in Kairo beim Vizekönig vorstellig geworden und hatte ihm mitgeteilt, daß Lesseps sich irre, wenn er annehme, daß sich die Haltung Englands und demnach auch die der Pforte geändert habe, schon wenige Tage darauf wurde Palmerston gestürzt und machte wiederum einem Kabinett des konservativen Lord Derby mit Malmesbury als Außenminister Platz. Die Pforte erkundigte sich wenige Tage nach dem Amtsantritt Malmesburys nach der Ansicht der neuen Regierung über die Suezkanalfrage mündlich durch ihren Londoner Botschafter Musurus, da sie nichts „ohne Vorwissen" der englischen Regierung unternehmen wolle. Malmesbury handelte nun völlig unüberlegt, als er nicht ebenfalls eine mündliche Auskunft gab, sondern in einer Note zum erstenmal in dieser Frage erklärte, daß die neue Regierung dem gegebenen Versprechen weiter vertraue, wonach die Pforte den Plan nicht ohne die Zustimmung Englands gutheißen werde.
Diese Note schlug wie eine Bombe in Konstantinopel ein und machte Ali Pascha, der doch an sich den Plan ernsthaft unterstützte, zwar wütend, aber hilflos. Zum österreichischen Botschafter Baron Prokesch sprach er sich bekümmert über die Lage aus, wie dieser an Buol am 19. März berichtete: „Das Projekt hat uns schon die Insel Perim (in der Bab el Mandeb, 1856 von England besetzt) gekostet, und wir können nicht wissen, wie weit England gehen wird, wenn wir den Forderungen des Vizekönigs nachgeben." Algier und Tunis habe man schließlich auf die gleiche Art verloren, zur Zeit könne die Pforte den Plan nicht befürworten.
Von der Pforte war also jetzt nichts zu erhoffen, und der neue Schatzkanzler Disraeli hatte in London im Unterhaus in das Horn Palmerstons gestoßen, um die Türkei weiter abzuschrekken. Ali Pascha war den Scheingründen Palmerstons erlegen

und fürchtete nun wirklich für den Zusammenhalt des Reiches.

In einem Punkte erwiesen sich Lesseps' Bemühungen in Konstantinopel als taktisch richtig. Wäre er nicht die ganze Zeit dort gewesen, so hätte jetzt England einen endgültig ablehnenden Bescheid der Pforte erreicht, weil Ali Pascha einfach mürbe war. So blieb seine Haltung zwar unentschieden, aber doch nicht hoffnungslos. Die Gesamtlage war sogar recht erfreulich, denn es fehlten die großen Widersacher der letzten Jahre, und Lesseps nahm nun den Gedanken wieder auf, diese politische Atempause zur Gründung der Gesellschaft zu benutzen. Während er scharfe Artikel in seinen Zeitungen veröffentlichen ließ, fand er jedoch in den eigenen Reihen erheblichen Widerstand, nicht nur daß Negrelli und Bruck entschieden gegen die Gründung ohne Genehmigung waren, sondern auch Saint-Hilaire bewies in einem Brief an Negrelli, daß er zu den anständigen Leuten des Suezkanalkreises gehörte, die krumme Wege nicht gehen wollten; man würde Ägypten bloßstellen, die Pforte kränken, Frankreich die Gelegenheit geben, die Unterstützung zurückzuziehen, und überhaupt alle Mächte entfremden. „Trotz so vieler Hindernisse den Entschluß, noch weiter zu gehen, offen verkünden, heißt Selbstmord.“ Im übrigen sei es sehr bedenklich, daß Lesseps den Kostenanschlag von 200 auf 80 Millionen Franken herabgesetzt habe, denn das wären leere Versprechungen, die den Gegnern Waffen in die Hand gäben. Lesseps schlug, um Negrelli zu beruhigen, eine letzte wissenschaftliche Tagung für den Sommer in Paris vor, danach wollte er die Gründung vornehmen.

Inzwischen war in London die Opposition wieder so weit gediehen, daß eine Unterhaus-Interpellation vor der Tür stand. Lesseps wurde davon rechtzeitig unterrichtet und schiffte sich

Mitte Mai nach Europa ein, um die Diskussion in London selbst zu erleben. Sein Dampfer havarierte aber vor Sardinien und wurde bei stürmischstem Wetter von einem kleinen Postdampfer mit Mühe und Not nach Cagliari eingeschleppt. Zu der Parlamentsanfrage in London kam er zu spät, aber er verpaßte auch nicht viel. Die Anfrage des Abgeordneten Roebuck von Sheffield, ob es nicht für den großen Namen Englands besser wäre, die selbstische Opposition aufzugeben, wurde am 1. Juni zur Grundlage einer ausführlichen Debatte, an der für die Regierungsansicht Palmerston, Disraeli, Stephenson und Fitzgerald, für den Antrag vor allem Gladstone und Lord John Russell sprachen. Stephenson erklärte den zukünftigen Suezkanal für einen stinkenden Graben, und Palmerston, jetzt der Regierungssorgen ledig, ritt noch einmal auf dem „Seifenblasenprojekt" herum und konnte nun frei und öffentlich die Meinung der englischen Regierung, in der er nicht mehr saß, bekunden, daß es nämlich gegen die Interessen Englands sei, wenn ein Wasserweg zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean unter der Kontrolle anderer Mächte stehen würde. Gladstone hielt eine feurige Rede für den Suezkanal, er wurde zum unbestrittenen Wortführer der Opposition auch in dieser Sache: „Würde nicht dieser Kanal unumgänglich unter die Kontrolle der ersten Seemacht Europas fallen? Es ist England und kein anderes Land, das das Kommando über ihn übernehmen würde..." Wie scharf das Rededuell Palmerston-Gladstone auch ausgetragen wurde, für den Sehenden ergab sich eindeutig, daß die Meinungen des Für und Wider gar nicht so weit voneinander entfernt waren. Der Fürsprecher Gladstone war hoffnungsvoll genug, den zukünftigen Kanal schon im Besitze Englands zu sehen, und der etwas resignierende, innerlich konservative Palmerston wollte nur nicht, daß er in die Hände einer anderen

Macht fiele. War der Unterschied so groß, hieß dies alles nicht vielmehr, daß England sich seines Sieges völlig sicher fühlte, ob der Kanal nun gebaut würde oder nicht?
Die Abstimmung ergab nur 62 Stimmen für Roebuck und 290 für die Regierung, aber Lesseps machte das beste aus diesen Zahlen und erklärte die Ja-Stimmen für die treuesten Anhänger seines Planes, hinter denen sicher die Mehrheit der öffentlichen Meinung stände. Lesseps kam es ja nur darauf an, den Kanal zu bauen – ob für Gladstone und Englands Ruhm oder für Frankreich, war ihm bisher gleich gewesen.
Nun aber wandte sich das Blatt endgültig. Selbst Graf Buol gebrauchte das Wort vom Seifenblasenprojekt, die Pforte wurde vollends kopfscheu nach der neuerlichen englischen Stellungnahme, und die öffentliche Meinung Englands reichte nicht aus, um den Plan durchzusetzen, ja die Rede Gladstones eröffnete Perspektiven, die dem Kaiser Napoleon nicht gut in den Ohren klingen konnten, so sehr vielleicht auch der Plan davon profitieren mußte. Alle waren abgefallen, jetzt galt es, wenigstens Frankreich für den Plan zu retten. Die Linie, die mit den „patriotischen“ Kundgebungen der französischen Handelskammern begonnen hatte, wurde nun von Lesseps mit Energie fortgesetzt. „Wir können uns gratulieren“, schrieb er am 28. Juli an Ruyssenaers aus Konstantinopel, „denn ich ziehe jetzt den Vorhang zum letzten Akte auf. Es war keine Zeit in unnützen Verhandlungen mit der Türkei zu verlieren. Ich habe ... meine Interessen und die der Gesellschaft unter den unfehlbaren Schutz des Kaisers der Franzosen gestellt.“ Von Sir Henry Bulwer ließ er sich noch einmal amtlich bestätigen, daß auf eine englische Sinnesänderung nicht zu hoffen sei, dann reiste er aus dem Orient ab. In Triest hielt er eine temperamentvolle Rede, daß nun der Augenblick zur Tat gekommen sei, folgte

aber dem Ratschlag Negrellis, lieber nicht eine Werbereise durch Mitteleuropa zu machen, sondern fuhr nach Paris weiter, da ihn „seine erkrankte Schwiegermutter sehnsüchtig erwarte". Es lag ihm gar nichts daran, sich mit Negrelli und Bruck auseinanderzusetzen, denn er war jetzt fest entschlossen, auf die letzte Karte, den französischen Patriotismus, zu setzen. Dazu brauchte er Österreich nicht, der Widerstand Negrellis gegen die sofortige Gründung der Gesellschaft war ihm gleichgültig; der plötzliche Tod Negrellis am 1. Oktober 1858 erlöste Lesseps auch aus dem Dilemma, irgendwelche Rücksicht auf Österreich nehmen zu müssen. Damit war aber eine der größten Stützen des Suezkanalplanes dahingegangen, und mit ihm, wie vor kurzem ein deutscher Gelehrter mit Recht sagte, „das gute Gewissen, das Lesseps immer von bedenklichen Schritten abhielt". Der Weg war nun frei für die mit Gewalt erzwungene Gründung der Gesellschaft unter französischem Schutz, die Taktik war geändert, aus dem Gegenstand des Weltfriedens wurde ein französisches Kampfobjekt. Vielleicht hat Palmerston selbst daran schuld gehabt, mindestens die gleiche moralische Schuld aber mußte Lesseps auf sich nehmen; alle Staaten Europas mußten nun erkennen, daß er entweder früher gelogen hatte oder jetzt das Blatt nach dem Winde wandte, um seine persönlichen Interessen zu retten.

DER SCHEINSIEG DES FRANZOSEN

Die Compagnie Universelle du Canal Maritime de Suez begann kurzerhand ihre Tätigkeit und kümmerte sich nun nicht mehr um die politischen Konsequenzen. Lesseps spielte Vabanque, sogar sein treuer Freund und Mitarbeiter Saint-Hilaire verließ ihn, weil er die Form dieser Politik der vollendeten Tatsachen für untragbar hielt.

Lesseps konnte nicht wissen, wie dieses Spiel ausgehen würde, aber ein glücklicher Stern hatte ihn wie so oft schon geleitet. Die Ausschreibung der Aktiensubskription erfolgte sofort, die Kompanie sollte ein Aktienkapital von 200 Millionen Franken haben, die in 400000 Aktien zu 500 Franken aufgeteilt wurden. Die Subskriptionslisten wurden in der Zeit vom 5. bis 30. November ausgelegt, teils bei Banken, teils auch in improvisierten Verkaufsräumen. Die Subskription hatte kein schlechtes Ergebnis, der Appell an den französischen Nationalismus verklang nicht ungehört. 207111 Aktien wurden in Frankreich untergebracht, 96517 in der Türkei, davon 64000 vom Vizekönig übernommen, 4046 in Barcelona, wo man sich noch gut an Lesseps erinnerte, und weitere 5000 in verschiedenen Ländern außer England, Österreich, Rußland und USA., wo es nicht gelungen war, die Subskription durchzusetzen. 315000 Aktien waren gezeichnet, 85000 „reservierte“ Lesseps für England, Österreich usw.

Lesseps berichtete von patriotischen Szenen wie der, daß ein alter Soldat ihm gesagt habe: „Diese Engländer! Ich freue mich, mich dadurch an ihnen rächen zu können, daß ich Suezkanal-

aktien kaufe." Eine englische Zeitung spottete, die größere Zahl der Subskribenten setze sich aus Kellnern zusammen, die vom ewigen Zeitunglesen mürbe gemacht worden wären, ferner aus Kleinhändlern, die die Anpreisung auf ihrem Umschlagpapier gelesen haben, und 3000 Gepäckträger hätten sich auch vereinigt. Der Spott war nicht einmal unzutreffend, denn es schrieben sich hauptsächlich Kleinaktionäre ein; Offiziere, Geistliche, Angestellte, Ärzte, Anwälte, Kaufleute und Industrielle bildeten den Hauptteil der Aktionäre.

Die personelle Zusammensetzung der Verwaltung der Kompanie bestimmte nun Lesseps selbst, ohne irgend jemand zu befragen. Der fait accompli war ihm zu einer Manie geworden, auch der Vizekönig mußte jetzt darunter leiden. Als Protektor fungierte Prinz Jérôme Napoléon, zu den Ehrenpräsidenten gehörten Jomard und der Marschall Narvaez, der sich nicht ganz klar war, wie er zu der Ehre kam. Präsident war selbstverständlich Lesseps, Vizepräsidenten der Herzog von Albuféra, der USA.-Bankier Forbes und Revoltella, der Triester Bankier und alte Vertrauensmann Lesseps'. Unter den Mitgliedern des Verwaltungsrates erschienen zunächst einige Verwandte von Lesseps, so sein Bruder Jules, sein Schwager Victor Delamalle, der Gesandte Lagau, dann von den alten Freunden Ruyssenaers, Conrad, Chancel und viele andere. Conrad, Paleocapa, Bourdon, Larousse und andere bildeten den Obersten Rat für die Arbeiten, und im juristischen Beirat tauchte der alte Sénard wieder auf, der seinerzeit die römische Beauftragung von Lesseps befürwortet hatte. In der gesamten Verwaltung dieser universalen Kompanie saßen fast ausschließlich Franzosen.

Bei der Gründung der Gesellschaft berief sich Lesseps auf die vizeköniglichen Konzessionsurkunden, ohne anzugeben, daß die Genehmigung des Sultans noch ausstand. Nach sorgfältiger

Durchsicht der Urkunden wollte er nämlich festgestellt haben, daß er als Konzessionär zunächst zum Bau des Kanals auch ohne das Lizet des Sultans berechtigt sei, daß man also einen Unterschied zwischen dem Bau, den er nun baldigst beginnen wolle, und der Eröffnung einer internationalen Hochstraße machen müsse, für die er eine allgemein politische Regelung seitens der Mächte erwarte. Die ganze Begründung war recht fadenscheinig und konnte auch den Vizekönig keineswegs überzeugen. Gegenüber den Konsuln in Kairo lehnte er jede Verantwortung für den eigenmächtigen Schritt ab. Lesseps hatte sich ja auch vollständig über seine alte Gewohnheit, sich als Beauftragten des Vizekönigs zu bezeichnen, hinweggesetzt. Der Vizekönig fühlte den Endkampf nahen und sah, daß er nicht genug Waffen dafür hatte.

Bevor Lesseps nach Ägypten fahren und die Arbeit beginnen konnte, mußte er seine Schwiegermutter, Mme. Delamalle, begraben, die ihm nach dem Tode seiner Frau immer eine starke Stütze gewesen war, klug genug, die Talente ihres Schwiegersohnes zu erkennen und zu fördern, aber auch verblendet genug, alle seine Tätigkeiten moralisch zu sanktionieren. Immer wieder hat Lesseps sich bei ihr eine Beruhigung seines Gewissens geholt. Sie war 60 Jahre alt geworden und einer längeren Krankheit erlegen. Jetzt überließ sie die bisher treu geübte Fürsorge für die beiden noch lebenden Söhne ihres Schwiegersohnes dem Vater, für den wegen seiner vielen Reisen oftmals der Schwager Delamalle eintreten mußte. La Chénaie gehörte nun Lesseps, der jüngere Sohn Victor war auf der Lycée Henri IV., während Charles-Aimé, 18 Jahre alt, schon seinen ersten Außenposten in Konstantinopel hinter sich hatte und nun in Paris studierte. Charles kümmerte sich sehr um

seinen erst 10 Jahre alten Bruder und versprach, ein tüchtiger Lesseps zu werden. Vor seiner Zeit in Konstantinopel hatte sein Vater ihm aus seiner reichen diplomatisch-gesellschaftlichen Erfahrung mitgeteilt, wie er sich bei Thouvenel verhalten müsse. In diesem Knigge für junge Diplomaten hieß es: „Du mußt eifrig und bestrebt sein und bereit, nicht nur mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit jede Arbeit zu erledigen, die Dir aufgetragen ist, sondern auch darüber hinaus Arbeiten und Dienste mit guter Laune, Liebenswürdigkeit und, ohne jemals Langeweile oder Widersetzlichkeit zu zeigen, zu übernehmen ... Wende äußerste Sorgfalt bei der Übertragung der Telegramme an ... Dein Pferd wird mit im Stall des Botschafters stehen, regle Du selbst mit dem Stallmeister alle 14 Tage oder alle Monate die Futterangelegenheiten und belohne die Dienste anständig, die er Dir leistet ... Halte Ordnung in Deinem Zimmer und achte darauf, daß die Matten sich nicht an den Streichhölzern entzünden, die Du niemals auf den Boden werfen solltest. Rauche nicht im Hause in Anwesenheit von M. oder Mme. Thouvel, auch wenn jemand es Dir anbietet. Wenn Du diese schlechte Gewohnheit hast, die aufzugeben vorzuziehen wäre, so setze sie nur in Deinem Zimmer in die Praxis um, oder in der freien Luft. Vermeide es, in europäischen Häusern in Gegenwart von Damen zu rauchen, auch wenn es andere tun ... Setze die Beziehungen zu allen Familien fort, die uns einen guten Empfang bereitet haben, aber bleibe abends möglichst in der Botschaft; Du weißt, daß das die Gewohnheit aller Herren der Botschaft ist, es wird sich nicht ziemen, daß Du Dich von ihnen in dieser Hinsicht unterscheidest ... Du wirst den Damen jene Rücksicht und Aufmerksamkeit und Ehrfurcht bezeigen, die Dir Deine Erziehung, Dein Alter und ihr Wohlwollen für Dich befehlen ... Du

wirst mir mit allen Marseiller und Triester Kurieren schreiben, wenn es nur ein paar Zeilen sind, aber vor allem: Eifer, Exaktheit und völlige Unterordnung in Deinem Dienst!... Ich rate Dir, viel zu lesen, setze Dich ins Bild über die politischen Ereignisse der letzten Jahre in allen Ländern... Ich rufe Dir meinen alten Ratschlag ins Gedächtnis zurück, niemals beim Frühstück oder Diner auf Dich warten zu lassen, auch nicht bei geschäftlichen oder vergnüglicheren Verabredungen!" Dieser somit gut ausgerüstete Charles-Aimé de Lesseps konnte mit ruhigem Gewissen die Laufbahn seiner Väter beginnen.

Dem Vizekönig wurde von allen Seiten arg zugesetzt, als allgemein verlautete, daß Lesseps mit den Arbeiten beginnen wolle. Noch im Dezember 1858 erklärte er zu Green, „daß nicht ein Stück Erde gegraben würde, bevor nicht die Sanktion des Sultans da sei." Green meinte dazu, daß die letzten Vorgänge „Said Pascha die Augen über den gefährlichen Charakter seines erklärten Freundes geöffnet haben". Als Green von Malmesbury Anweisung bekam, den Vizekönig endgültig vom Kanalplan abzubringen, teilte er nach London mit, daß „die Projektoren ohnehin in der Lage ertrinkender Männer seien; ihre Situation ist so verzweifelt wie nur eine, es ist klug, sich aus ihrer Nähe zu halten. Ich weiß, daß Lesseps dem Vizekönig einen so bösartigen Brief geschrieben hat, daß S. H. sehr verärgert ist." Kurz bevor Lesseps in Kairo eintraf, berichtete Green weiter einen Ausspruch des Vizekönigs, daß England, wenn es nach einem Mann gesucht hätte, der der Sache des Suezkanals schaden sollte, keinen besseren hätte finden können als Lesseps. Und als Lesseps schließlich sich wieder in Kairo ausbreitete, ging der Vizekönig ihm aus dem Wege wo er

konnte. Selbst Lesseps schrieb an den Herzog von Albuféra, daß der Empfang sich auf gegenseitige Höflichkeitsbezeugungen beschränkt habe. Von Umarmungen war keine Rede mehr, Lesseps hatte vorerst vollständig bei „seinem" Fürsten verspielt. Vor allem fühlte sich Said Pascha gekränkt, daß Lesseps nun auch ihn so ganz ausgeschaltet hatte, wo er doch noch am 11. Dezember sehr offen zu Green gesagt hatte, daß er mit dem Suezkanal seine Regierung zu Ehren bringen wollte, seinen Namen mit Ruhm bedecken und dem Türkischen Reiche dienen. Aber nicht umsonst hatte sein Vater Mehemet Ali einmal zu Lesseps gesagt: „Merken Sie sich, junger Mann, wo zwei sind, ist einer zu viel." Lesseps hatte es sich gemerkt.

Übrigens hatte Lesseps auf der Durchreise durch Wien einige Recherchen über die Stimmung in Mitteleuropa angestellt, da Napoleon kurz vor dem italienischen Krieg stand und Nachrichten brauchte. Der weise Metternich hatte gemeint, daß Napoleon möglicherweise Erfolg haben würde, aber daß dieser Erfolg für ihn persönlich genau so fatal sein würde wie die Niederlage. Napoleon hatte das wohl selbst eingesehen, denn als er den Krieg um die Lombardei an der Seite Sardinien-Piemonts einige Zeit mit Erfolg geführt hatte, brach er mitten im Siegen ab, um nicht einen Siegfrieden schließen zu müssen; die Italiener hatten zu große Ambitionen, zu gefährliche.

Die Animosität des Vizekönigs gegen die Compagnie und ihn selbst suchte Lesseps dadurch abzuschwächen, daß er öffentlich erklärte, der Vizekönig wolle zur Zeit nichts vom Suezkanal wissen, er, Lesseps, dürfe ihn einige Wochen nicht besuchen, ja man hindere sogar die Karawanen auf dem Wege zum Isthmus, sich zu verproviantieren, aber im stillen sei der Vizekönig doch zu jeder Hilfe bereit. Das stimmte insofern, als

der Vizekönig die Aufnahme von Arbeiten der Bodenuntersuchung, Bohrungen usw. gestattete, womit schließlich einige zwanzig Mann beschäftigt waren. Jetzt eröffnete Lesseps offiziell die Arbeiten, am 25. April 1859 tat er den ersten Spatenstich bei dem zukünftigen Hafen Port Said, der übrigens nicht nach dem Vizekönig benannt ist; vielmehr gab es dort einen alten Ort Said. An der Feier zur Arbeitseröffnung nahm jedoch kein Vertreter des Vizekönigs teil, die Franzosen waren ziemlich unter sich. Diese ersten Arbeiten galten zweifellos mehr der Zufriedenstellung der Aktieninhaber als der ernsthaften Durchführung.

Jetzt griff England wieder ein, Malmesbury wies Sir Henry Bulwer an, daß „die Pforte positive Befehle geben solle, eine Arbeit abzustoppen, die ein Stück politischen und privaten Schwindels ist." Am 1. Juni forderte auch tatsächlich der Großwesir den Vizekönig auf, alle Arbeiten auf dem Isthmus einstellen zu lassen. Zwar hatte der neue britische Generalkonsul Walne dem Vizekönig eingeflüstert, daß es weniger die Arbeit Lesseps' wäre, den Kanal zu bauen, als „einen Weg zum ägyptischen Staatsschatz zu öffnen", doch ließ Said Pascha die Arbeiten nur sehr formell verbieten und duldete sie im stillen weiter. Die eingeborenen Arbeiter, einige hundert Mann, zog er allerdings zurück. Als nun der britische Generalkonsul gegen die Weiterarbeit der Europäer protestierte, zog sich der Vizekönig auf die Kapitulationsrechte, die ihm niemals nützlicher gewesen sind, zurück und stellte fest, daß es Sache des Konsularkorps sei, die europäischen Arbeiter zurückzurufen.

In diesem Augenblick erhielt England eine mehr oder weniger erwartete Hilfe, von Österreich nämlich, dessen diplomatische Vertreter – in Anbetracht des Krieges in Italien – angewiesen waren, gegen den Kanal mit allen Mitteln zu opponie-

ren. Schließlich warf man Lesseps sogar Spionage und Anwerbung von Truppen vor. Als die Arbeiten immer weiter gingen, kam aus Konstantinopel auf Veranlassung Bulwers ein Bote mit der Erklärung der Pforte, daß alle Arbeiten auf dem Isthmus illegal wären. Jetzt mußte der Vizekönig das Konsularkorps auffordern, die Europäer zurückzuziehen, da der Sultan sogar mit Absetzung drohte. Die Konsuln setzten als Datum für die völlige Räumung des Isthmus den 1. November fest, und der österreichische Generalkonsul berichtete am 5. Oktober nach Hause, daß „die Suezkanalfrage nunmehr in eine Phase eingetreten sei, die einem Begräbnis gliche". England sah aber voraus, daß Lesseps vielleicht eine Entschädigung verlangen werde, daß dann der Vizekönig wegen Geldmangels möglicherweise die Eisenbahn übergeben müsse. Walne sollte sofort gegen solche Möglichkeiten intervenieren, aber er berichtete nach Hause, daß der Vizekönig „neuerlich von so einer Art schweifwedelnder Parasiten bearbeitet worden sei, die ihn keinen Tag in Ruhe lassen, um von seinen schwachen Momenten zu profitieren." Diese schöne Wendung war die Umschreibung für die Tatsache, daß der Vizekönig langsam wieder zur Sache zu stehen begann und Lesseps nicht mehr so argwöhnisch behandelte.

Nun war der Augenblick gekommen, den Suezkanalplan völlig französisch zu nationalisieren und den Kaiser zum Eingreifen zu veranlassen. Schon nach dem ersten Befehl des Sultans hatte Lesseps Ende Juli die Reise nach Paris angetreten und dem Kaiser am 6. August eine Note übergeben, in der er den Kaiser um seine sofortige offizielle Unterstützung bat. Er könne die Opposition Englands nicht mehr allein bekämpfen, denn wenn er diesen Kampf verlöre, müßte die Compagnie liquidieren, und das hieße viele tausend kleine französische

Sparer ruinieren. Das war die zugkräftigste Methode der Erpressung, die Lesseps jemals geübt hat. Am 14. September kündigte er eine Petition bei Eugénie an, und am 15. September beschwerte er sich von La Chénaie aus bei Walewski über Sabatier, der unter dem Einfluß seiner Kollegen in das Lager der Gegner übergewechselt war. Sabatier habe immer wieder dem Vizekönig versichert, daß der Kaiser nicht daran denke, der englischen Opposition entgegenzuarbeiten.

Der Kaiser selbst hatte seine endgültige Zustimmung zu der Note vom 6. August auf die Zeit nach dem endgültigen Friedensschluß mit Österreich vertagt. Anfang Oktober ließ Lesseps der Kaiserin mitteilen, daß die Intervention des Kaisers zu einer Existenzfrage der Gesellschaft geworden sei, und daß er auf der letzten Sitzung des Verwaltungsrates Eugénie ihren Schutzengel genannt habe, die „für die Vereinigung der beiden Meere das sei, was Isabella die Katholische für die Entdeckung Amerikas war." Er habe die erste Generalversammlung der Aktionäre auf den 15. November, den Tag der heiligen Eugénie, festgelegt.

Jetzt kamen die ersten Nachrichten von der unwiderruflich beschlossenen Räumung des Isthmus nach Paris zu Lesseps, der daraufhin am 24. Oktober die entscheidende Audienz bei Napoleon hatte: „Der Kaiser wandte sich direkt an mich und sagte: ‚Wie ist es möglich, Monsieur de Lesseps, daß so viele Leute gegen das Werk sind?' – ‚Sire', erwiderte ich, ‚weil viele Leute glauben, daß Eure Majestät nicht unser Werk unterstützen wollen.' Der Kaiser rollte die Spitzen seines langen Bartes um die Finger, wie er es zu tun pflegt, wenn er über etwas nachdenkt, und fügte nach einigen Sekunden Stillschweigen hinzu: ‚Sie können auf meine Unterstützung und auf meinen Schutz rechnen.'"

Das Eis war gebrochen. Lesseps wußte nun die Hilfe des Kaisers im Kampf gegen England hinter sich. Sabatier wurde sofort abberufen. Thouvenel erhielt Anweisung, sich des Suezkanals anzunehmen und die Genehmigung des Sultans zu fordern, und zwar ohne sich in einen gefährlichen Kampf mit Bulwer einzulassen. Der neue Frieden mit Österreich ließ auch Napoleon besorgt sein, mit Wien die alte Basis der Freundschaft wiederherzustellen. Er machte zwar den etwas phantastischen Vorschlag, Österreich solle Ägypten besetzen, damit das Sorgenkind der französisch-englischen Auseinandersetzung neutralisiert sei, im übrigen aber erreichte er, daß Prokesch in Konstantinopel nunmehr wieder die Anweisung erhielt, Frankreich bei seinem Kampf für den Suezkanal energisch zu unterstützen, was Prokesch, dem die plötzliche Gegnerschaft sehr unangenehm gewesen war, mit Freuden besorgte. Walewskis Hoffnung aber, durch die Amtlichkeit der Vorgehens jetzt auch eine Sinnesänderung in England zu erzielen, erlitt Schiffbruch. Seit Juni 1859 regierte Palmerston wieder, ihm war auch schon die neue Verschärfung der Lage zu verdanken gewesen. Er ließ durch seinen Außenminister Lord Russell in Paris mitteilen, daß die britischen Einwände unerschüttert blieben und „die Opposition H. M.'s Regierung nicht erlahmen würde".

Bei dieser Wendung der Dinge mußte die Entscheidung in Konstantinopel fallen. Hier zentrierten sich jetzt alle Bemühungen der beiden Parteien. Auch Lesseps fuhr sofort hin und berichtete dem Herzog von Albuféra am 23. November, daß die Verhandlungen Thouvenels gut vorankamen. „Den Türken habe ich noch keinen Besuch abgestattet, was sie sehr beunruhigt. Sir Henry Bulwer lag am Tage meiner Ankunft mit Fieber im Bett. Mein Kommen wirkte auf ihn wie eine

starke Dosis Chinin, denn er ist schon am nächsten Morgen ins Feld gezogen." Zwar taten Rußland und Österreich nur wegen ihrer europäischen Politik mit, während Frankreich sich darauf beschränkte, den von Lesseps gegebenen Anhaltspunkt zu benutzen und ausschließlich die Geldinteressen der französischen Kapitalisten zu vertreten, (deswegen auch von Prokesch auf den eigentlich doch universalen Charakter der Compagnie aufmerksam gemacht wurde), aber im großen und ganzen stand die Front der drei Großmächte gegen England in Konstantinopel fest. Angeschlossen waren Spanien und Sardinien-Piemont. Der Aufbau der Front war ausgezeichnet, die Begründung, daß es sich jetzt gar nicht um Politik, sondern um die Rettung von Kapitalien handele, sehr zugkräftig. Diesen Erfolg seiner voreiligen Gesellschaftsgründung hatte Lesseps nicht vorausahnen können.

Auf der anderen Seite stand nur England, vertreten durch Bulwer, der die ganze Last zu tragen hatte. Er bekam ständig aus London Anweisungen, die er weiterzugeben hatte, und umgekehrt hörte er durch seine Vertrauensleute alles, was in dem Ministerrat der ängstlich gewordenen Türken vor sich ging. So konnte er immer wieder Minen legen, zwar nun nicht mehr die Ablehnung erreichen, aber doch die Genehmigung zunächst noch verhindern. Lesseps erzählte: „Meine persönlichen Beziehungen zu Lord Bulwer sind immer die gleichen und haben von beiden Seiten eine sehr herzliche Art. Wir verbergen uns nicht unseren politischen Antagonismus, und er verhehlt mir nicht, daß er stets danach strebt, am Abend zu zerstören, was Monsieur Thouvenel am Morgen vollbracht hat. Zu seinem Unglück steht er immer sehr spät auf."

Zwischen den beiden Feuern die Türken, die nicht mehr wußten, was sie machen sollten, die Festlandmächte nicht vor den

Kopf stoßen wollten, aber doch von England sehr viel mehr hatten, denn von Österreich und Rußland waren doch nur Raubkriege zu erwarten. Die blasse Furcht kam die Pforte an, wenn sie an die Konsequenzen ihrer Entscheidung dachte, die doch so oder so fallen mußte. Die Hoffnung, daß in der Regierung Palmerstons eine nennenswerte Opposition da sei, machte Botschafter Musurus zuschanden. Schließlich einigte man sich auf den Ausweg, eine Umfrage nach Paris und London zu richten. Sie wurde am 4. Januar 1860 abgeschickt und behandelte drei Punkte: Prüfung, ob der Plan für das Türkische Reich schädlich sein könne; Garantie für den status quo in Ägypten; Garantien, daß die Mächte nicht über der Suezkanalfrage in Konflikt geraten. England lehnte natürlich diese Garantien ab und berief sich auf die alten Einwände der technischen Unmöglichkeit und der Gefahren von Befestigungsanlagen. Bulwer hatte nicht so unrecht, wenn er sagte: „Hier in irgendeinem Punkt wegen des Kanals geschlagen zu werden, heißt, in einer Frage des Einflusses geschlagen zu werden, was sich quer durch den ganzen Orient auswirken würde." Aber die Türkei war wirklich in einer peinlichen Lage, die Lesseps in den lateinischen Vers zusammenfaßte „Consternebantur Constantinopolitani", der Thouvenel zu der Bemerkung veranlaßte, die Türken würden Lesseps bald bitten, einen Abzugskanal für ihre Tränen zu bauen.

Bulwers raffinierter Versuch, diese Gelegenheit zu benutzen und aus dem Vizekönigtum Ägypten wieder ein türkisches Gouvernement zu machen, weil ein türkischer Gouverneur selbstverständlich nicht das Recht hatte, Konzessionen zu vergeben, war durch die Verhandlungen und das entschiedene Auftreten Thouvenels in Konstantinopel gescheitert. Während die englische Presse tobte und die alten Einwände immer wie-

der aufwärmte, blieb es in der großen Politik nun eine Zeitlang still. Die Arbeit auf dem Isthmus wurde in aller Ruhe wieder aufgenommen und trotz des Beschlusses des Konsularkorps vom 4. Oktober 1859 energischer fortgesetzt.

Lesseps fuhr zum Frühjahr 1860 wieder nach Paris, brachte die Compagnie verwaltungsmäßig wieder ganz in Ordnung, nachdem bei der Krise im Herbst von vielen die Liquidation gefordert worden war, und berief die Generalversammlung nun auf den 15. Mai. Mit berechtigtem Stolz konnte Lesseps, dessen Zähigkeit sich wieder einmal glänzend bewährt hatte, den Aktionären mitteilen, daß alle Angriffe zunächst abgeschlagen wären und man mit Ruhe an die Arbeit gehen könnte. Etwas anderes ereignete sich allerdings auf dieser Generalversammlung, was die Wogen der Empörung in England wieder hochgehen ließ: die noch nicht subskribierten Aktien wurden vom Vizekönig mit übernommen, der damit seinen Aktienanteil von 64000 um 113642 auf 177642 erhöhte. Darin waren die 85000 Aktien enthalten, die ursprünglich „reserviert" worden waren, und weiter alle subskribierten Aktien, auf die nichts eingezahlt worden war. Der Vizekönig mußte zunächst auf diese neuen Aktien je 100 Franken einzahlen, wobei ihm seine früheren zum Teil großen Vorschüsse von insgesamt 2,5 Millionen Franken, die ausnahmslos durch die Hände von Lesseps gegangen und zum Teil in ihnen geblieben waren, kurzerhand abgezogen wurden. Said Pascha konnte nicht wissen, daß mit dieser Übernahme der Grundstein für die Besetzung Ägyptens durch England gelegt worden war.
Gerade England zeigte sich besonders entrüstet. Es ist ja auch erstaunlich, daß der britische Generalkonsul noch kurz vorher berichtete, der Vizekönig habe sich über den Plan, ihm die Ak-

tien zuzuschieben, beklagt und die Annahme abgelehnt. Auch der österreichische Generalkonsul meldete nach Hause, daß der Vizekönig sehr verstimmt sei, weil Lesseps die Überschreibung ohne Autorisation vorgenommen habe. Diese Meldung dürfte aber nicht ganz richtig sein, denn kurz darauf betonte der Vizekönig Walne gegenüber: „Dieser Plan ist die große Tat meines Lebens, die mich der Nachwelt als würdigen Sohn meines Vaters erscheinen lassen wird." Aber auch Österreich stellte fest, daß die Übernahme der Aktien den Vizekönig mit „Herz und Seele" an Frankreich ausliefern würde. Die Pforte ließ ihr Mißfallen mitteilen, doch der Vizekönig kehrte sich nicht daran, sondern lebte der Hoffnung auf zukünftigen Ruhm, die Lesseps immer wieder zu nähren verstand. Es wurde immer deutlicher, daß sich Said Pascha praktisch in der Gewalt Lesseps' befand, der ihn ständig als Aushängeschild verwendete oder seine Gutmütigkeit ausnützte. Lord Russell hatte Lesseps den „wahren Pascha von Ägypten" genannt, er war nicht weit von der Wahrheit entfernt, denn der Vizekönig unterwarf sich trotz aller gelegentlichen Verstimmungen immer wieder dem Einfluß des Franzosen. Daß dieser neue Pascha den Engländern keinesfalls gefiel, war nur zu erklärlich.

Said Pascha befand sich trotz aller Hoffnung in peinlicher Lage. Schließlich bestanden immer noch die Befehle der Pforte, den Isthmus zu räumen, und die Unterstützung Frankreichs war nicht groß genug, um einen offenen Ungehorsam gegen den Sultan ratsam erscheinen zu lassen. Überdies begann England jetzt den neuen Angriff gegen Lesseps und den Suezkanal, indem es die sofortige Aufhebung der Zwangsarbeit am Suezkanal forderte. Lesseps konnte auf Grund der Konzessionsurkunde so viele eingeborene Arbeiter verlangen, als seine

Ingenieure anforderten. Nun nahm Said Pascha diese Arbeiter doch vorsichtshalber langsam zurück, damit dem neuen englischen Angriff der Boden entzogen würde. Hieraus sollte sich aber doch der nächste größere Konflikt entwickeln. Lesseps verteidigte sich zunächst gegen England nur dadurch, daß er, die Tatsache nicht bestreitend, den Engländern vorwarf, warum sie sich dann nicht auch um die Sklaverei in USA. und Rußland kümmerten.

Trotz allem kamen die technischen Arbeiten, die Lesseps seinen Ingenieuren Voisin Bey, Laroche und Larousse überließ und die vorwiegend auf den Plänen Negrellis fußten, nun tüchtig voran. Die Zeit der Scheinarbeiten zur Befriedigung der Aktionäre war vorüber. Lesseps selbst hielt sich den größeren Teil dieser Jahre in Ägypten auf, pendelte zwischen Kairo, Alexandrien und dem Isthmus in häufigen Reisen hin und her und fuhr nur nach Paris, wenn es unumgänglich nötig war. Sein Verhältnis zum Vizekönig war wieder wesentlich gebessert, wenn auch die Formen der gegenseitig bezeigten Freundschaft merklich an Herzlichkeit nachgelassen hatten. Die beiden hatten sich jedoch wieder so weit angenähert, daß der Vizekönig seinen Sohn Tussum für längere Zeit auf das Gut La Chénaie schickte, damit er sich in den französischen Lebensstil eingewöhne. Lesseps ließ dort für den jungen Prinzen aufmerksam sorgen und übernahm selbst während eines in La Chénaie verbrachten Sommers eingedenk seiner Traditionen den Reitunterricht des jungen Prinzen. Über dreißig Jahre war es nun her, daß der französische Vizekonsul in Kairo den Prinzen Said betreute und ihn in die Künste des Reitens einführte; jetzt war Lesseps 55 Jahre alt und ließ es sich doch nicht nehmen, sein Ehrenamt als Reitlehrer des vizeköniglichen Hauses fortzuführen.

Die Jahre 1861 und 1862 verliefen recht ereignislos, am Kanal wurde fleißig gebaut, am 27. April 1862 der Grundstein zur Stadt Timsah gelegt, die später den Namen Ismailia bekam, und am 18. November 1862 war der erste große Bauabschnitt beendet, obgleich die Firma Hardon, Generalunternehmerin für den Bau, wegen der Beschränkungen durch den Vizekönig nicht mit voller Kraft arbeiten lassen konnte. Nun war der Bau so weit fortgeschritten, daß in einer glänzend aufgezogenen Feier die Wasserverbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Timsah-See hergestellt werden konnte. Der Timsah-See liegt etwa auf der Hälfte der Strecke. Die Gäste, die zu der Feier geladen waren, kamen mit Sonderzug, den Lesseps bereitgestellt hatte, von Kairo nach Zagazig, von dort auf Kähnen den eben fertiggebauten Süßwasserkanal entlang, der bald darauf auch bis Suez vollendet war. Der Süßwasserkanal war die Vorbedingung für alle Arbeiten gewesen, denn der Isthmus ist ohne jede Süßwasserquelle. In Timsah wurde die Reisegesellschaft von einer Musikkapelle begrüßt, die neben der französischen auch sinnigerweise die englische Hymne spielte, ein Affront im Deckmantel der Höflichkeit, eine Ironie auf der Basis des Dennoch! An der Verbindungsstelle stand ein geschmückter Pavillon für den Vizekönig, ein Triumphbogen, Fahnenmasten – alles dicht behangen mit Bändern in allen Farben. Nur ein schmaler Damm trennte das Wasser des Mittelmeeres vom Timsah-See. Der Vizekönig ließ sich allerdings durch Ismail Bey vertreten. Lesseps gebot Schweigen und sprach dann die feierlichen Worte: „Im Namen S. H. Mohammed Said, ich befehle, daß die Wasser des Mittelmeeres in den Timsah-See einströmen, dank der Gnade Gottes.“ Großer Jubel erhob sich, als nun nach den salbungsvollen Worten des Präsidenten, der sich in diesem Augenblick wie Gottvater selbst vorkommen

mochte, das Wasser diesem Befehl gehorchte, indem der Damm eingerissen wurde. Die Kaiserin sandte ihre besonders herzlichen Glückwünsche, der Kaiser schickte ihm das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion. Es war ein Höhepunkt im Leben des ehemaligen Botschafters und jetzigen Aktiengesellschaftspräsidenten Lesseps, der sich allerdings zur Zeit auf einem Boden bewegte, der recht hohl war und jederzeit einstürzen konnte. Er tanzte auf dem grollenden Vulkan, dessen englische Götter derzeit ausruhten und nur wenige Dampfwolken in Form von giftigen Presseartikeln aussandten, die aber bald wieder feurige Lava hervorbringen würden. Das Kommandeurkreuz schien wohl selbst Lesseps verfrüht, der seinem Sohn schrieb, jener wisse ja, wie wenig ihn solche persönlichen Sachen berührten. Zur gleichen Zeit hatte Sir Henry Bulwer eine Erholungsreise nach Ägypten angetreten, die ausschließlich einer genauen Inspektion der Arbeiten am Kanal galt. Zwar sagte er nach der Besichtigung, er würde „nicht nur ein diplomatisches, sondern ein freimaurerisches Schweigen" bewahren, aber es war klar, daß die Arbeiten erheblichen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Er erklärte offen, daß man unterschätze, was getan worden sei, und überschätze, was an Schwierigkeiten geblieben wäre. „An der Spitze des Unternehmens steht ein sehr aktiver und intelligenter Mann, ständig guter Laune und unermüdlich." Die endgültige Durchführung des Kanals sah er nun als unausbleiblich an, er wehrte sich nur weiter dagegen, daß der Kanal unter französischem Einfluß stehe. Port Said, Timsah und Suez würden französische Städte, und es erscheine nicht ausgeschlossen, daß die französische Niederlassung auf dem Isthmus schließlich in französische Oberhoheit übergehen würde. Die Furcht war nicht ganz unberechtigt, denn alle beteiligten Baufirmen waren französisch, alles Material kam aus Frankreich, alle An-

gestellten waren Franzosen – die universale Gesellschaft existierte nicht mehr, nur noch die französische Compagnie. Bulwer versuchte in Kairo, den Vizekönig umzustimmen, er berichtete sogar, daß der Vizekönig ihm versprochen habe, die Hände von dem Plan zu lassen, aber Said Pascha hatte sicher höchstens ein Versprechen gegeben, um Sir Henry loszuwerden. Von Konstantinopel kam nach der Rückkehr Bulwers dorthin prompt ein neues Verbot des Sultans, die Arbeiten weiterzuführen. Said schickte eine orientalisch höfliche Ablehnung zurück. Er hatte noch 1862 eine Reise nach England gemacht, wie man sagte, um sich umzusehen, ob er nicht den Suezkanal als eigenes Unternehmen ohne Lesseps zu Ende führen könnte, eine Version, die kaum aufrechterhalten werden kann. Sein Vertrauen zu Lesseps war völlig wiederhergestellt. Nach dieser Reise zeigte er Lesseps einmal zwei Stöcke, der eine ein Geschenk Lesseps', der andere das eines englischen Admirals, und sagte dazu, es wäre ihm unangenehm, daß Lesseps manchmal in Gegenwart von Leuten über den Kanal spräche, die nichts davon zu hören brauchten. In Zukunft würde er den englischen Stock zeigen, wenn Lesseps nicht darüber sprechen dürfe, und den von Lesseps, wenn es erlaubt sei.

Dieser gutmütige Förderer der ehrgeizigen Pläne Lesseps', der immer großzügige Freund, der mehr verzieh als gut war, starb nach kurzer Krankheit unerwartet am 18. Januar 1863. Lesseps kam nicht mehr zur Zeit an das Sterbebett des Vizekönigs, obgleich er sofort nach der ersten Meldung von der ernsthaften Erkrankung aus Timsah aufgebrochen war. „Ich bin verzweifelt, nicht wegen meines Unternehmens, auf dessen glückliches Gelingen ich doch trotz aller Schwierigkeiten fest vertraue, sondern weil ich von einem treuen Freunde, der mir 25 Jahre hindurch so viele Beweise von Zuneigung und Ver-

trauen gegeben hat, für ewig getrennt bin." Lesseps berichtete, daß der Vizekönig noch in seiner letzten Stunde Lesseps' Stock neben sich liegen hatte, dessen er sich in den ersten Tagen seiner Krankheit noch bedienen konnte. Negrelli war 1858 gestorben, Reschid Pascha 1858, Bruck 1860, Said Pascha 1863, im gleichen Jahrzehnt war seine Familie durch den Tod dezimiert worden, die Schwiegermutter tot – Lesseps überlebte alle, er stand zäh zu seinem Werk, rings um ihn sanken Freunde und Feinde ins Grab. Die Treue hielt er keinem – war der Vizekönig ihm treu, so schien ihm das noch kein Anlaß, selbst auch dem Vizekönig immer und überall die Treue zu halten. Er forderte die Treue, aber er gab sie nicht, denn er hielt nichts anderem die Treue als seinem Plan und damit sich selbst und seinem Ehrgeiz. Mochten sie um ihn fallen, er trauerte, aber er vergaß.

Als Nachfolger Saids kam Ismail, ein Sohn des Feldherrn Ibrahim Paschas und Enkel Mehemet Alis, auf den Thron Ägyptens. Bulwer nannte ihn stolz, argwöhnisch, intelligent und bis zu einem gewissen Grade furchtsam. Said war tot, der alle Schliche der Engländer kannte, jetzt wollte sich Bulwer an dem neuen Vizekönig versuchen und die Frage des Suezkanals endgültig im englischen Sinne lösen, zumal Ismail bei seinem Antrittsbesuch in Konstantinopel zu Bulwer sagte, die Kanalgesellschaft sei ein Unglück für Ägypten, aber man wünsche oft, ein Übel zu bannen und könne es nicht. Bulwer schloß daraus, daß Ismail Gegner des Kanals sei, und hoffte wieder für die englische Sache. Ismail hatte auch gleich bei Amtsantritt vor dem Konsularkorps erklärt, er werde die Zwangsarbeit auf dem Isthmus verbieten und alle ägyptischen Arbeiter zurückziehen, die im Rahmen des Konzessionsvertrages dort arbeiten mußten.

Bulwer irrte. Ismail sah in dem Kanalbau ebenso einen Weg zum Ruhme Ägyptens und des vizekönigliches Hauses, wie Said ihn gesehen hatte. Auch er war ehrgeizig, aber er war klüger. Er versuchte, und lange Zeit mit Erfolg, ein doppeltes Spiel zu spielen. Er sagte zum französischen Generalkonsul in Kairo, er sei mehr „Kanalist" als Lesseps selbst, aber die Basis sei noch ungewiß und schwach. Er wolle sie kräftigen und dann die Arbeiten zu Ende bringen lassen. Und zum französischen Botschafter in Konstantinopel sprach er offen aus, er werde alle seine Bemühungen konzentrieren, um die Durchführung des Kanalbaues zu verwirklichen. Ismail fühlte sich in diesem Doppelspiel eine ganze Weile sicher, es schien die bequemste Methode, sich den englisch-französischen Streit vom Halse zu halten. Als er nach Kairo zurückkam, empfing er Lesseps, um mit ihm eine Reihe notwendiger Abmachungen zu beraten, und sagte ihm: „Wenn Sie gleichzeitig Vizekönig von Ägypten und Präsident Ihrer Gesellschaft gewesen wären, hätten Sie nicht mehr für die Suezfrage tun können als ich." In diesem Sinne unterzeichnete Ismail zwei Verträge mit der Gesellschaft. Der erste regelte die finanzielle Stellung der ägyptischen Regierung in der Gesellschaft, denn die Aktien waren Regierungsbesitz. Jetzt wurde verabredet, daß Ismail die noch einzuzahlenden 80 Prozent des Aktienkaufbetrages ohne Aufnahme einer Anleihe in monatlichen Raten von 1,5 Millionen Franken abtragen und über den letzten Rest entsprechend der Lage des Staatsschatzes dann weitere Vereinbarungen treffen werde. Der zweite Vertrag sah vor, daß Ägypten den Bau des Reststückes des Süßwasserkanals vom Nil nach Timsah übernehmen werde.

Englands Diplomaten gingen in die Luft. Der von Bulwer als Kanalgegner angesehene Ismail schloß Verträge mit einer Gesellschaft, die es eigentlich gar nicht in Ägypten gab, denn der

Sultan hatte ja die Konzession noch nicht genehmigt. „Er geht Verpflichtungen ein, deren Folgen er nicht erkennt“, meinte Lord Russell. Der ganze Ärger Londons und Bulwers entlud sich auf Colquhoun, den britischen Generalkonsul in Kairo. Palmerston sagte bissig: „Als Colquhoun nach Ägypten zurückkehrte, sprach er von Lesseps als einem anständigen und ehrenwerten Mann. Nun, da Lesseps, um in klaren Worten zu sprechen, ein Schurke und Schwindler ist, scheint diese von Colquhoun ausgedrückte Meinung zu bedeuten, daß Lesseps ihn sehr genau kennt und seinen Verstand gefesselt hat.“ Unterdessen hatte Bulwer in Konstantinopel um so größeren Erfolg. Die Pforte schickte Anfang April 1863 zwei Noten ab, eine an den Vizekönig, in der gegen die Zwangsarbeit und gegen die Übereignung eines so großen Konzessionsterritoriums protestiert wurde, die andere an die Regierungen in Paris und London, in der festgestellt wurde, daß die Zustimmung der Pforte von einem Abkommen über die Neutralität des Kanals, die Einstellung der Zwangsarbeit und die Enteignung des größeren Teiles der Konzessionsländereien abhängig wäre. Die Noten waren sehr scharf gehalten. Gleichzeitig steckte der britische Generalkonsul dem Vizekönig, daß England mit allen Mitteln die Rechte der Pforte durchsetzen würde. Ismail schickte also notgedrungen seinen Außenminister Nubar Pascha zu Unterhandlungen nach Konstantinopel, der als Gegner des Kanals bekannt war. Was er aushandelte, wurde durch eine Note des Großwesirs vom 1. Juli 1863 bekannt: die Gesellschaft sollte alle Ländereien zurückgeben, die Dimensionen des Kanals sollten revidiert, d. h. verringert werden, und die Zahl der Arbeiter auf 6000 beschränkt werden. Wenn die Gesellschaft diese Bedingungen nicht innerhalb sechs Monaten durchführen würde, würde die Arbeit mit Waffengewalt unterbrochen werden. Als

Begründung für die Arbeitereinschränkung wurde angegeben, daß die Zwangsarbeit 60000 Mann der ägyptischen Wirtschaft entziehe, und zwar 20000 Beschäftigte auf dem Isthmus, 20000 auf dem Hinweg und 20000 auf dem Heimweg. Es war nicht unrichtig, daß die schnell aufblühende Baumwollwirtschaft des Landes wesentlich unter dem Abzug dieser Arbeitermengen litt. Allerdings zahlte die Gesellschaft auch nicht schlechter als die Baumwollmagnaten und ließ ihren Arbeitern einen sehr sorgfältigen hygienischen Schutz angedeihen.
Lesseps lehnte diese Forderungen glattweg und summarisch ab. Der Vizekönig, der der Gesellschaft ja nicht übel wollte und auch keine Lust hatte, sich einem übermäßigen Druck aus Paris auszusetzen, führte die Anordnung nicht durch. Außerdem wußte er, daß der Großwesir gar nicht gegen die Zwangsarbeit war, sondern daß diese Bedingung ausschließlich aus England kam. Gedrängt von Englands Vertretern, entschloß sich Ismail schließlich, Nubar Pascha nach Paris zu schicken, damit er dort mit dem Verwaltungsrat der Gesellschaft verhandle. Lesseps, der gerade nach Ägypten gekommen war, befahl seinen Direktoren sofort, mit Nubar unter keinen Umständen zu verhandeln. Überdies benahm sich Nubar in Paris sehr unvorsichtig, veröffentlichte irreführende Artikel über die Gesellschaft und wurde von ihr wegen Schädigung des Ansehens verklagt und auch tatsächlich verurteilt. Am 26. Januar 1864 wurde dieses bemerkenswerte Urteil eines Pariser Gerichtshofes gegen den Außenminister eines fremden Staates gefällt.
Ismail war nicht ganz wohl in dieser Lage. Er klagte dem französischen Generalkonsul sein Leid, daß er die Vollendung des Kanals ja gestatten würde, wenn Frankreich ihn mehr unterstützte, er wäre das Opfer eines englischen Komplottes. Da er sowohl wie Lesseps größtes Interesse an einer schnellen Rege-

lung der Frage hatte – es drohte ja schließlich die Beendigung der Arbeiten durch Waffengewalt –, wurde im Januar 1864 Kaiser Napoleon als Schiedsrichter angerufen. Der Kaiser sagte zu; die durchführende Schlichtungskommission stand unter dem Vorsitz des alten Kanalfreundes Thouvenel und beschloß einen Kompromiß am 15. April 1864, worüber der Kaiser zu entscheiden habe. Am 6. Juli 1864 fällte der Kaiser den Schiedsspruch: da die Stellung der Zwangsarbeiter eine Verpflichtung Ägyptens aus dem Konzessionsvertrag wäre, hätte Ägypten für das Aufhören dieser Pflicht der Gesellschaft 38 Millionen Franken zu zahlen; der Rest des Süßwasserkanals (von Timsah nach Suez) sollte in den Besitz der Regierung übergehen, aber die Gesellschaft sollte das Recht haben, alle Süßwasserkanäle bis zur Fertigstellung des Hauptkanals als Transportwege zu benutzen; die Gesellschaft sollte 60 000 Hektar Ländereien der Regierung zurückgeben und nur etwa 10 000 als eigentliches Kanalgelände behalten, als Entschädigung dafür 46 Millionen Franken bekommen.

Bulwer bemängelte an dem Schiedsspruch vor allem, daß der Gesellschaft überhaupt Land verbleiben sollte, da sich dadurch für Frankreich die Gelegenheit bieten würde, französische „Festungen“ anzulegen und die Kanalzone zu französischem Gebiet zu erklären. Englands Gegnerschaft wurde aber merkbar schwächer, die Argumente, so oft hin und her gewendet, verdreht und neu aufgewärmt, hatten nicht mehr die alte Zugkraft. Dagegen wurde die Gesellschaft immer aktiver in ihrem Verlangen, nach dem Schiedsspruch des Kaisers nunmehr die Genehmigung des Sultans zu erhalten. Im Februar 1865 mußte die Gesellschaft noch einmal den Kaiser bitten, einzugreifen und die Pforte zur Herausgabe ihres Fermans zu zwingen. Aber in Konstantinopel antwortete man auf Anraten des

britischen Geschäftsträgers, der Ferman könnte erst ausgestellt werden, wenn Lesseps und Ismail auf der Basis des Schiedsspruchs ihre Abkommen geschlossen hätten. Auch erschien Bulwer noch einmal auf Erholungsurlaub in Ägypten, um einen neuen Grund für weitere Einsprüche zu entdecken. Er war zwar befriedigt, daß wegen der ungewissen Lage die Arbeiten auf dem Isthmus in Unordnung gekommen waren, konnte sich aber nicht der Tatsache verschließen, daß der Kanal erfolgreich zu Ende gebaut werden würde.
Unterdessen war eine Kommission am Werk, den neuen territorialen Besitzstand der Gesellschaft festzulegen, im übrigen aus dem Schiedsspruch ein Abkommen zu machen. Als diese im Januar und Februar 1866 unterzeichnet worden waren, gab es für die Pforte keinen Grund mehr, ihre Genehmigung zu verweigern. Der Ferman des Sultans vom 19. März 1866 – Datum des Sieges für Lesseps – bestätigte die verschiedenen Konzessionsverträge und sonstigen Abmachungen Ägyptens mit der Suezkanalgesellschaft. In der Präambel des Fermans stand geschrieben, daß der Bau des Suezkanals eines der wünschenswertesten Ereignisse des Jahrhunderts wäre.

Die Ereignisse der Jahre 1863 und 1864 bis zum Schiedsspruch des Kaisers waren die schwerste Nervenprobe für die Fähigkeit Lesseps' gewesen, die er je in den zwölf Jahren des Kampfes gegen England durchzumachen hatte. Jetzt hatte der Kampf, wie Lesseps und die ganze Welt meinte, sein Ende gefunden, Lesseps hatte den Widerstand des Britischen Weltreiches besiegt, er triumphierte. Wer konnte wissen, daß sein Triumph der Grundstein letztlich doch für den Sieg Englands war, wenn dieser Sieg auch schließlich mit ganz anderen Mitteln erfochten wurde als mit den diplomatischen Mitteln des

hartnäckigen Einspruchs? Jetzt schien Lesseps der Hartnäckigere gewesen zu sein, er hatte seinen Plan durchgesetzt. Jedoch – England hatte bisher nur eine Möglichkeit gehabt: es wollte den Kanal verhindern, um jede andere Macht aus der Politik seiner Reichsstraßen auszuschalten – diesen Grund konnte England nicht für seine Einwendungen angeben, es konnte nur allgemein Einspruch erheben, die Integrität des Türkischen Reiches vorschützen, dem Sultan Angst machen. Englands Politik blieb zwölf Jahre lang auf dieser Linie, weil es keine andere Möglichkeit gab. Sie wurde hartnäckig durchgefochten, bis zur unvermeidlichen Niederlage. Vielleicht wäre es noch anders gekommen – mindestens aber wäre der Kampf weiter herausgezögert worden und hätte Lesseps auf diese Weise ein Ende bereitet, weil Lesseps nun auch seine Möglichkeiten erschöpft hatte –, wenn Stratford länger als zweiter Sultan in Konstantinopel geblieben wäre und wenn Palmerston, der schärfste Gegner des Planes und seines Inaugurators, nicht 1865 gestorben wäre und mit ihm für das erste die Weitsichtigkeit der englischen Premiers.

Lesseps hatte auf seiner Seite viel mehr Möglichkeiten gehabt und sie auch wendig benutzt, wendig bis zur Charakterlosigkeit. Zuerst war der Suezkanalplan ein Werk der Zivilisation und Menschlichkeit, dann wurde er ein Werk des Vizekönigs Said, dann ein selbständiges und universal gedachtes Wirtschaftsunternehmen und zum Schluß eine patriotische Tat Frankreichs. Alle diese Wandlungen aber überstand der eine bindende Gedanke Lesseps', der Gedanke an seinen persönlichen Ruhm und seinen persönlichen wirtschaftlichen Erfolg – ein Gründer ins Blaue hinein, ohne wirkliche Schöpfungskraft, aber von einem untrüglichen Instinkt, neben allem Geltungsbedürfnis von einer fanatischen Arbeitswut und wahrem

Organisationstalent. Zwölf Jahre lang reiste Lesseps zwischen Paris, London, Konstantinopel und Kairo in buntem Wechsel hin und her, erschien immer im rechten Augenblick dort, wo die Entscheidung lag, gönnte sich keine Ruhe, bevor nicht der Erfolg in die Nähe rückte, ein Mann ohne Glauben, aber mit viel Verstand, zu viel, als daß es seinem Charakter nicht geschadet hätte.

Von Familienleben und persönlichsten Ereignissen konnte in diesen Jahren angestrengtester Arbeit für Lesseps kaum die Rede sein. Er freute sich an seinen beiden Söhnen, die sich wunschgemäß entwickelten. Victor war nun auch schon fast 20 Jahre alt, Charles-Aimé aber wurde Lesseps immer mehr zur unentbehrlichen Stütze. Er war zum engsten Mitarbeiter des Vaters geworden, vertrat den Präsidenten der Gesellschaft bei unzähligen Anlässen und führte die übertragenen Aufgaben mit Geschick und Selbständigkeit durch. Beide verstanden sich ausgezeichnet, sie waren sich auch innerlich sehr ähnlich. Charles-Aimé hat die Jahre fast ausschließlich in Ägypten und am Isthmus verbracht. Er hatte 1862, 22 Jahre alt, Jeanne Comtesse de la Maisonfort geheiratet und seinen 1863 geborenen Sohn Ferdinand getauft. Es war ein schmerzlicher Verlust für die Eltern, besonders aber für den Großvater, daß dieser Junge 1865 von der Choleraepidemie am Isthmus betroffen wurde und in Ismailia starb. Der Großvater hatte noch von Kairo aus versucht, zur rechten Zeit zu kommen, war auf einer Lokomotive bis Zagazig gefahren, hatte von dort 20 Meilen Wüste in gestrecktem Galopp durchquert, aber er kam zu spät. Ein Jahr später verunglückte Lesseps, der trotz seines Alters noch ein zäher Reiter war, zum erstenmal ernstlich mit einem Pferd bei einem Wüstenritt. Das

Tier kam beim Aufstehen auf ihn zu liegen und verursachte starke Quetschungen. Zu seinem Glück kam er in der menschenleeren Einöde kurz nach dem Pferd auch selbst hoch, so daß es ihm nicht weglaufen konnte. „Ich werde in Zukunft nicht mehr so schnell, aber klüger reiten", schrieb er.

Über Eugénie hatte er die Verbindung zum Kaiser bekommen, die immer herzlicher wurde. Zu Neujahr tauschte man Glückwunschtelegramme aus, und fast jederzeit konnte Lesseps seine Anliegen in Audienz vortragen. Im Jahre 1868 wurde er für das Département Bouches-du-Rhône als Deputierter vorgeschlagen, auch der Kaiser unterstützte diesen Plan. Die Kaufleute von Marseille, der Stadt, wo er seit je den stärksten Anhang zu verzeichnen hatte – noch aus seiner spanischen Zeit her –, baten den Herzog von Albuféra, auf Lesseps einzuwirken, daß er die Kandidatur annähme; Lesseps sträubte sich sehr, einesteils, weil er sich in kluger Berechnung jetzt aus der Innenpolitik ferngehalten hatte, anderntei1s, weil er das Deputiertenmandat schwer mit den notwendigen Arbeiten am Suezkanal vereinen konnte. Der Innenminister und ein Teil der Presse forderten diese Kandidatur als Ausdruck des Dankes für die nationale Tat, es wäre ein Zeichen dafür, daß das ganze Volk den Suezkanal als französisch nationales Werk betrachte. Aber erst als der Kaiser durch General Fleury sagen ließ, daß er die Kandidatur wünsche, erklärte sich Lesseps bereit. Ablehnung wie Annahme sei im Interesse des Kanals, schrieb Lesseps. Jedoch stand gegen ihn als Oppositioneller Gambetta, dessen Popularität auf dem Höhepunkt angelangt war, und Lesseps unterlag in der Wahl mit 5000 gegen 12000 Stimmen. Ein Freund von Charles-Aimé schrieb, daß die Marseiller Lesseps trotz seiner Niederlage auf der Straße gefeiert und ihm ein vieltausendköpfiges Ehrengeleit zu seinem Hotel gegeben hätten. Jener

Gambetta war es, der später Lesseps den Ehrennamen eines „Grand Français“ beilegte.

Unermüdlich trieb Lesseps die Bauarbeiten voran. Ursprünglich alles andere als ein Ingenieur, hatte Lesseps doch bald so viel gelernt, daß er wußte, worauf es technisch ankam. Die Bauarbeiten selbst waren zuerst der Firma Hardon übergeben worden, dann wurde Hardon mit einer hohen Geldsumme abgefunden, und die Compagnie Universelle übernahm selbst die Bauleitung. Es wurde eine Reihe von Verträgen mit ausschließlich französischen Firmen, darunter Dussaud, Borel, Lavalley und Couvreux, abgeschlossen, die ein Objekt von über 100 Millionen Franken darstellten. Die Popularität der Gesellschaft war durch die ausschließliche Auftragserteilung an Franzosen sehr gewachsen.
Die planende Leitung und technische Oberleitung lag selbstverständlich in den Händen der Gesellschaftsingenieure, an der Spitze Voisin Bey, weiter Larousse, Laroche und eine Unzahl Ingenieure und Verwaltungsbeamte. Lesseps selbst war fast ständig bei den Bauarbeiten anwesend, obgleich der Sitz der Gesellschaft, deren Präsident er war, in Paris lag. Dort vertrat ihn gut der Herzog von Albuféra und die anderen Männer des Verwaltungsrates, auf die er sich samt und sonders verlassen konnte. Die umfangreiche Werbeaktion wurde fast ganz von Lesseps selbst geführt, er betrieb weiter seine Lieblingsbeschäftigung, Artikel zu schreiben und gegnerische Artikel zu beantworten, die Zeitschrift der Gesellschaft brachte ständig Berichte aus seiner Feder. Er ließ es sich auch nicht nehmen, auf der Pariser Weltausstellung von 1867 höchstpersönlich Vorträge zu halten. Die Suezkanalgesellschaft besaß auf der Ausstellung einen auffallenden Pavillon, der in ägyp-

tischem Stil gebaut war. Dort erläuterte Lesseps einige Male in der Woche vor den Plänen und Panoramas die Arbeiten am Kanal und hatte meist ein dankbares Publikum von eigenen Kleinaktionären, die sich die Gelegenheit nicht nehmen ließen, ihren Präsidenten sprechen zu hören.

Die Höchstzahl der gleichzeitig beschäftigten Bau- und Erdarbeiter war 1868 mit 35000 Mann erreicht, aber sie war vorher – nach der ersten „illegalen" Bauperiode bis 1862 – wegen der politischen Schwierigkeiten und der Zurückziehung der Zwangsarbeiter sehr abgesunken. Lesseps hatte sich damals dadurch geholfen, daß trotz der höheren Kosten in wesentlich größerem Umfange Maschinen eingesetzt wurden. Eine Unmenge Bagger und andere Erdarbeitsmaschinen gehörten bald der Gesellschaft, auch die Transportmittel für die Heranschaffung des Materials waren Gesellschaftseigentum.

Den Arbeitern, die sich zum kleineren Teil aus gelernten europäischen Arbeitern, zum größeren aus Eingeborenen Ägyptens und Arabiens zusammensetzten, ging es nicht schlecht. Sie verdienten gut und bekamen überdies Naturalleistungen und standen unter dauernder ärztlicher Kontrolle. Trotzdem griff die ägyptische Choleraepidemie von 1865 auch auf die Kanalarbeiter über. Lesseps, der gerade aus Europa gekommen war und von früher ja über einige Erfahrung in der schnellen Behandlung von Seuchenpanik besaß, reiste sofort an den Kanalbau weiter und richtete überall Hospitäler ein. 1866 folgte eine kurze Typhusepidemie. Im ganzen aber war der Gesundheitszustand der Leute nicht schlecht, die Ärzte der Compagnie berechneten die Sterblichkeit 1863 mit 1,4 pro Tausend, 1866 2,5 pro Tausend (Seuchenjahr) und 1868 mit 1,5 pro Tausend. Die häufigen Hetzartikel in der englischen Presse, daß die Arbeiter wie die Fliegen stürben, waren durchaus unbe-

rechtigt. Allerdings kam es zu gelegentlichen Unruhen in der Arbeiterschaft, so gab es 1866 einen Aufstand von 300 syrischen Arbeitern, die sich im Lohn benachteiligt fühlten. Aber weder entstanden irgendwelche politische Unruhen, noch gelang es den Kanalgegnern, Sabotage-Unruhen ins Werk zu setzen.

Die Arbeit selbst ging nach 1862, dem Jahr der ersten Herstellung einer Wasserverbindung zwischen Mittelmeer und Timsah-See, zunächst sehr langsam voran, da die Arbeit eingeschränkt war. Nach 1864 erhöhte sich aber die jährliche Arbeitsleistung sehr schnell. Besondere für den Suezkanalbau entwickelte Schiffsbagger leisteten schnelle Arbeit. Aus ihnen entstand später die moderne Form des Baggerbootes. Überhaupt hat der Kanalbau wesentlich zur Entwicklung der Wasserbautechnik beigetragen. Die Arbeiten wurden zuerst in nord-südlicher Richtung durchgeführt, nach 1866 begann man aber auch, von Süden her entgegenzuarbeiten. Längs der etwa 160 km langen Kanalroute entstanden Städte, Telegraphenlinien wurden gelegt, eine Eisenbahn folgte. Im Frühjahr 1865 war es schon möglich, teils auf der Hauptkanalstrecke, teils auf dem Süßwasserkanal zu Schiff von Port Said nach Suez zu gelangen; man hatte damals feierlich einige Fahrten veranstaltet. Am 14. März 1869 schließlich war der Bau so weit, daß sich das Wasser des Mittelmeeres in die Bitterseen, etwa drei Viertel der Kanalstrecke, ergießen konnte, und im August wurde auch das Rote Meer mit den Bitterseen verbunden. Da aber die Bitterseen weit unter dem Niveau der beiden Meere lagen, dauerte es geraume Zeit, bis die Auffüllung durch den natürlichen Zustrom erfolgt war. Dazu waren 1,5 Milliarden cbm Wasser nötig. Erst am 24. Oktober war die Auffüllung beendet. Gleichzeitig mit dem ersten Ausbau der Ka-

nalsohle über die ganze Strecke ging in den letzten Jahren die Vervollständigung der Kanalufer, die Ausbaggerung auf die vorgeschriebene Breite voran, und Ende Oktober 1869 war man so weit, den auf den 17. November 1869 festgesetzten Einweihungsfeierlichkeiten ruhig entgegensehen zu können. Im ganzen wurden zur Fertigstellung des Kanalbettes allein 75 Millionen cbm Erde und Stein ausgebaggert und ausgehauen.

Am 2. November – nur noch 15 Tage vor den Feierlichkeiten – entdeckte man plötzlich mitten im Kanalbett einen Felsen, bei den letzten Baggerarbeiten war ein Bagger darauf gestoßen und zerstört worden. Unweigerlich wäre das erste passierende Schiff auf ihn aufgelaufen. Mühsame Sprengungen wurden fieberhaft durchgeführt und gelangen. Am 15. November, als schon ein Teil der Gäste versammelt war, brach in Port Said ein Großfeuer aus, das die gesamten Feuerwerkskörper, die für die Feier bereitlagen, vernichtete. Es hätte nicht viel gefehlt, und ein gewaltiges Pulverlager wäre in die Luft geflogen, das daneben lag. Nur dem schnellen Einsatz von 2000 ägyptischen Soldaten war die Rettung der Stadt zu verdanken. Und um das Unglück voll zu machen, lief am 16. November abends ein ägyptisches Schiff 30 km vor Port Said im Kanal auf. Es war nicht freizubekommen, bis der Vizekönig vorschlug, es einfach zu sprengen. So geschah es, und in letzter Minute war der Weg frei.

Diese Zufälle waren alle nicht angetan, Lesseps' Nerven in den für den Feiertag notwendigen Zustand zu versetzen. Der 17. November – er mußte entscheiden, ob Lesseps endgültig triumphieren durfte oder ob alles vergebens gewesen war. Ereignete sich auch nur ein Zwischenfall, so war die Mühe vertan, der Kanal würde in Mißkredit kommen.

Am 13. November waren der Kronprinz und die Kronprinzes-

sin der Niederlande in Port Said angekommen, wo schon die Jacht des Vizekönigs mit dem Herrscher und allen Ministern und Würdenträgern vor Anker lag. Am 14. traf Lesseps mit allen zur Zeit in Ägypten anwesenden Familienmitgliedern ein, am 15. kam der Kaiser von Österreich, Franz Joseph, mit Beust und Andrassy, am 16. zunächst der Kronprinz von Preußen, dann die Kaiserin Eugénie auf der großen Jacht *L'Aigle*. Mehr als 80 Schiffe, davon 50 Kriegsschiffe, waren jetzt im Hafen von Port Said versammelt. Besonders Eugénie wurde mit Begeisterung empfangen und äußerte spontan, daß sie in ihrem Leben nichts Schöneres gesehen habe. Der Vizekönig und Lesseps mit seinen beiden Söhnen, kurz darauf auch Franz Joseph und die anderen Ehrengäste begaben sich an Bord der *L'Aigle*, um Eugénie zu begrüßen. Am Nachmittag des 16. wurden gemeinsam ein christlicher und mohammedanischer Gottesdienst am Ufer abgehalten, zu dem sich alle Ehrengäste auf geschmückten Tribünen versammelten.

Am Morgen des 17. November eröffnete *L'Aigle* mit Eugénie, Lesseps, seinen beiden Söhnen und seiner Schwiegertochter an Bord die feierliche erste Fahrt durch den Suezkanal. Auf beiden Ufern standen dicht die Arbeiter und Eingeborenen und jubelten den Schiffen zu, die dicht hintereinander folgten. Am Abend war Ismailia, wie Timsah zu Ehren Ismails umbenannt worden war, erreicht, am 19. die Bitterseen und am 20. Suez. *L'Aigle* hatte eine reine Fahrzeit von 16 Stunden gehabt und legte die Strecke auf der Rückfahrt in 15 Stunden zurück.

Lesseps war am Ende seiner Kräfte, mit Mühe und Not überstand er die anstrengenden Tage, so sehr er sich auch über die Vollendung seines Werkes freute. Es wird erzählt, daß er weite Strecken der Fahrt in einer Kabine verschlief, weil er vollständig erschöpft war.

Die Ehrungen, die Lesseps zuteil wurden, häuften sich. Eugénie hatte das Band des Großkreuzes der Ehrenlegion mitgebracht, der Vizekönig das große Band des Osmanischen Hausordens, Franz Joseph das Großkreuz des Leopold-Ordens, später folgten aus Italien das Großkreuz des Ordens vom Heiligen Moritz und Lazarus und sogar von der Queen das Großkreuz des Sterns von Indien. In Ägypten selbst gingen die Feiern noch wochenlang weiter. Nur die Oper „Aida", die Verdi für die Einweihung hatte komponieren sollen, war nicht mehr rechtzeitig fertiggeworden, so daß die Festgäste um diesen Kunstgenuß gebracht wurden.

In der Reihe der Schiffe, die den Kanal einweihten, fuhr ein unscheinbarer englischer Dampfer. Er gehörte der British Indian Telegraph Company, hieß *Hawk*, der Falke, und hatte Kabel für Suez an Bord – das erste Handelsschiff, das den Suezkanal benutzte, ein englisches! Und das erste Schiff, das den Suezkanal auf der Reise vom Osten nach Europa durchfuhr, kam aus Indien, hieß *Danube* und führte stolz die englische Flagge!

ENGLANDS ENDSIEG ÜBER LESSEPS

Lesseps hatte sich redlich einige Monate anderer Tätigkeit verdient, als Kanäle zu bauen und zur Einweihung rechtzeitig fertig zu bekommen. Das heißt, eigentlich nicht Kanäle zu bauen, sondern für den Bau zu werben und die notwendigen Gelder zu beschaffen. Den Bau selbst und die politische Auseinandersetzung mußte er den Fachleuten überlassen. Die Ruhe, die sich Lesseps gönnte, war seiner Art angemessen: er fuhr schleunigst nach Europa, um seinen jungen Ruhm in hellstem Lichte erstrahlen zu lassen. In Ägypten hatte er ja auch nichts mehr verloren, denn der Betrieb des Kanals würde sich mühelos einlaufen.

Zunächst allerdings unterzog er sich noch am Suezkanal einer erstaunlichen Tätigkeit, insofern erstaunlich, als er zwar ein durchaus gesunder Mann mit immer noch neuen Plänen war, immerhin aber doch schon 64 Jahre zählte: er heiratete. Vor 15 Jahren war seine erste Frau gestorben, vor 10 Jahren seine verehrte Schwiegermutter, seine Söhne waren erwachsen, nun konnte er wieder an sich denken. Seine zweite Frau tauchte sehr plötzlich auf, Lesseps' Bekanntschaft mit ihr vor der Hochzeit ist allem Anschein nach sehr kurz gewesen. Es wird von ihr nicht viel mehr als ihr Name, Louise-Hélène Autard de Bragard, berichtet, und daß sie von Port Louis auf der Insel Mauritius stammte, die von England 1810 besetzt und 1814 endgültig gewonnen worden war, jene stolze Isle de France, die hundert Jahre zu Frankreich gehörte und nun von den Engländern wieder ihren alten holländischen Namen

zurückerhalten hatte. Ihr Vater war Richter auf der Insel gewesen. Wie Lesseps zu ihr kam, wußte niemand, sie tauchte auf und wurde geheiratet; daß aber so wenig von dieser Eheschließung bekannt wurde, deutet darauf hin, daß man sie als etwas abwegig empfand und die Tollkühnheit des berühmten Franzosen nur nicht gerade in diesem Augenblick zum Gegenstand von boshaften Bemerkungen machen wollte: denn Mademoiselle Autard de Bragard war nur 21 Jahre alt und also nicht weniger als 43 Jahre jünger als ihr Mann, 8 Jahre jünger als ihr Stiefsohn Charles und gleichaltrig mit ihrem zweiten Stiefsohn Victor. Sie war zweifellos eine südliche Schönheit aus bestem kolonialfranzösischem Haus. Welcher Roman und ob überhaupt einer sich vor der Bekanntgebung der Eheschließung abgespielt hat, wird nirgends berichtet. Am 25. November 1869 fand die standesamtliche Trauung vor dem französischen Konsul in Ismailia statt, die Einsegnung nahm der Geistliche der Kirche Saint-François de Sales in Ismailia vor.

Die Umwelt, die vielleicht so etwas wie einen Spleen des alternden Franzosen in dieser Ehe sah, wurde von Lesseps mit zahlreichen Beweisen der vollen Berechtigung seiner Ehe enttäuscht: den 5 Kindern aus der ersten Ehe Lesseps', von denen noch zwei lebten, wurden von Louise-Hélène de Lesseps noch 12 Geschwister geboren, in der Zeit, in der Ferdinand de Lesseps zwischen 64 und 80 war. Das erste 1870, dann 1871, 1872, 1873, 1875 (Zwillinge), 1876, 1877, 1880, 1882, 1883, 1885. Sämtliche Kinder trugen als zweiten Namen den Namen Marie, wie es Lesseps auch mit seinen Kindern aus erster Ehe gehalten hatte. Sechs Stiefbrüder und sechs Stiefschwestern waren für Charles und Victor das Resultat der bemerkenswerten zweiten Ehe ihres Vaters, nur eines von diesen

Kindern starb im Säuglingsalter. Der ungewöhnliche und regsame Mann setzte auch mit diesen Taten seine Mitwelt in Erstaunen, zumal das Ergebnis nicht etwa eine Folge nun wohl verdienter Ruhezeiten, sondern die Nebenbeschäftigung eines im übrigen noch weitere zwanzig Jahre aktiven, reiselustigen, Plänen nachjagenden, kraftstrotzenden alten Herrn war.

Zunächst nahm Ferdinand de Lesseps die Huldigungen in Paris entgegen, die durch eine ehrenvolle Erwähnung durch Napoleon in seiner Thronrede anläßlich der Kammer-Eröffnung Ende November 1869 eingeleitet worden waren. Nach einer kurzen Inspektionsreise an den Kanal im Frühjahr 1870, wo ihn sein Sohn Charles sehr wirksam und umsichtig vertrat, reiste er im Juni zur Entgegennahme der Glückwünsche nach England. Von dort hatte ihm schon Clarendon im Namen der Regierung Ihrer Britischen Majestät ein Gratulationsschreiben geschickt, dessen Text nicht nur im Hinblick auf die Vergangenheit ein durchaus klassisches Zeugnis britischer Diplomatie, sondern gleichzeitig ein Hinweis darauf war, was die Zukunft nun alles bringen konnte. Vielleicht war der Brief nur maliziös, vielleicht wollte auch Clarendon Geschehenes ungeschehen machen, vielleicht aber bedeutete der Brief auch eine neue Kampfansage: „Trotz der mannigfachen Widerstände, gegen die Sie zu kämpfen hatten, hat der großartige Erfolg Ihre unbezwingliche (indomitable) Hartnäckigkeit belohnt. Es macht mir besonderes Vergnügen, Ihnen die Glückwünsche der Regierung Ihrer Majestät für die Einrichtung eines neuen Verkehrsweges zwischen Ost und West übermitteln zu dürfen und für die politischen und wirtschaftlichen Vorteile, die wir als Resultat Ihrer Anstrengungen zuversichtlich erwarten."

Lesseps schrieb am 24. Juni an seinen Sohn Charles: „Der Abendempfang gestern bei M. Pender für mich war eine regelrechte Ovation für den Kanal. Die wichtigsten Persönlichkeiten erschienen nacheinander. Der Prince of Wales hat mich zum Diner eingeladen, wenn ich aus Liverpool zurück bin, wohin ich heute abend zu einem Bankett des Lordmayors fahre. Auf der Soirée Pender, wo die Elite Londons versammelt war und wo ich viele Bekannte unter den Anwesenden gefunden habe, konnte ich den großen Erfolg des Kanals feststellen, für den England sich jetzt ganz einsetzt..." Und am 4. Juli: „Der Enthusiasmus der Engländer wächst, voraussichtlich werden auf einem am Donnerstag zu meinen Ehren im Kristallpalast gegebenen Fest 30000–40000 Personen anwesend sein. Heute abend großes Diner beim Herzog von Sutherland. Der Premier Gladstone wird den Toast auf mich ausbringen. Nach dem Diner Empfang mit Damen und gegen Mitternacht Ball bei der Princess of Wales." Beim jährlichen City-Bankett der Stadt London am 6. Juli trank der Lordmayor auf Lesseps, der „Madras auf 21 Tage Fahrt an London herangerückt" habe; „M. de Lesseps hat recht behalten; der Suezkanal ist eine Tatsache."

Den tollsten Rummel aber veranstaltete die Direktion des Kristallpalastes mit dem Fest am 7. Juli, wobei sie sicher auf ihre Kosten kam. Bisher hatte der Kristallpalast so etwas noch nicht erlebt. Nach zeitgenössischen Berichten kamen Lesseps und seine Frau, Charles de Lesseps, der Herzog und die Herzogin von Sutherland und die anderen Ehrengäste um 7 Uhr an. Man fuhr in Kutschen durch den Park und besah sich zunächst großartige Wasserspiele, Kaskaden und Fontänen, die ihr Wasser 280 Fuß hoch schleuderten. Nachdem 6 Millionen Gallonen Wasser verbraucht waren, begab man sich in die

tropische Abteilung, wo ein Empfangsraum mit ägyptischen Emblemen und Skulpturen ausgestattet war; dort gab es ein prächtiges Bankett. Danach besah man sich von einer offenen Galerie aus phantastische Feuerwerke, die mit riesigem Aufwand zusammengestellt waren. „Die großen Fontänen sandten wieder ihre Wassersäulen hoch in die Luft, um dort in einen Sprühregen zerblasen zu werden, der die reichfarbigen Feuer fing und zurückwarf, die an verschiedenen Stellen in den Gärten aufleuchteten, um die pittoresken Baumgruppen an jeder Seite des breiten Weges hervorzuheben, während die Baugliederung der beiden stattlichen Wassertempel in geisterhaftem Licht erstrahlte, wenn die Wasser von ihren domartigen Dächern rannen. Eine neue Salve von Kometen zischte in exzentrischem Flug durch die Luft, dann kam die großartige Sache, die eigens zu Ehren des Besuches von M. de Lesseps ersonnen worden war. Eine Pyramide wurde aus goldenem Feuer errichtet, die die Inschrift trug: ‚England entbietet De Lesseps herzliche Glückwünsche.' Sie hatte an jeder Seite ein Paar von Palmbäumen, die die Farbe wechselten, als das Feuerwerk weiter abbrannte. Erst waren die Stämme golden und die Blätter grün, dann plötzlich wurden die Stämme blau und die Blätter schienen aus Silber zu sein. Zwischen dem Baumpaar links von den Zuschauern befand sich der türkische Stern, zwischen den beiden Bäumen auf der andern Seite die ägyptische Flagge." So strahlte Lesseps' Ruhm in den nächtlichen Himmel der gleichen Stadt, in der seine Arbeit vor wenigen Jahren öffentlich ein Schwindelunternehmen genannt worden war.

Am 11. Juli beschloß der Magistrat dieser gleichen Stadt London, Lesseps das Ehrenbürgerrecht zu verleihen, „in einem goldenen Behältnis", und zwar „für seine Geschicklichkeit, den Suezkanal zu entwerfen, und seine unendliche Energie und

Ausdauer, ihn erfolgreich zu vollenden". Einer Kommission wurde es übertragen, die erforderlichen Maßnahmen für die Überreichung zu treffen, wobei „die Kosten 100 Guineas nicht überschreiten" durften. In einer Feier am 30. Juli, zu der die Spitzen der Londoner Gesellschaft anwesend waren, wurde Lesseps zum Ehrenbürger Londons gemacht. Der Kämmerer der Stadt hielt eine Ansprache, in der es hieß: „Die erfolgreiche Vollendung Ihres außerordentlichen Werkes hat den Traum von drei Jahrtausenden verwirklicht... Sie haben die Geographie berichtigt... Wir vergessen nicht, daß Frankreich die Ehre und das Verdienst gebührt, dieses große Unternehmen durchgeführt zu haben; auch haben die Engländer nicht zurückgestanden, seit ihr Skeptizismus beseitigt worden ist, anzuerkennen, daß sie Ihrem Land und Ihnen dafür Dankbarkeit schulden... Heute schreiben wir Ihren Namen in die Liste der Ehrenbürger neben jene von Richard Cobden und George Peabody, Männer, deren Leistungen wie Ihre friedfertig und ohne Blut erreicht wurden. Unser großer Dichter Milton hat gesagt, daß auch der Frieden seine Siege hat, nicht weniger ruhmvoll als die des Krieges..." Lesseps erwähnte zunächst in seiner Antwort, daß die berühmtesten Minister Englands, seine fortschrittlichsten Denker und seine siegreichsten Generale seine Vorgänger auf der Liste der Ehrenbürger seien, dann bedankte er sich bei England für die Wendung zu einer günstigen Aufnahme des Suezkanals und entwickelte wiederum, welche Vorteile der Kanal für England böte, um dann in Anbetracht der politischen Lage jenen Gedanken einer von idealen und humanitären Grundsätzen der Demokratie getragenen Entente hervorzuholen, die 20 Jahre vorher schon einmal versucht worden war: „Frankreich, der ernsthafte Freund Englands, seines würdigen Mitstreiters für das Gute, ist einer der

Fahnenträger der Zivilisation und der Freiheit in Zeiten des Friedens und des Krieges; und es kann von Frankreich in dem unglücklicherweise unumgänglichen Konflikt erwartet werden, daß -- und wir sind mit Ehrfurcht und innerer Erregung Zeuge davon – das Blut, das auf beiden Seiten fließen wird, nicht ganz ohne Nutzen für das Wohl der Menschlichkeit vergossen wird."

Allerdings hatte wenige Tage vorher die britische Regierung eine Neutralitätserklärung abgegeben, zwei Tage nach der französischen Kriegserklärung an Preußen. Dadurch erreichte Gladstone die Lokalisierung des Krieges. England war in recht peinlicher Lage: ließ es Frankreich im Stich, so konnte der Weg zu einem so gefürchteten französisch-russischen Bündnis nicht weit sein; trat es uneingeschränkt auf französische Seite, so stand Rußland unter allen Umständen gegen England. Und Rußland war derzeit der große Kontrahent der britischen Weltpolitik, zumindest in Orientfragen, die aber England als maßgeblich für seine Haltung im deutsch-französischen Krieg ansah. Andererseits ließ ein Sieg Frankreichs die weitere Stärkung des französischen Neuimperialismus befürchten. Es blieb also nichts als die Neutralität mit wohlwollender Förderung der französischen Kriegsmittel. Die Auseinandersetzung mit Rußland war noch längst nicht kriegsreif, zumal England gar nicht auf einen Krieg materiell vorbereitet war, und man beschränkte sich also auf große Kriegslieferungen an Frankreich und freundliche Versicherungen demokratischer Solidarität. Die Worte, die Lesseps am 30. Juli wählte, entsprachen durchaus der Stimmung schüchternen Liebeswerbens um englische Unterstützung, trafen auch gut die Mentalität des derzeitigen englisch-französischen Verhältnisses. Sie waren jedoch keine reine Freude für britische Ministerohren, da man damals die

wehklagende Haltung der Franzosen und ihren Anspruch auf die alleinige Verteidigung von Zivilisation und Freiheit nicht so ernst nahm wie zu anderen Zeiten. Immerhin, die Epoche der „Großen Demokratien" wurde durch humanitäre Phraseologen wie Lesseps mit höchst realen Zielen langsam und bewußt eingeleitet, und nicht versehentlich rufen seine westeuropäischen Biographen ihn zum frühen Kronzeugen einer französisch-britischen Entente.

Am Tage von Weißenburg kam Lesseps wieder in Paris an. Am 4. September vormittags, nachdem er die Nachricht erhalten hatte, daß sich die Vorstädte gegen die Tuilerien in Marsch setzten, gelangte er unter Schwierigkeiten noch gerade bis zu den Vorzimmern des unter Vorsitz der Kaiserin Eugénie tagenden Ministerrates und versuchte selbst noch, die Kaiserin zur Übergabe der Regierungsgewalt an die Kammer zu bewegen. Er wurde zum Frühstück dabehalten, zu dem er eine der Ehrendamen der Kaiserin führte. Ein General fragte ihn, was er von der Lage halte. Lesseps meinte: „Ich glaube, mein General, daß dies das letzte Frühstück ist, das Sie in den Tuilerien einnehmen werden." Ein Kammerherr äußerte, hier wäre bald nichts mehr für ihn zu tun, und fragte Lesseps, ob er nicht einen anständigen Posten bei der Suezkanalgesellschaft für ihn frei habe. Unterdessen verließ Eugénie auf dem Umweg über den Louvre – viel Zeit ging mit dem Suchen nach einem Schlüssel für diesen wenig benutzten Ausgang verloren – die Tuilerien, gegen die von der Vorderseite bereits die lärmende Menge anbrandete. Lesseps gelang es, den wachhabenden General Mellinet zu bewegen, sich zurückzuziehen und die Tuileriengärten ruhig der Menge zu überlassen. Er selbst bildete aus Nationalgardisten, die dem Regiment seines Sohnes Victor angehörten, einen Kordon längs des Gebäudes, vor dem

nun die Menge defilierte, ohne ernstlich in das Schloß selbst eindringen zu wollen. So vollzog sich der Wechsel der Regierungsgewalt reibungslos. Lesseps hatte eine beachtete Rolle bei diesen Vorgängen gespielt, eine Rolle, die ihm nach beiden Seiten noch die Türen offen ließ. Aus den schlechten Erfahrungen bei früheren Revolutionen hatte er sich nun eine persönlich durchaus brauchbare Praxis erworben.

Lesseps befand sich mit seiner ganzen Familie während der bald folgenden Belagerung der Hauptstadt in Paris. Charles war Offizier im 1. Bataillon der Nationalgarde. Victor, jetzt 22 Jahre alt, wurde Adjutant von General Ducrot der Mobilen und erlebte an seiner Seite alle wesentlichen Ereignisse der Belagerung. Am 19. Januar wurde Victor im Buzenval-Park verwundet, eine Kugel durchschlug den Oberschenkel und streifte die Kniescheibe. Ferdinand de Lesseps, der sich im Sanitätsdienst betätigte, erfuhr bald davon, holte ihn mit einer Sonderambulanz und brachte ihn zu einem Spezialisten, der die Amputation des Beines gerade noch umgehen konnte. Man muß bedenken, daß damals etwa 80 Prozent der Amputationen tödlich verliefen. Victor wurde wegen seiner tapferen Haltung im Februar zum Ritter der Ehrenlegion gemacht.

England, unter Gladstone, verhielt sich die nächsten Jahre außenpolitisch recht still, es war die Zeit der Ruhe vor dem imperialistischen Großangriff der nächsten Jahrzehnte. So konnte auch Lesseps in diesen Jahren nicht ahnen, daß der Kampf um den Suezkanal keineswegs beendet war, daß der politische Endsieg noch nicht erfochten oder entschieden war. Es gab auch in den nächsten fünf Jahren genug andere Sorgen für den Generaldirektor der Kanalgesellschaft, die mit Politik, von der Lesseps nicht mehr viel wissen wollte – er hatte

ja sein Schäfchen im Trockenen –, nur am Rande zu tun hatten.

Zunächst gab es nämlich eine Unmenge finanzieller Schwierigkeiten, denen weder Lesseps noch seine Direktoren gewachsen waren. Nach der Abrechnung am Jahresende 1869 hatte der Kanalbau 433 Millionen Franken gekostet, also über das Doppelte mehr als die Vorschätzung von 200 Millionen Franken. Zum Teil lag das an der durch die englische Obstruktion verschuldeten Verzögerung, zum Teil aber auch an der falschen Kalkulation, die man zur Werbung für die volle Aktienzeichnung benutzt hatte. Lesseps war schon 1866 gezwungen gewesen, für 100 Millionen Franken Obligationen auszugeben, die sich durch großzügige Zins- und Kursbedingungen auszeichneten. Trotzdem wurden sie erst voll gezeichnet, als Lesseps die Ausgabe mit einer Lotterie verband, die sich in einem lotteriebesessenen romanischen Land höchster Beliebtheit erfreute; der Appell an die Spielerinstinkte seines Volkes, denen er selbst wohl auch unterlag, verhallte jedenfalls nicht ungehört, aber diese Lotterieanleihen wurden für Lesseps nach dem ersten Erfolg nachgerade zur Gewohnheit, an der er 20 Jahre später scheitern sollte. Außer diesen 300 Millionen Franken verfügte die Gesellschaft über die Ablösungsgelder des Vizekönigs für die Rückgabe der Rechte von 1863, so daß per 1. Januar 1870 noch 21 Millionen Franken Betriebszuschuß zur Verfügung standen.

Dann kam aber die Enttäuschung: der Verkehr entwickelte sich nicht erwartungsgemäß. Man hatte mit 1 Million Nettoregistertonnen an Durchfahrten für 1870 gerechnet, aber bis Ende 1870 hatten nur 486 Schiffe mit 0,44 Millionen Nettoregistertonnen den Kanal durchfahren. Obgleich also noch 21 Millionen Franken aufgebraucht werden konnten, reichte

der Zuschuß nicht aus, um das Betriebsdefizit zu decken, zumal die Gesellschaft durch die hohen Verpflichtungen aus den großzügigen Anleihebedingungen und die Garantie von 5 Prozent Dividende schwer belastet war. Das Defizit des ersten Jahres betrug fast 10 Millionen Franken, der Kurs der 500-Franken-Aktien sank auf 272 im Jahresdurchschnitt und schließlich bis zu einem Tiefstand von 168 Franken. Überdies warfen die durch die Revolution der Kommune in Aufregung gebrachten Aktionäre Lesseps eine zu großzügige Verwaltung vor, und bei einer Versammlung war es nur dem entschlossenen und handgreiflichen Einspringen des englischen Vertreters der Gesellschaft, Sir Daniel Lange, zu verdanken, daß Ferdinand de Lesseps nicht in einem Handgemenge unterlag.
Man wußte sich nicht mehr zu helfen. Der Krieg schwächte ohnehin die französische Position. Während der Belagerung von Paris erschienen in der englischen Presse wieder gegnerische Stimmen, nachdem noch im Juni 1870 die *Times* geschrieben hatten: „England wird die Dividenden für die Aktienbesitzer bezahlen müssen. Das ist die Strafe für unseren Irrtum!“ Am 30. Dezember berichtete Colonel Stanton aus Kairo, würdiger Nachfolger eines Bruce, daß er mit dem Vizekönig eine Unterredung gehabt habe, in der dieser für die Beseitigung der finanziellen Schwierigkeiten der Kanalgesellschaft „als einzigen Weg, den Kanalbetrieb für die allgemeine Schifffahrt sicherzustellen“, vorschlug, daß eine englische Gesellschaft ihn in Besitz nehmen sollte. Stanton befürwortete diesen Plan, den auch die Admiralität, das Handelsministerium und das Indienamt günstig aufnahmen, aber Granville und Gladstone lehnten ab. Diese Pläne mußten Lesseps sehr peinlich sein, so suchte er zunächst den Ausweg, daß der Kanal an ein internationales Konsortium verkauft werden sollte. Thiers habe

diesen Plan unterstützt, man müsse die italienische Regierung als Vermittlerin zwischen den Mächten gewinnen. Sir Daniel Lange schlug dann Granville im April 1871 erneut den Ankauf des Kanals vor. Lesseps hat auch zweifellos in London darüber verhandelt und forderte 12 Millionen Sterling und außerdem die versprochenen jährlichen Dividenden für die Aktienbesitzer in Höhe von 400000 Sterling jährlich. Lord Granville hielt jedoch eine Diskussion darüber für „verfrüht", obgleich das Handelsministerium wiederum in ihn drang. Die Pforte mischte sich Anfang 1872 mit Recht ein und erklärte, Lesseps habe gar kein Recht, über solche Projekte zu verhandeln, er unterstehe mit der ihm gegebenen Konzession den Gesetzen der Türkei. Der Widerstand der britischen und türkischen Regierung ließ solche Pläne einschlafen, obgleich der Herzog von Sutherland und bald darauf das Handelsministerium bis 1874, auch Lord Derby in einer Parlamentsrede weiterhin den Vorschlag einer Internationalisierung der Gesellschaft machten.

Lesseps hatte sich sehr bald von diesen Kombinationen zurückgezogen, da der Verkehr im Kanal langsam zunahm. Er griff noch einmal im Sommer 1871 zum bequemen Mittel der Anleihe. Aber von den 20 Millionen Franken wurden in den für die Auslegung vorgesehenen 9 Tagen nur 5 Millionen Franken gezeichnet. Die Einzeichnung wurde bis Februar 1872 verlängert und brachte so im ganzen wenigstens 12 Millionen Franken, trotz des jetzt schlechten Rufes der Gesellschaft. Das Geld reichte zum Ausgleich des Defizits. Seit 1872 hatte die Gesellschaft immer einen Gewinn zu verzeichnen. Allerdings mußte Lesseps noch verschiedentlich zu Anleihen greifen, teils um Neubauten durchzuführen, teils um Dividende, Kupons jeder Art auf Bons und sonstige Obligationen im voraus zu kapitali-

sieren, teils um frühere Anleihen amortisieren zu können, ein unentwirrbares Durcheinander. Im ganzen hat die Suezkanalgesellschaft bisher fast 1 Milliarde Goldfranken an Kapitalbedarf gehabt. Seit etwa 1900 betrugen jedoch die Betriebseinnahmen des Kanals jährlich mindestens 100 Millionen Goldfranken, abgesehen von den Kriegsjahren.

Die Anleihe allein hätte wohl doch nicht genügt, wenn nicht Lesseps auf einen recht einträglichen Gedanken verfallen wäre, wodurch die Gesellschaft zu Einnahmen nach ganz neuartigem System kam: man benutzte einfach die Diskrepanzen der Weltschiffahrtsstatistik in bezug auf die Berechnungssysteme der Schiffsräume, indem man die Tarife auf eine optimale Berechnung erhöhte. Die Gesellschaft durfte die in der Konzession festgelegte Höhe von 10 Franken je „tonneau de capacité" nicht überschreiten. Das war aber ein sehr dehnbarer Begriff. Zuerst hatte man die Gebühren nach den Schiffspapieren erhoben, im Februar 1870 führte man die Abgabe nach der offiziellen Nettotonnage für Dampfer ein, in die der Maschinenraum nicht eingerechnet war. Eine Kommission schlug 1871 die Berechnung nach dem Moorsom-System der englischen Schiffe entsprechend dem Merchant Shipping Act von 1854 vor, die die Großtonnage ergab, von der man Maschinen- und Kohlenraum dann abziehen konnte. Im März 1872 nahm Lesseps diese Berechnung, aber ohne jene Abzüge, an und machte damit ein glänzendes Geschäft.

Jetzt erhob sich besonders bei den englischen Reedern ein Sturm der Entrüstung, da diese Regelung eine Erhöhung der Abgaben um etwa 30 Prozent bedeutete. Über die vergangenen 67 Jahre hat dieser englische Ruf nach Ermäßigung der Kanalgebühren unterbrechungslos angehalten. Die Pforte berief schließlich zum Oktober 1873 eine Tonnagekonferenz nach

Konstantinopel, auf der Colonel Stokes für England das Wort führte und schließlich die Annahme der Nettotonnage nach dem Moorsom-System als Grundlage erzielte. Zunächst sollte noch ein Aufschlag von 4 Franken erhoben werden dürfen, der aber reziprok zum steigenden Verkehr abzubauen sei. Lesseps weigerte sich, diese Regelung anzunehmen, die innerhalb von drei Monaten durchgeführt sein sollte. Er wollte das System erst dann durchführen, wenn alle Ausbauten erledigt, der finanzielle Stand der Gesellschaft gesund und eine Jahresdividende von 8 Prozent erreicht sei. Die Pforte drohte, daß, wenn Lesseps nicht annehme, in Zukunft die Abgaben ohne den noch großzügigerweise vorgesehenen Aufschlag erhoben werden müßten. Dagegen protestierte Lesseps energisch, machte die Pforte für alle Vermögensschäden verantwortlich und drohte damit, daß er den Kanal schließen, die Lichter löschen und die telegraphischen Verbindungen stoppen werde. Das konnte sich die Pforte nicht gefallen lassen, und der Khediv – diesen Erbtitel hatte Ismail für sein vizekönigliches Haus jetzt erhalten – mußte eine Strafexpedition an den Kanal schikken. Sie brach am 29. April 1874 auf, umfaßte 10000 Mann und wurde von einem – Engländer geführt. Lesseps, der doch nur im Interesse der guten Laune seiner Aktionäre gehandelt hatte, mußte nachgeben.

Mittlerweile waren die Durchfahrten 1875 auf über 2 Millionen Nettoregistertonnen gestiegen, der Reingewinn betrug schon 12 Millionen Franken, und die Gesellschaft war aus allen Schwierigkeiten. Heute beträgt das Durchfahrtsvolumen jährlich etwa 30 Millionen Nettoregistertonnen, und die riesenhaften Einnahmen erlaubten es der Gesellschaft, die Gebühren langsam auf etwa 6 Franken herabzusetzen. England und Italien aber verlangen eine weitere Verminderung, nicht ganz unbe-

rechtigt, denn die ausgeschütteten Dividenden der Gesellschaft betragen immer noch wie seit langem jährlich zwischen 20 und 40 Prozent, so daß sie zu den blühendsten Unternehmungen der Weltwirtschaft überhaupt gehört. Obgleich die Aktien kaum gehandelt werden, notiert man sie doch täglich in Paris: etwa 17000 Franken Papier für die 500-Frank-Originalaktie.

Die englische Nationalität jenes Offiziers, der die khediviale Strafexpedition gegen Lesseps 1874 geführt hatte, war das erste Sturmzeichen für die weitere Suezkanalpolitik Londons. Die scharfe Haltung des Colonel Stokes auf der Tonnagekonferenz fiel zwar noch in die Regierungszeit des liberalen Gladstone, die unerbittliche Forderung der Exekution der Beschlüsse aber erfolgte mit der Strafexpedition wenige Wochen nach dem Antritt des zweiten Kabinetts Disraeli, dessen konservative Politik offen imperialistische Ziele im Sinne der beiden Pitt vertrat. Der Kampf um den Suezkanal, dessen Bedeutung für England von der Admiralität und der Handelsschiffahrt immer stärker betont wurde, trat in sein Endstadium, allerdings in ein Endstadium, das die persönliche Position von Lesseps und die Wirtschaftlichkeit der Kanalgesellschaft keineswegs wesentlich gefährden konnte. Wohlweislich hielt sich Lesseps aus allen weltpolitischen Komplikationen, die im Gefolge des neuen englischen Angriffs eintreten mußten. Der Kanal war im Betrieb und rentierte sich, jetzt mußte England das Steuer herumwerfen und versuchen, den Kanal politisch für sich zu sichern.

Der Khediv Ismail, der einen ungeheuren Geldbedarf teils zur Bestreitung luxuriöser Privatansprüche, teils zur Bezahlung guter und notwendiger Reformen hatte, geriet – nicht zum erstenmal – im November 1875 in erhebliche Zahlungsschwie-

rigkeiten. Er brauchte dringend 4 Millionen Sterling und war bereit, für diese Summe als Sicherheit seinen Anteil an Suezkanalaktien zu geben. Auf einigen Umwegen, vielleicht über das Pariser Haus Rothschild, sicher aber über Henry Oppenheim hatte die britische Regierung Disraeli-Derby von den Plänen französischer Konsortien erfahren, nun verlangte Derby telegraphisch am 15. November 1875 von Stanton in Kairo eine Information. Stanton ging zum Außenminister Nubar Pascha, um den Einspruch der britischen Regierung gegen die Übereignung der fraglichen Aktien, die mit 177642 immerhin fast die Hälfte des gesamten Aktienkapitals ausmachten, bekanntzugeben, und erreichte auch tatsächlich vom Khediven die Zusicherung, daß er nicht die Absicht habe, die Aktien zu verkaufen; daß er aber, wenn er doch seine Meinung noch ändern sollte, Großbritannien die Kaufoption gebe.

Die Vorgänge waren recht verworren, aber die Sache selbst spitzte sich nun schnell zu. Ursprünglich war vom Bankhaus Dervieu, Paris-Ägypten, der Plan ausgegangen, die Forderungen der französischen Bankhäuser an den Khediven zunächst, wenigstens teilweise, durch den Verkauf der Aktien abzudecken. Hinter Dervieu stand die Société Générale, eines der größten französischen Bankinstitute. Doch war Dervieu nicht imstande, eine Abmachung mit dem Khediven, die Aktien für 92 Millionen Franken zu erwerben, von sich aus bindend zu unterzeichnen, und erbat und erhielt eine Optionsfrist bis zum 16. November. In dieser Zeit sollte sich sein Bruder in Paris bemühen, die Großbanken zu gewinnen. Die Société Générale war auch bereit, in das Konsortium einzutreten, aber die andere Großbank, der Crédit Foncier, verfolgte schon seit einiger Zeit den Plan, über seine ägyptische Tochtergesellschaft Anglo-Egyptian Bank dem Khediven 80 Millionen Franken gegen die

Sicherheit der Aktien zu leihen, lehnte also den Kaufplan ab. Während der Kairoer Dervieu noch rechtzeitig eine dreitägige Verlängerung der Optionsfrist bis zum 19. erreichen konnte, mußte der Pariser Dervieu seinem Bruder am 18. telegraphieren, daß seine Bemühungen vergebens waren. Nun hatte aber der Kairoer Dervieu schon mit dem Khediven ein neues Abkommen geschlossen, 80 Millionen Franken gegen 18 Prozent Zinsen und die Sicherheit der Aktien und des 15prozentigen Anteils des Khediven an den Kanalgewinnen auf drei Monate zu leihen. Sollte bis dahin der Khediv den Betrag nicht zurückzahlen können, so sollten die Aktien und der Gewinnanteil dem leihenden Konsortium verfallen. Dervieu verlangte und erhielt eine Frist bis zum 26. zur Ratifikation dieses Abkommens durch das noch gar nicht bestehende Pariser Konsortium. Lesseps hatte sich für den Plan Dervieus erklärt und war zum Außenminister, Herzog von Decazes, gegangen, um den Widerstand des Crédit Foncier zu brechen. Das mißlang. Einmal betrachtete der Finanzminister Léon Say den Crédit Foncier als Regierungsbank und demnach seine Pläne als offiziös, zum anderen mußte Decazes England derzeit bei guter Laune erhalten, denn die Krieg-in-Sicht-Krise vom Frühjahr 1875 war gerade erst mit Englands und Rußlands Hilfe beendet worden. Deutschland hatte einen Revanchekrieg befürchtet und Frankreich einen Präventivkrieg, die Lage war recht kompliziert gewesen, und England hatte durch Warnungen in Berlin gut geholfen. Man ließ sicherheitshalber noch einmal in London anfragen und hörte von Lord Derby am 20., daß „das Interesse Englands viel größer sei als das aller anderen europäischen Nationen". Das bedeutete den Sieg des Beleihungsplanes des Crédit Foncier, die Frist zum 26. mußte Dervieu verstreichen lassen. Unterdes hatte aber der Khediv die am 18. als mög-

lich angekündigte Meinungsänderung vorgenommen. Am 23. telegraphierte General Stanton an Derby, daß das Angebot der Beleihung zugunsten des Verkaufsangebotes zurückgezogen worden sei, womit also das englische Optionsrecht vom 18. in Kraft trat. Gleichzeitig hatte Lesseps telegraphiert, er wolle für 100 Millionen Franken die Aktien ohne Provision – welch edle Regung – in Paris und London unterbringen. Stanton berichtete weiter: „S. H. will H. M. Regierung die Aktien für diesen Preis verkaufen. Man hat hier den Verdacht, daß das Angebot Lesseps' auf Rechnung der französischen Regierung geht. Antwort muß bis 25. hier sein."

Lord Derby antwortete bereits am 24., daß das Angebot angenommen sei und die Transaktion von den Londoner Rothschilds durchgeführt würde, 1 Million Sterling werde am 3. Dezember, der Rest von 3 Millionen Sterling im Januar und Februar 1876 gezahlt werden. Stanton macht demgemäß am 25. den Abschluß. Somit kamen an die englische Regierung 176602 Aktien – die Differenz von 1040 war bereits vorher verkauft worden, wie sich jetzt beim Zählen herausstellte. Der danach genau berechnete Preis betrug unter Abzug der 1040 Aktien 3976582 Sterling, also zu einem Kurse von 568, statt des derzeitigen Börsenkurses von 674. Außerdem hatte die ägyptische Regierung die 5-Prozent-Dividenden-Kupons ihrer Aktien bis 1894 verpfändet und mußte diese nun dem Erwerber, der britischen Regierung, in Halbjahresraten bis zu diesem Jahr zahlen; das machte jährlich 5 Millionen Franken. Am 26. November wurden die Aktien in sieben großen Kisten zu Stanton gebracht und bald darauf nach England überführt.

In London war man wegen des Aktienkaufs recht uneinig gewesen, Derby und der Schatzkanzler Northcote waren dagegen. Nur Disraeli erkannte von Anfang an die Bedeutung solcher

Möglichkeiten und erklärte schon am 17. November im Kabinettsrat, daß die Aktien gekauft werden würden. Am 18. schrieb er an die Königin: „Es ist für die Autorität und Macht Eurer Majestät in dieser kritischen Zeit von lebenswichtigem Interesse, daß der Kanal England gehört." Am 20. gab ihm das Kabinett freie Hand, zumal gottlob das Parlament nicht tagte und man also hinterher erst die Diskussion zu überstehen hatte und einer nachträglichen Billigung gewiß sein konnte. Da der Schatzkanzler diese Summe nicht zur Verfügung hatte oder haben wollte, wandte sich Disraeli an seinen Freund Rothschild. Es kursierte später die Geschichte, Disraeli habe seinen Privatsekretär zu Rothschild geschickt: „Der Premier braucht 4 Millionen Sterling morgen." Rothschild habe eine Weintraube abgepflückt, sie gegessen, die Kerne ausgespuckt und gefragt: „Welche Sicherheit?" – „Die britische Regierung." – „Sie werden sie bekommen." Rothschild erhielt $2^1/_2$ Prozent Provision und 5 Prozent Zinsen. Die Kosten dieser Transaktion deckte Disraeli durch Obligationen mit $3^1/_2$ Prozent Zinsen: diese $3^1/_2$ machten jährlich etwa 3,6 Millionen Franken aus; 5 Millionen Franken zahlte jährlich die ägyptische Regierung, blieben 1,4 Millionen Franken jährlich zur Amortisation. Nach 1894 schätzte man die Dividende voll ausreichend für den Zinsendienst der Obligationen und die auf 36 Jahre vorgesehene Amortisation. Damit hatte diese folgenreiche Einflußnahme auf den Kanal rechnungsmäßig nichts gekostet. Der erste Angriff Disraelis auf den Suezkanal war in 10 Tagen in dramatischer Steigerung gelungen. Lesseps mußte bald darauf den Engländern eine entsprechende Zahl von Sitzen im Verwaltungs- und Aufsichtsrat der Gesellschaft einräumen. Colonel Stokes wurde zunächst der Delegierte der britischen Regierung in der Gesellschaft.

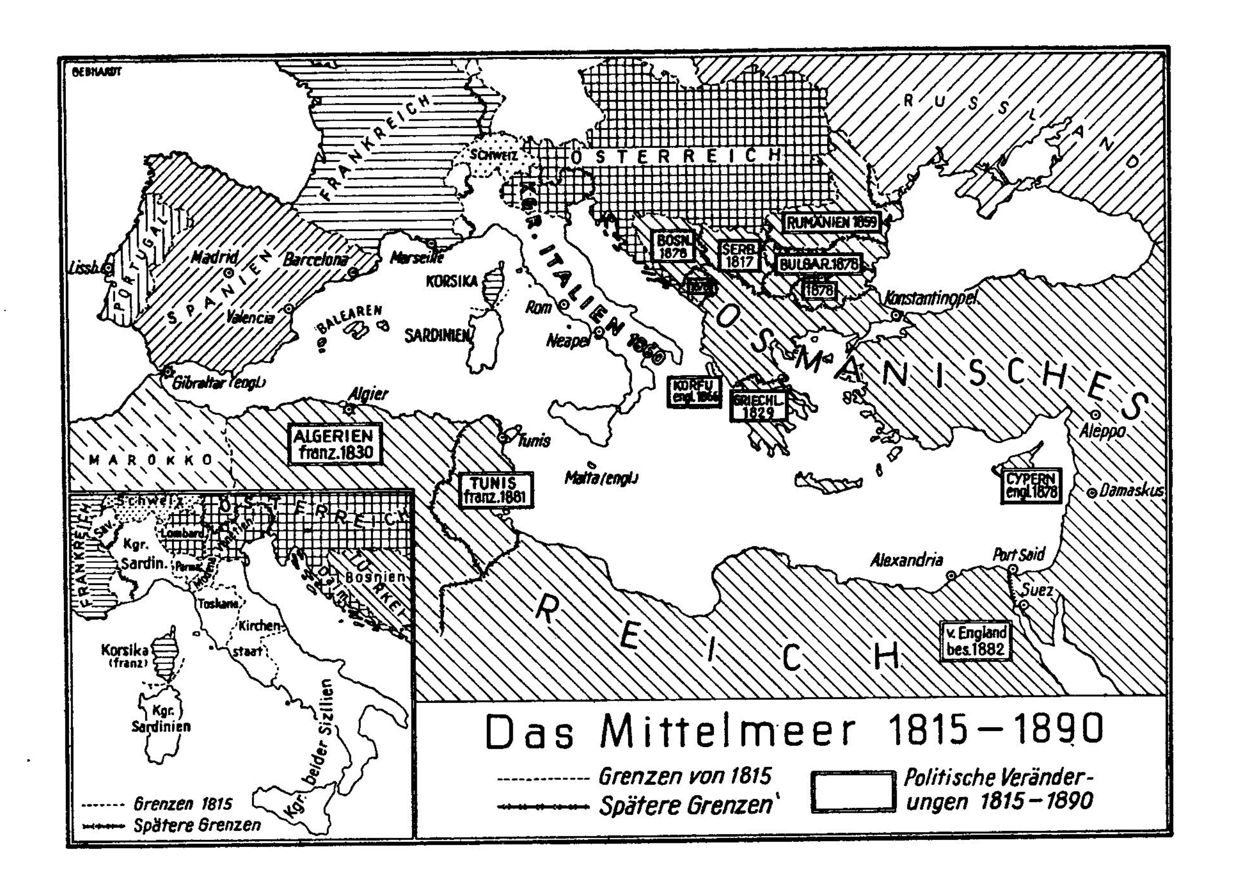
England war also jetzt der Inhaber des größten Aktienpaketes der Gesellschaft, aber doch in Minorität zu dem nun um so geschlosseneren Auftreten der französischen Groß- und Kleinaktionäre. Obgleich England jede freiwerdende Aktie später aufkaufen ließ, ist es doch noch nicht gelungen, die Majorität zu erwerben, wenngleich es sich heute nur noch um wenige Stücke handeln kann. Disraeli erhielt von allen Seiten Glückwünsche und Anerkennungen, so auch von Bismarck und von Lesseps, der schrieb, daß sich nun eine kraftvolle Solidarität der französischen und englischen Kapitalien anbahnen würde. In Verkennung des wahren Tatsachengehaltes schrieb der spätere Wilhelm II. seiner Mutter, der späteren Kaiserin Friedrich, sie wäre sicher sehr entzückt darüber, daß „England den Suezkanal gekauft hat."

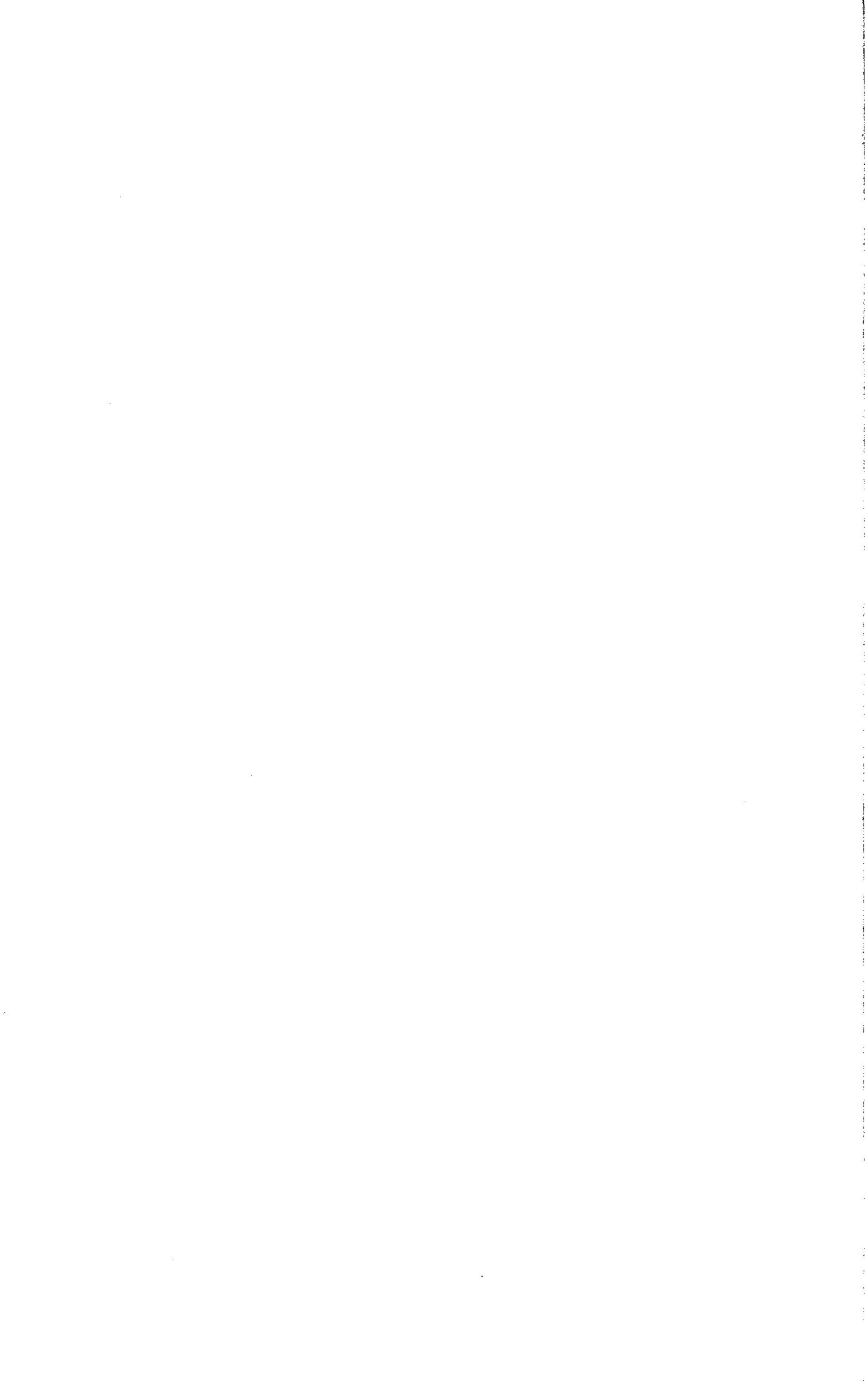
Nach 1875 setzten nun von allen Seiten die englischen Angriffe auf die ägyptische Selbständigkeit ein, um den ersten Erfolg zu einem vollen Endsieg auszubauen. Der Suezkanal und Ägypten waren zu einer Schlüsselstellung des Britischen Reiches geworden, die Beherrschung Ägyptens wurde zu einer britischen Existenzfrage. Bereits 1877 anläßlich des russisch-türkischen Krieges übernahm England den Schutz des Suezkanals. Derby schrieb damals an Schuwalow, England werde jeden Versuch der Blockierung des Suezkanals als eine Bedrohung Indiens betrachten. Seit 1876 gingen ständig englische Finanzkommissionen nach Ägypten ab, um die Schuldenfrage in britischem Sinne zu regeln. Da die ägyptische Heeresstärke aus Ersparnisgründen herabgesetzt worden war, konnte der neue Khediv Tewfik den bereits 1879 einsetzenden nationalistischen Aufständen Arabi Paschas nicht den genügenden Widerstand entgegensetzen, so daß der Eingriff der Mächte

vor der Tür stand. Obgleich die Mächte eine feierliche Desinteressement-Erklärung in Konstantinopel abgaben, entschloß sich England zur Intervention, die nur zu gelegen kam. Frankreich hatte zuerst seine Beteiligung zugesagt, dann aber aus Furcht vor Komplikationen einen Rückzug angetreten. Am 11. April 1882 wurde Alexandrien „zum Schutze der Europäer und des Khediven" von britischen Kriegsschiffen bombardiert, und Admiral Seymour fuhr in den Suezkanal ein, obgleich Lesseps nach der Abfahrt der zuerst noch anwesenden französischen Kriegsschiffe heftig protestierte, zumal er in recht freundschaftlichen Beziehungen zu Arabi Pascha stand und ihm zugesichert hatte, daß der Suezkanal unter keinen Umständen zur Angriffsbasis gegen die Aufständischen dienen würde. Gleichzeitig war Admiral Hoskins von Suez aus in den Kanal eingedrungen, der Kanal war beschädigt worden, und der Verkehr mußte vom 20.–21. April gesperrt werden. Die englischen Kriegsschiffe erzwangen die gebührenfreie Durchfahrt – die italienischen Kriegsschiffe haben dagegen 1935 bis 1936 sehr wesentlich zu den hohen Suezdividenden dieser Jahre beitragen müssen – und landeten Truppen an den Kanalufern. Der britische Sieg von Tel-el-Kebir über Arabi Pascha beendete gewaltsam die ägyptisch-türkische Souveränität über das Nilland und die französisch-ägyptische Hegemonie über den Suezkanal. Englands Endsieg war sichergestellt, Ägypten wurde unter britischer Kontrolle zu einem Kernstück der Reichspolitik. Die britischen Truppen haben Ägypten und die Zone des Suezkanals seither nicht verlassen. Vom Nil aus wurde teils behutsam und teils gewaltsam die britische Orientstellung aufgebaut, die heute zur Vormacht gewachsen ist und alle britischen Reichsstraßen durch den Orient sorgfältig sichert.

Lesseps hatte sich diese Entwicklung ruhig angesehen. Damals,

vor der Eröffnung, als an Ruhm und finanziellen Gewinn noch nicht zu denken gewesen war, hatte er seine Sache erst zu einer national-ägyptischen gemacht, dann die weltbürgerliche Idee des Fortschritts und der Humanität in die Waagschale seines persönlichen Glückes geworfen, zum Schluß, als nichts mehr half, den Kanalbau zu einer nationalen Tat Frankreichs um die Hegemonie im Orient erklärt. Wo blieben diese Ideale, oder wenigstens eines von ihnen, als jetzt England die politische Herrschaft über Ägypten und den Kanal errang? Wo erklangen die flammenden Worte des politischen Agitators? Niemand hörte sie, denn Lesseps hatte ja sein persönliches Ziel erreicht, wenn dieses Ziel Ruhm und Geldverdienen hieß. Was galten ihm jetzt die Ideale, wenn er mit ihrer Verfechtung die Einnahmen der Gesellschaft auf das Spiel setzte! Ihm war es gleichgültig, was England tat. Er merkte gar nicht, oder wollte es gar nicht merken, daß er seinen zwanzigjährigen Kampf verloren hatte, daß England den Endsieg erfochten hatte, den die Welt weit höher zu bewerten hatte als den finanziellen Erfolg des Generaldirektor Lesseps, der nun zum englischen Herrschaftskreis gehörte, ohne diese Tatsache wirklich zu erkennen. Ohne zu erkennen, daß in Zukunft auch sein persönlicher Wohlstand von der Gnade Englands abhängig sein mußte, nicht anders als ein indischer Radschah, der seinen Staat behalten darf, ohne ihn in Wahrheit zu beherrschen. Das Halali wurde geblasen, die Jagd war aus. Auf der Strecke des britischen Imperialismus und des Kampfes um die Zukunft des Britischen Reiches blieben Ägypten, die Türkei, das Spekulationsobjekt Suezkanal und ein französischer Staatsangehöriger namens Ferdinand de Lesseps.


Das Mittelmeer 1815–1890
Grenzen von 1815
Spätere Grenzen
Politische Veränderungen 1815–1890
GEBHARDT
FRANKREICH
SCHWEIZ
ÖSTERREICH
RUSSLAND
PORTUGAL
SPANIEN
Lissb.
Madrid
Barcelona
Valencia
Marseille
KORSIKA
SARDINIEN
BALEAREN
Gibraltar (engl.)
Algier
MAROKKO
ALGERIEN franz. 1830
TUNIS franz. 1881
Tunis
Malta (engl.)
KGR. ITALIEN 1860
Rom
Neapel
BOSN. 1878
SERB. 1817
RUMÄNIEN 1859
BULGAR. 1878
1878
Konstantinopel
OSMANISCHES REICH
KORFU engl. 1866
GRIECHL. 1829
Aleppo
CYPERN engl. 1878
Damaskus
Alexandria
Port Said
Suez
v. England bes. 1882
Schweiz
ÖSTERREICH
FRANKREICH
Sav.
Kgr. Sardin.
Lombard.
Venetien
Parma
Modena
Toskana
Kirchenstaat
Bosnien
TÜRKEI
Dalm.
Korsika (franz.)
Kgr. Sardinien
Kgr. beider Sizilien
Grenzen 1815
Spätere Grenzen



DRITTES BUCH

PANAMA – DIE ENTHÜLLUNG EINES LEBENS



LEICHTFERTIGE EITELKEIT

Die Suezkanalgesellschaft, deren Verwaltung jetzt vorwiegend von Charles de Lesseps geleitet wurde, hatte sich konsolidiert und erbrachte recht reibungslos große Gewinne. Ferdinand de Lesseps brauchte sich nicht mehr in erster Linie um sie zu kümmern. Das hieß jedoch weder, daß er, ein Siebziger, sich jetzt von der Arbeit zurückzog, noch daß er jedes Interesse an der Politik der Gesellschaft verlor. Die logische Linie der praktischen Besitzergreifung durch England von 1875 zur Besetzung Ägyptens 1882 war ihm entgangen. Seine Stellungnahme für Arabi Pascha und die heftigen Worte des Protestes gegen das Eindringen englischer Kriegsschiffe, deren Wahl zwar für Lesseps nicht ungewöhnlich, doch aber denkbar zwecklos war, hatten ihm die aufkeimenden Sympathien in England verscherzt. Dazu kam, daß die englischen Reeder und Handelsleute nun schon längst nicht mehr mit der Gebührenpolitik und noch weniger mit der geringen Verwaltungsbeteiligung entsprechend dem Abkommen Lesseps-Stokes von 1876 zufrieden waren. Schon 1872 hatte in England die Propaganda für einen zweiten Kanal eingesetzt, der den Suezkanal lahmlegen sollte. Die Stimmung dafür war ständig gewachsen, nicht nur aus politischen Gründen, sondern vor allem, weil die Durchfahrtszeiten durch den Kanal wegen des rasch steigenden Verkehrs immer länger wurden. Zwar hatten findige Juristen in Ägypten und Frankreich, sogar in England, den zweiten Kanal als unvereinbar mit dem Monopol der Lessepsschen Konzession erklärt und also Lesseps gestützt, doch auch

die Gegenpartei brachte juristische Gutachten, nach denen sich das Monopol der Konzession eben nur auf den Suezkanal erstreckte und demnach ein neuer Kanal, zum Beispiel von Haifa über das Tote Meer nach Akaba, durchaus zulässig sei.

Nach der Besetzung Ägyptens sahen die englischen Reeder um so weniger ein, daß die britische Regierung immer noch die fast ausschließlich französische Verwaltung der Gesellschaft anerkannte. Granville, Außenminister im neuen Kabinett Gladstone, empfing im April 1883 eine Delegation der Handelskammern und der Reederverbände, die die Beteiligung Englands an der Verwaltung entsprechend seinem Verkehrsanteil und die Herabsetzung der Gebühren verlangten, andernfalls sie einen Parallelkanal in Angriff nehmen würden. Die Diskussion wurde verschiedentlich in die Parlamente übertragen, die Gemüter erhitzten sich, die Presse auf beiden Seiten des Kanals begann zu lamentieren, die ägyptischen Juristen und bald darauf auch die britischen Kronjuristen erklärten sich gegen die Zulässigkeit eines zweiten, von einer andern Gesellschaft gebauten Kanals, und das Ende vom Liede war, daß Lesseps sich mit den englischen Gegnern an einen Tisch setzte, um seinen neuen Freunden, deren politische Ziele ihm gleich waren, da er ja ohnehin von der Gnade der britischen Regierung abhing, wenigstens in bezug auf alle Konkurrenzgefahren für seine Gesellschaft den Wind aus den Segeln zu nehmen. Es kam zu einer Konvention zwischen der Suezkanalgesellschaft und der britischen Regierung, nach der ein zweiter Kanal von der Gesellschaft gebaut werden würde, die Lotsengebühren herabgesetzt werden sollten, England einen Vizepräsidentenposten erhalten und ein britischer Offizier Inspekteur der Kanalschiffahrt werden sollte. England sollte dagegen 200 Millionen Franken für den zweiten Kanal bezahlen.

Das Parlament lehnte diese Vorlage ab, und erst im November 1883 kam Charles de Lesseps mit den Reedern zu einem Abkommen: 1. Der Kanal wird entweder verbreitert oder verdoppelt. 2. In den Verwaltungsrat treten sieben neue englische Mitglieder ein, die von den englischen Reedern und Kaufleuten delegiert werden, während die bisher schon beteiligten drei Mitglieder weiter von der britischen Regierung ernannt werden. 3. In London wird ein Büro eröffnet, und die zehn englischen Verwaltungsratsmitglieder werden zu einem Comité consultatif zusammengeschlossen. 4. Die Zahl der englischsprechenden Angestellten wird erhöht. Ferner vervollständigten noch einige Abmachungen über Gebührenherabsetzung den Charakter dieses Vertrages als eines klaren englischen Diktates. Lesseps wußte jetzt, woran er war, und hat nie wieder den Versuch gemacht, die englische Vorherrschaft irgendwie zu leugnen. Der Kanal wurde schließlich nach langwierigen technischen Beratungen von 1887 an wesentlich verbreitert, auch andere Verbesserungen, wie die Durchführung des Nachtverkehrs, trugen dazu bei, daß heute der Kanal vollständig den Anforderungen genügt, mit deren Umfang man ja beim Bau noch keineswegs hatte rechnen können.

Auch im Jahre 1883 hatte Granville die Frage der Neutralität des Kanals mit einer Note an die Mächte wieder zur Diskussion gestellt, nachdem die früheren Versuche Lesseps' auf dem Pariser Kongreß und dann 1864 nicht zum Ziele geführt hatten. Granvilles Vorschlag sah zwar die Freiheit für alle Schiffe vor, gestattete auch keine feindseligen Handlungen in der Nähe des Kanals, gestand aber Ägypten, und das hieß also England, die völlige Verteidigungsfreiheit und die Kontrolle über die Durchführung der Neutralitätsbedingungen zu. Die Franzosen erkannten sofort die Gefahren dieses Vorschlages, die Ägypten

und den Kanal der Kontrolle Englands auch völkerrechtlich unterworfen hätten, und reichten einen weitergehenden Vorschlag reiner Internationalisierung ein. So kam die Expertenkonferenz von 1885 nicht zu einem Beschlusse, und erst am 29. Oktober 1888 wurde auf einer von der Pforte einberufenen Konferenz ein Abkommen erzielt, das neun Mächte, darunter England, Frankreich, Deutschland und die Türkei, unterschrieben. Die Bedingungen waren viel schärfer als die Note Granvilles, Blockade und Feindseligkeiten wurden verboten, der Aufenthalt für kriegführende Schiffe eng begrenzt und die Kontrolle einer jährlichen Konferenz der ägyptischen Vertreter der Unterzeichnermächte unterworfen. So war es nicht verwunderlich, daß die englische Regierung nur mit dem Vorbehalt unterschrieb, daß die Bedingungen des Abkommens während der Zeit der britischen Besetzung Ägyptens nicht in Kraft treten durften. Damit wurde die ganze Abmachung illusorisch, bis schließlich England im Ententevertrag mit Frankreich von 1904 seinen Generalvorbehalt, aber eben doch nur mit dem Geltungsbereich für die Ententemächte, aufhob. So war von 1875 an die Geschichte des Suezkanals die Geschichte Englands. England hatte nur ein Ziel, die strategische Sicherung des für das Empire von Jahr zu Jahr wichtiger werdenden Schiffahrtsweges nach Asien.

In England hatte sich der erste überschwengliche Jubel um Lesseps längst gelegt. Man hatte ein Strohfeuer angezündet, um Lesseps und die ganze Welt über die Richtungsänderung der britischen Politik von Anfang an zu täuschen. Um so großartiger wurden nun die Ehrungen, die Lesseps aus seinem Vaterlande zukamen, denn in Paris hatte man unbedingt gegen jede englische Politik wenigstens den ideellen Prioritätsanspruch der

französischen Tat zu betonen. Im Jahre 1876 war wieder ein Sitz im Senat frei geworden, den die Regierungsopposition Lesseps anbot. Wie früher lehnte Lesseps auch dieses Mal ab; trotzdem entfielen bei der Abstimmung 84 von 273 Stimmen auf ihn, was Lesseps mit einigem Stolz erfüllte. Er bat aus Ismailia den Senatspräsidenten, den 84 Senatoren seinen Dank auszusprechen. Jedoch im Herbst 1877 versuchte, nun allerdings die Regierung, Lesseps, der in La Chénaie war, zu bewegen, einen Sitz in der Deputiertenkammer anzunehmen. Doch entwickelte sich derzeit eine Regierungskrise, und von der Kandidatur war nicht mehr die Rede, wenngleich Lesseps nicht versäumte, dem Staatspräsidenten Marschall MacMahon in einer Besprechung mündliche Ratschläge zur Lösung der Krise zu unterbreiten.

Weniger gefährlichen Ehrungen war Lesseps jedoch verständlicherweise zugänglich. Bereits 1873 war er zum Mitglied der Académie des Sciences ernannt worden, einige Jahre darauf hatte er für die Veröffentlichung der ersten Aktenwerke über die Entstehung des Suezkanals einen Preis von 5000 Franken von der Académie française erhalten, und nach dem Tode des Admiral La Roncière wählte ihn die Pariser Geographische Gesellschaft zu ihrem Vorsitzenden. Bei Gelegenheit der Übernahme dieses Amtes nannte Gambetta, der viel für Lesseps übrig hatte, ihn „Grand Français“, einen Ehrennamen, der zwar Lesseps den erhofften Höhepunkt seines Ruhmes bestätigte, nichtsdestoweniger aber etwas voreilig Lorbeeren auf das Haupt des Gefeierten sammelte. Jedoch Gambetta konnte nicht wissen, daß Lesseps noch nach 75 Jahren eines erfahrungsreichen Lebens diesen Ruhm zu zerstören gewillt war. Seit 1882 schmückte eine Gedenktafel das Geburtshaus Lesseps' in Versailles, und 1885 wurde ein Seine-Kai in Rouen nach Lesseps

benannt. Der „Grand Français" war zu einer der volkstümlichsten Erscheinungen in Frankreich geworden, zu dem jeder Mann auf der Straße ein unbegrenztes Vertrauen hatte. Die Akademie krönte die Ehrungen 1885, indem sie Lesseps auf den freigewordenen Stuhl von Henri Martin beruf. Der Lorbeer der Akademie . . ., Lesseps, der „Grand Français", hatte seine persönlichen Ziele erreicht.

Die unerschütterliche Gesundheit erlaubte es Lesseps noch nicht, auf diesem Ruhm auszuruhen. Vielmehr erfaßte ihn jetzt, nachdem seine Volkstümlichkeit und der eine Erfolg seines Lebens, der noch nicht einmal ein wahrer Sieg war, ihm das Gefühl gab, daß ihm nichts mißlingen könnte, ein fast cholerisches Gründungsfieber. Kein technischer Plan tauchte auf, an dem zu beteiligen er sich nicht überlegte. Das erste ernsthafter von ihm verfolgte Projekt nahm er schon 1873 in Angriff: den Plan einer transasiatischen Bahn von Europa über Moskau quer durch Zentralasien nach Indien mit Abzweigung oder Verlängerung nach Peking. Er schickte seinen Sohn Victor, der in den diplomatischen Dienst eingetreten war, auf eine Kundfahrt nach Indien bis nach Kaschmir an den Fuß der Himalajaketten. Abgesehen davon, daß voraussichtlich auch dieser Plan Englands energische Abwehr auf den Plan gerufen hätte, erübrigte sich jede Weiterarbeit, weil gerade während der Untersuchungen Victors die Russen ihren Machtbereich nach Zentralasien erweiterten und selbst Bahnbauten vorhatten.
Dann wieder interessierte sich Lesseps stark für das Projekt des Offiziers Roudaire, die alte Tritonbai vom Golf von Gabes westlich bis zum Südrand des Sahara-Atlas künstlich wiederherzustellen, diesen Nordteil der Sahara unter Ausnutzung der großen Schott-Seen zu einem Meer zu machen und dadurch die

Wüste zu beleben und fruchtbar zu machen. Es sollte sich nur um die Durchstechung einer kleinen Schwelle bei Gabes handeln, dann könnten die Wasser in die Tieflagen der Schotts strömen. Aber eine Kommission der französischen Regierung stellte die Unhaltbarkeit der These fest, obgleich man gerne um Algerien von Süden einen Verteidigungsgürtel dieser Art gelegt hätte. Im übrigen starb Roudaire kurz darauf, und das Projekt versank, um jedoch später oft wieder hervorgeholt zu werden. Umfangreichere Arbeit machte sich hingegen Lesseps um die Kongopläne Leopolds II., Königs der Belgier, die gerade in Angriff genommen wurden. Leopold wollte durch eine internationale Gesellschaft Innerafrika erschließen und die Sklaverei aufheben, eine Tätigkeit, die später im Widerspruch zum eigentlichen Vorsatz direkt zu den Kongogreueln übelster Sklavenmethoden einer europäischen Kolonialmacht führte. Lesseps gab jene 5000 Franken dazu, die ihm die Akademie für seine historische Veröffentlichung verliehen hatte, gründete das französische Komitee für die Erschließungsgesellschaft, machte sich zu seinem Vorsitzenden und gewann immerhin bekannte Männer wie den General Faidherbe, Malte-Brun und den Admiral La Roncière. Nicht zuletzt durch Vorträge in einem Saal der Weltausstellung von 1878 in Paris bekam er 50000 Franken durch Einzeichnung für diese Zwecke zusammen, Jules Ferry bestimmte überdies das Parlament, eine Subvention von 100000 Franken auszuwerfen, die Kriegsministerien und das Außenministerium gaben 50000 Franken zu, und der König der Belgier schloß sich mit 40000 Franken an. Mit diesen 240000 Franken sollte je eine französische Station in West- und Ostafrika angelegt werden. In Westafrika gründete Savorgnan de Brazza, nach dem später Brazzaville am Kongo benannt wurde, eine Station, im Osten der Kapitän

Bloyet die Station Kondoa im späteren Deutsch-Ostafrika. Bloyet schickte fleißig Museumsstücke und Photographien und war 1884 am Ende seiner finanziellen Mittel. Lesseps forderte nun 30000 Franken jährlich für Kondoa von Jules Ferry, aber die Regierung lehnte ab, und Kondoa ging schließlich an eine französische Missionsgesellschaft über. Brazza hatte drei Stationen im westlichen Kongogebiet gegründet, darunter Brazzaville am unteren Kongo selbst und Franceville nördlich davon. Im Juni 1881 erschien in Paris ein Wechsel Brazzas auf das Komitee, von dem dieses nicht das geringste wußte. Da die Familie Brazzas nicht für den Betrag von 15000 Franken aufkommen konnte, kaufte Lesseps persönlich den Wechsel, um die Sache aus der Welt zu schaffen und das Komitee nicht zu kompromittieren. Brazza schloß noch ein Abkommen mit dem König von Makoko im Namen des Komitees und versuchte ernstlich, die Kolonisation am unteren Kongo vorwärtszutreiben. Schließlich fehlte es aber ihm und dem Komitee an Mitteln, um die Arbeit fortzuführen, das großartig aufgezogene Comité Français de l'Association Internationale Africaine löste sich sang- und klanglos auf, und nur die französische Regierung bedankte sich im Dezember 1882 bei Lesseps dafür, daß Frankreich auf die Weise um die Kolonie Französisch-Kongo (Gabun) bereichert worden war.

Die geschäftige Gründerei hatte also noch zu keinen neuen Ergebnissen geführt, im Gegenteil, eingeweihte Kreise begannen, dieses Gründen um jeden Preis zu belächeln und es wie einen Spleen der Altersschwäche des Greises zugute zu halten. Man täuschte sich. Lesseps' Krankheit war nicht Altersschwäche, sondern die ruhmsüchtige Hoffnung, noch andere Großtaten als den Suezkanal mit seinem Namen zu verknüpfen, und weiter eine Art von Wahnvorstellung, daß ihm alles

gelingen mußte und daß er als der Held des Suezkanals das Recht hatte, sich an allen in der Welt auftauchenden technischen Plänen zu beteiligen oder alle diese Utopien zu inaugurieren. Was lag näher, als die Götter mit dem Plane des Panamakanals noch einmal zu versuchen, wo er doch der Schöpfer schon eines Weltkanales war? Mußte nicht die Vollendung des Panamakanals zusammen mit dem Gelingen des Suezkanals ihn zum größten Gründer und Unternehmer des Jahrhunderts machen und seinen Ruhm endgültig verewigen?

Die Diskussion um den Bau einer interozeanischen Verbindung zwischen Atlantik und Pazifik an den mittelamerikanischen Landengen hatte immer umfassendere Formen angenommen, seit der Suezkanal eröffnet worden war. Schon 1550 hatte der portugiesische Seemann Galvao ganz richtig festgestellt, daß ein Kanaldurchstich an vier Stellen möglich sei: der Landenge von Tehuantepec in Mexiko, in Nicaragua, in Panama und in Darien unter Ausnutzung des Atrato. Diese Alternativen haben durch Jahrhunderte die Techniker und Entdecker beschäftigt, auch der Schotte Paterson, später Gründer der Bank von England, hat den Versuch einer schottischen Siedlung in Darien mit einem Kanaldurchstichplan zu verbinden gesucht. Der vielseitige Leibniz hatte sich ebenfalls mit diesem Problem beschäftigt, aber erst das 19. Jahrhundert entrückte die Pläne aus dem Bereich der Zukunftsphantasie in das Stadium wahrheitsgemäßer Berichterstattung. In erster Linie hat hier Alexander von Humboldt bei seinen Amerikareisen Vorarbeiten geleistet, von denen er auch Goethe ständig berichtete. Goethe antwortete 1827 Humboldt, daß er wohl gerne noch ein halbes Jahrhundert leben möchte, um die Vollendung der Kanäle von Suez und Panama zu sehen.

Seit 1825 mehrten sich die Angebote an die mittelamerikanischen Staaten, die Landenge zu durchstechen. Träger der Angebote waren ausschließlich England und die Vereinigten Staaten in schärfster Konkurrenz. Trotz der Monroedoktrin hielt sich der englische Einfluß in Mittelamerika immer noch, basierend auf der Besitzung Britisch-Honduras und dem allerdings durchaus strittigen und etwas abenteuerischen Protektorat über den Moskitostaat an der nicaraguanischen Atlantikküste, auf den England südlich von der Mündung des San Juan – dem vermutlichen Ansatzpunkt eines Kanals – bis weit nördlich Anspruch erhob. Es kam seinerzeit zu erbittertem diplomatischem und oft halbmilitärischem Kleinkrieg zwischen den beiden angelsächsischen Mächten mit wechselndem Erfolg. Jedenfalls beunruhigte die Amerikaner die Seeräubermethode des Moskitostaates so stark, daß sie schließlich 1850 mit England den berühmten Clayton-Bulwer-Vertrag abschlossen, in dem nicht nur der bisherige Besitzstand Englands in Mittelamerika und auch seine Schutzherrschaft über den Moskito-Staat garantiert wurde, sondern auch beiden Parteien weitere Kolonisationseroberungen im Streitgebiet untersagt wurden und von vornherein festgelegt wurde, daß jeder interozeanische Kanal in Mittelamerika einer internationalen Kontrolle unterworfen werden solle und keinesfalls in den Besitz einer Macht gelangen dürfe. Diese Rivalität verhinderte zunächst die Fortführung der von dem Amerikaner Vanderbilt bereits eingeleiteten Vorarbeiten in Nicaragua. Andererseits widersprach der Clayton-Bulwer-Vertrag durchaus der Monroedoktrin und wurde später von den USA. dahingehend ausgelegt, daß er sich nur auf Mittelamerika erstrecke und also Kolumbien, zu dem Panama damals gehörte, nicht in seinen Geltungsbereich falle. Er ist später ohne direkte Kündigung als

veraltet in der Versenkung verschwunden, veraltet nämlich in dem Augenblick, in dem die USA. ihre direkte und indirekte Herrschaft über die mittelamerikanischen Republiken errichteten und England sich mehr oder weniger aus Mittelamerika und Westindien zurückziehen mußte, einem Raum, den der britische Imperialist Froude als die Wiege der englischen Seemacht bezeichnet hatte. Das war zweifellos richtig, wenn man voraussetzte, daß die englische Seemacht aus der Seeräuberei eines Sir Francis Drake entstanden ist.

Jetzt waren von den vier Plänen vorwiegend zwei übriggeblieben, der Nicaraguakanal, um dessen Kontrolle sich die USA. und England weiter stritten, und der Panamakanal, der allerdings klimatisch und technisch größere Schwierigkeiten bot, wenn der Durchstich auch wesentlich kürzer war. Lesseps schrieb in seinen Erinnerungen: „Die Eröffnung des Suezkanals 1869 hatte eine völlige Revolution in den wirtschaftlichen Beziehungen der ganzen Welt zur Folge, und ich zweifle nicht, daß dieses Ereignis einen wesentlichen Einfluß auf die Untersuchungen für den Bau eines amerikanischen Kanals hatte... So schlug General Heine auf dem Antwerpener Internationalen Kongreß das interozeanische Schema von Gogorza vor, und auf dem Pariser Kongreß von 1875 beschäftigte der gleiche Gegenstand mehrere Sitzungen, die ich leitete." Diesen Kongreß kann man also als den Zeitpunkt annehmen, an dem sich Lesseps ernstlich in die amerikanischen Kanalfragen einmischte. Es entsprach der Weltberühmtheit des Suezkanalerbauers, daß Lesseps bei jeder internationalen Erörterung der Kanalfragen nicht nur gehört wurde, sondern die Leitung der Diskussion übernahm. Der Pariser Kongreß kam zunächst zu keinem Ergebnis, sondern beschloß, weitere Untersuchungen abzuwarten.

In der Zeit von 1875 bis 1879 ging eine Unzahl von französischen, amerikanischen und englischen Expeditionen nach Mittelamerika ab, um geeignete Pläne zu finden. Einige kamen mit Ergebnissen aus Nicaragua wieder, andere, unter ihnen die Franzosen Leutnant Bonaparte Wyse und General Türr, hatten die Möglichkeiten in Kolumbien, also in Panama und Darien untersucht. Von den Amerikanern hatte sich besonders wieder Selfridge umgetan. Der geschäftstüchtigste von diesen Kanalsuchern aber, der Leutnant Wyse, hatte sich vor der Abreise von Panama 1878 bereits eine klare Konzession für einen Panamakanal von der kolumbianischen Regierung geben lassen, die ihm alle Rechte sicherte, falls man sich für Panama entschloß. Lesseps hatte schleunigst eine Option für diese Konzession für 10 Millionen Franken gekauft und war nun an diesem Projekt weitaus am meisten interessiert.

„Als die Zeit gekommen war und alle Details über die jüngsten Untersuchungen in meinen Händen waren, verwendete ich alle Sorgfalt darauf, der Entscheidung des Kongresses von 1875 zu genügen. Um die Versammlung zusammenzurufen, der eine große Mission bevorstand, richtete ich einen Appell an die Gelehrten, Ingenieure und Seeleute in aller Welt, an die Handelskammern und die geographischen Gesellschaften und bat sie, ihre Delegierten zu bestimmen." Ein glänzender internationaler Kongreß konnte von Lesseps am 15. Mai 1879 eröffnet werden, viele alte Bekannte mit großen Namen konnte er begrüßen, so aus Frankreich Levasseur, den Admiral La Roncière, aus England Sir John Hawkshaw, Sir John Stokes, den Italiener Gioia, die Amerikaner Selfridge und Admiral Ammen, die Holländer Conrad und Dirks, sogar einen Mexikaner und einen Chinesen. Der Kongreß tagte zwei Wochen. Es waren unzählige Kommissionen und Unterkommissionen

gebildet worden, in denen wirtschaftliche und technische Fragen aller Art besprochen wurden. Die beiden Hauptfragen aber waren: wo sollte der Kanal gebaut werden? Und wie sollte er technisch durchgeführt werden, ein Schleusenkanal oder ein Niveaukanal?

Lesseps hat sich später ausführlich über die Diskussionen des Kongresses verbreitet, um seine Meinung zu begründen. Es ließ sich nämlich bei der Wesensart der Lesseps'schen Diplomatie kaum verheimlichen, daß er mit einer vorgefaßten Meinung an die Diskussion heranging, obgleich doch gerade er als Schiedsrichter entscheiden sollte. Die Amerikaner und viele andere, die das Land genau kannten, warnten auf dem Kongreß energisch vor der Entscheidung für Panama, und als sich die Meinung doch im ganzen dem Panamakanal zuneigte, warnten die gleichen wissenden Männer erneut und sehr scharf vor dem Plane eines niveaugleichen Meereskanals. Panama und Niveaukanal aber waren die Schlagworte, die Lesseps als seine Meinung immer wieder in die Diskussion warf; hartnäckig verteidigte er diese Pläne, die die Franzosen Wyse und Reclus vor dem Kongreß entwickelten. Der Plan sah unter anderem einen Tunnel unter der Kordillerenkette und die Benutzung des Chagres-Flusses, einer der reißendsten Flüsse der Welt mit unberechenbaren Hochwassern, vor. Die Amerikaner hingegen befürworteten nicht zuletzt aus politischen Gründen den an sich technisch leichteren Nicaraguakanal.

Das Ende des Kongresses brachte einen vollen Sieg für Lesseps: „Der Kongreß ist der Meinung, daß der Bau eines interozeanischen Kanals in einem Niveau, wie es für die Interessen des Handels und der Schiffahrt so wünschenswert ist, durchgeführt werden kann, und daß dieser Seekanal, um die uner-

läßlichen Erleichterungen des Zugangs und der Benutzung zu gewähren, die einer Passage dieser Art unseres Erachtens gegeben werden müssen, vom Limon-Golf nach der Bucht von Panama führen sollte."
Admiral La Roncière, der der letzten Sitzung präsidierte, sprach die von Lesseps erwarteten Worte: „Bevor wir uns trennen, erlauben Sie, meine Herren, auszusprechen, was schon lange unsere Herzen bewegt: könnte doch der berühmte Mann, der die Seele Ihrer Diskussionen gewesen ist, der Sie durch seine Grazie entzückt hat, der die Personifikation aller großen Unternehmungen ist, lange genug leben, um sich selbst ein Werk vollenden zu sehen, mit dem sein Name von nun an verbunden sein wird und dessen oberste Leitung er zu übernehmen sich noch nicht geweigert hat; er wird so seine Mission fortsetzen, die ihn zu einem Bürger der ganzen Welt gemacht hat."

78 Delegierte hatten für den Beschluß des Kongresses gestimmt, nur 8 dagegen und 12 hatten sich enthalten. Daß die gegnerischen Stimmen die gewichtigsten waren, weil sie sich nicht von der Stimmung des Kongresses und der „Grazie" seines Leiters hatten unterkriegen lassen, übersah Lesseps nur zu gern. Den Tunnel hatte man aufgegeben, statt dessen sollte bei Culebra ein tiefer Einschnitt gemacht werden; und der Chagres sollte ein neues Bett erhalten. Damit hoffte man, die technischen Schwierigkeiten aus dem Wege räumen zu können, und beeilte sich, den Kostenanschlag für den Panamakanal auf etwa 1 Milliarde Franken festzulegen.
Lesseps wurde von vielen Seiten gedrängt, die Leitung der zu gründenden Gesellschaft anzunehmen. Victor Hugo richtete einen flammenden Appell an ihn. Noch auf dem Kongreß

sagte Lesseps mit dem berühmt gewordenen Wort zu, daß ein General, der eine Schlacht gewonnen habe, es nicht zurückweisen könne, eine zweite zu gewinnen. Doch seine engsten Freunde rieten ihm ab, er habe genug getan und solle sich zur Ruhe setzen. Charles schrieb an ihn: „Was suchst Du in Panama? Suchst Du Geld? Suchst Du Ruhm? Du hast ihn in solchem Überfluß, daß Du diesen Ruhm andern lassen kannst... Das Panama-Unternehmen ist sicher grandios, ich halte es auch für durchführbar; welches Risiko aber gehen die ein, die die Leitung übernehmen! Du brachtest die Suezangelegenheit durch ein Wunder in Ordnung. Ist es nicht besser, es bei einem Wunder bewenden zu lassen, ohne sich auf ein zweites zu verlassen!" Schließlich entschloß sich Charles doch, seinem Vater zu helfen und an seiner Seite auch in der Panama-Sache weiterzuarbeiten. Er soll es mit den Worten an seinen Vater begründet haben: „Alles was ich bin, schulde ich Dir: was Du mir auch gegeben hast, Du hast das Recht, es zurückzufordern."

Lesseps war überzeugt, daß er auch diese große Aufgabe meistern würde, nachdem er den Bau des Suezkanals durchgesetzt hatte. Die großen Worte, die der Kongreß für ihn bereit gehabt hatte, konnten auf den eitlen Greis ihre Wirkung nicht verfehlen. Schon im August jedoch sah sich Lesseps in seinen ersten Erwartungen getäuscht. Er war sicher gewesen, daß allein sein Name genügen würde, um die Bereitstellung einer ersten Summe von 400 Millionen Franken zu garantieren. Er hatte also am 6. und 7. August ohne jede Werbung eine Liste ausgelegt, in die sich seine Freunde und persönlichen Bewunderer einzeichnen sollten. Der Zeichnungsbetrag war gleich Null, und Lesseps mußte das Geld den Subskribenten zurückzahlen. Am 20. Oktober 1879 wurde nun die „Compagnie

Universelle du Canal Inter-Océanique de Panama" nach französischem Gesellschaftsrecht gegründet. Sie beruhte auf der Konzession, die Leutnant Wyse von der kolumbianischen Regierung erhalten hatte. Die Gesellschaft Wyse's, die „International Civil Society of the Inter-Oceanic Canal", sollte dann die Konzession an die Compagnie Universelle verkaufen, wobei sie allein durch diese mühelose Transaktion viele Millionen verdiente.

Lesseps kündigte an, daß er selbst Anfang 1880 das Konzessionsgelände eingehend besichtigen werde, und ferner, daß die Firma Couvreux veranlaßt worden sei, noch einmal genau zu kalkulieren. Seine Frau und drei seiner Kinder aus der zweiten Ehe nahm er auf die Reise nach Panama mit. Zeit wollte er unter keinen Umständen verlieren, vor allem wollte er sich nicht mit jenen Dingen aufhalten, die den Bau des Suezkanals so verlangsamt hatten. Er hatte jetzt seine Erfahrungen und beschloß, den Bau so schnell als möglich zu beginnen. Dabei überstürzte er aber die Vorarbeiten maßlos, von dem Ehrgeiz besessen, alle Voraussagen zu schlagen und das Gegenteil zu beweisen.

Lesseps war während der kurzen Trockenzeit in der Panamazone, bereiste mit seinen Ingenieuren die ganze Strecke, benutzte auch die Gelegenheit – ein Mann von jetzt 74 Jahren –, weite Ritte in die wilde Umgebung der Kanalroute zu machen. Am 1. Januar 1880 schon vollzog in einer glanzvollen Feier seine Tochter Ferdinande, damals 7 Jahre alt, den ersten Spatenstich, was allerdings noch nicht bedeutete, daß nun die Arbeiten schnellstens beginnen konnten. Aber Lesseps fühlte sich durch das freundliche Aussehen des Landes während der Trockenzeit in seiner Meinung bestärkt, daß die Unkenrufe der dort ansässigen Europäer über das ungesunde Klima mit

dem hohen Sterblichkeitskoeffizienten und auch die Warnung Humboldts und anderer Reisender vor dem Gelben Fieber unbegründet seien, daß vielmehr die Arbeitsbedingungen, wenn auch nicht normal, so doch durchaus erträglich wären.

Bald kam Lesseps nach Paris zurück und verkündete, daß der Kanalbau – alles in allem – nicht mehr als 843 Millionen Franken kosten würde, also über 150 Millionen Franken weniger, als der erste Voranschlag des Kongresses vorgesehen hatte. Darüber hinaus veröffentlichte nun auch die Firma Couvreux ihre leichtfertige Kalkulation, die noch weit unter die von Lesseps angegebene Summe ging. Couvreux wollte es unternehmen, den Kanal – alles in allem – für 512 Millionen Franken zu bauen, wie er bei einem Bankett zu Ehren Lesseps in Gent im Juni 1880 angab.

Lesseps hatte nie rechnen können, auch der Suezkanal hatte über das Doppelte des Voranschlages gekostet. Er bevorzugte vor den sorgfältig urteilenden Ingenieuren die sogenannten „Männer der Praxis". Couvreux, ein solcher Mann der Praxis, hatte aber alles Interesse daran, den Voranschlag so niedrig als möglich zu machen, um den Auftrag zu erhalten. Schließlich konnte er ja immer noch nachfordern. Andererseits lag auch Lesseps an einem möglichst niederen Voranschlag; denn nach dem Reinfall der ersten Ausschreibung galt es nun, die zukünftigen Aktionäre nicht durch astronomische Kostenziffern zu ängstigen. Lesseps' primitive Vorstellung war, daß zweimal eine halbe Milliarde Franken schneller zusammenkommen würden als einmal eine ganze. Das war keinesfalls unrichtig, bezeugte aber schon von Anfang an, daß diese Methoden der Rechnungsführung nicht der allgemeinen Meinung von einem gesunden Unternehmen entsprachen. Allerdings wurde Les-

seps mit seiner niedrigen Kalkulation von den Ingenieuren der holländischen Kanäle und des Suezkanals gestützt, deren Urteil naturgemäß bei Lesseps schwerer wog als das der gegnerischen Nicaragua-Befürworter. Im übrigen verließ sich Lesseps, wie gesagt, mehr auf die „Männer der Praxis", zu denen er sich gern selbst rechnete.

Die Leichtfertigkeit, mit der die Vorarbeiten und die Kalkulation vorgenommen wurden, war unbeschreiblich. Lesseps glaubte, dieses Riesenwerk aus dem Ärmel schütteln zu können, er hatte einen unerschütterlichen Glauben an sein eigenes Genie, er fühlte sich fast als Herr der Welt, der der Natur seine Gesetze vorschreiben konnte. Dabei konnte er sich auf das Vertrauen des kleinen Mannes auf der Straße verlassen: die bald folgenden ersten Subskriptionen für das Aktienkapital liefen glänzend. Jene Sammlung von Kleinrentnern, kleinen Angestellten und Handwerkern bewährte sich noch einmal auf das beste. Weder nahmen die großen Banken an der Einzeichnung teil noch irgendwelche bedeutenden Ausländer, aber die aufgelegten Aktien wurden gezeichnet. Zum Schluß hatten auch noch die an der Lieferung und der Ausführung beteiligten Firmen größere Beträge zugegeben.

Am 1. Februar 1881 wurden die Arbeiten für den Panamakanal feierlich begonnen. Lesseps hoffte, alle Widerstände beseitigt zu haben, und war guten Mutes, daß das Werk noch vor dem vorgesehenen Datum beendet sein würde. Tausende von Arbeitern aller Nationalitäten gingen herüber nach der Landenge, Tausende von Aktionären hofften auf großen Gewinn – die Verantwortung, die Lesseps übernommen hatte, war ungeheuer. Doch noch konnte er nicht ahnen, daß die Tausende von Arbeitern drüben ihr Leben lassen und die Tausende von Aktionären ihre mühsam erarbeiteten Spargroschen verlieren

würden. Die Warnungen aller Wissenden hatte Lesseps in den Wind geschlagen – was konnte ihm mißlingen, ihm, dem gefeierten Erbauer des Suezkanals, dem Künder des menschlichen Fortschritts, dem erfolgreichen Generaldirektor und „Grand Français"?

DER WEG ZUM ZUSAMMENBRUCH

Am 1. Februar 1881 wurden die Arbeiten am Panamakanal aufgenommen, am 13. Dezember 1888 stellte die Panamagesellschaft ihre Zahlungen ein. Immerhin acht Jahre noch hat es also gedauert, bis das von allen wirklichen Fachleuten erwartete Ende eintrat. Doch gerade weil es noch acht Jahre dauerte, wurde das Ende um so bitterer. Obgleich mit den Jahren die Verantwortung, die Lesseps übernommen hatte, ihn immer mehr drückte, fand er nicht rechtzeitig den Mut, von den Höhen gefeierten Ruhmes zu der geforderten Pflicht des Eingeständnisses herabzusteigen, daß er leichtfertig und fehlerhaft gehandelt hatte. Dabei hätte sein volkstümlicher Ruhm die Belastungsprobe eines solchen Geständnisses noch mühelos überstanden, wenn es nur rechtzeitig erfolgt wäre. Aber je dringender die Pflicht zum Rückzug wurde, um so mehr verbohrte sich Lesseps in den Plan und wollte die Weiterführung der Arbeit mit Gewaltmitteln durchsetzen. Er scheiterte, denn er war eben weder Ingenieur noch Kaufmann noch Finanzgenie. Alles, was er war, ein einmal erfolgreicher Gründer, genügte keinesfalls für diese Aufgabe, die in erster Linie tüchtige Ingenieure, Kalkulatoren und Finanzleute erforderte.
Acht Jahre lang nagten die Natur des Isthmus, die Gewinnsucht der Kontraktfirmen, die Verschwendung der Beamten, die Unzufriedenheit der Aktionäre, die Korruption der staatlichen Funktionäre und letztlich die Politik der angelsächsischen Mächte den Plan des Panamakanals an, bis er nicht mehr

zu halten war, bis die Kraft der Gesellschaft und ihrer Leiter völlig zermürbt war. Doch nicht die gegnerischen Kräfte waren am Zusammenbruch schuld, sondern einzig der Mangel an Verantwortungsbewußtsein der Männer, die das Werk durchführen wollten. So altersschwach war Lesseps noch nicht, daß er nicht von Anfang an gesehen hätte, daß sich die Gesellschaft und ihre Tätigkeit ausschließlich auf dem Vertrauen aufbaute, das die Franzosen zum Schöpfer des Suezkanals besaßen. Damit übernahm Lesseps moralisch die ganze Schuld an den bitteren Folgen.

Der Zusammenbruch der Gesellschaft ist in erster Linie auf die Widerstände der Natur des Isthmuslandes zurückzuführen. Am Isthmus von Suez gab es keinen Regen, keine Berge, keine reißenden Flüsse, kein Tropenklima mit seinen gesundheitsschädigenden Folgen. Damals hatte England aus rein politischen Gründen behauptet, daß der Kanal technisch nicht durchführbar wäre. Er war doch vollendet worden. Jetzt aber, als die gleichen Warnungen von autoritativer Seite, von allen Fachleuten kamen, schlug Lesseps sie in den Wind. Er sah gar nicht den Unterschied der beiden Warnungen, sondern glaubte, daß, wenn die eine sich als unberechtigt herausgestellt hatte, auch die andere falsch sein mußte. Überdies erforderte der Panamakanal nur 75 km Durchstich, während der Suezkanal 160 km lang war.
Die Widerstände, die die Natur den technischen Arbeiten entgegensetzte, waren nicht einmal das Wichtigste. Die Unterschätzung der abzutragenden Erd- und Felsmengen und die Regulierung des Chagres, an die man zuerst gar nicht gedacht hatte, betrafen ja nur die finanzielle Verantwortung der Gesellschaft und somit die Spargroschen der Aktionäre. Das war

eine Angelegenheit Frankreichs. Die Welt aber ging es an, daß viele Tausende von Arbeitern und Angestellten aller Rassen dem Klima erlagen. Hier lag eine moralische Verantwortung der Gesellschaft, über die die ganze Welt zu richten hatte und von der die Leiter nicht freigesprochen werden konnten. Geld kann wieder verdient werden, wenn es verloren ist, aber Tote kann auch die Reue des Schuldigen nicht wiedererwecken.

Der Isthmus von Panama war seit alters als eines der ungesundesten Gebiete der Erde verschrien. Humboldt hatte bereits darauf hingewiesen, daß Malaria und Gelbes Fieber ein starker Gegner eines Kanalbaues an dieser Stelle sein würden, der englische Weltreisende und Imperialist Froude hatte geschrieben, daß „es in der ganzen Welt nicht eine einzige Stelle gäbe, wo so viel Betrug und Schurkerei, so viel widerwärtige Krankheiten, ein solcher scheußlicher Misthaufen von moralischem und physischem Abschaum auf einem Flecken eng vereint wären", wie in Panama. Er entwarf ein treffendes Bild von den Kanalarbeiten: „Die Szenerie der Arbeiten ist ein feuchter tropischer Dschungel, fürchterlich heiß, wimmelnd von Moskitos, Schlangen, Alligatoren, Skorpionen und Tausendfüßlern; schon von Natur aus die Heimat des Gelben Fiebers, des Typhus und der Ruhr, und nun noch viel tödlicher durch die dichte Häufung von Menschen, die hier versammelt sind."

Der kanadische Arzt Nelson, der von 1880 bis 1885 in Panama lebte, berichtete in einem Erinnerungsbuch, das durch seine Tatsachen zu einer grausigen Anklageschrift gegen die Gesellschaft wurde, von einem kennzeichnenden Ausspruch des Leiters der Klinik in Panama: „Zuerst haben Sie also die feuchte Jahreszeit. Sie dauert vom 15. April bis zum 15. Dezember. Da stirbt man in vier oder fünf Tagen an Gelbem Fieber. Dann haben Sie als nächstes die trockene oder gesunde Jahres-

zeit, vom 15. Dezember bis zum 15. April. Da stirbt man in 24 bis 36 Stunden am Fieber."

Dementsprechend war die Sterblichkeit unter der Arbeiterschaft enorm hoch, nicht einmal die Jamaikaneger waren von den Krankheiten ausgenommen. Nelson berichtete, daß zeitweise täglich 30 bis 40 Beerdigungen stattfanden – damals betrug die Höchstzahl der Beschäftigten im ganzen etwa 10000 Mann! –, das sind also täglich 4 pro Tausend Sterbefälle! Der alte Friedhof reichte bald nicht mehr. Die Neuanlage enthielt aber nach einem Bericht Nelsons nach 21 Monaten bereits fast 4000 Gräber, außerdem Hunderte von Urnen-Nischen und außerhalb ein umfangreiches Gräberfeld, im ganzen etwa 5000 Begräbnisstätten. Waren zuerst noch die diplomatischen Vertreter und Beamte der Gesellschaft bei den Beerdigungen anwesend, so wurde bald darauf von Bestattungen keine Notiz mehr genommen. Die Toten wurden verscharrt und bekamen ein Holzkreuz mit einer Nummer. Jedes Jahr wurde wieder mit Nr. 1 angefangen. Zur Verbreitung der Krankheiten trug wesentlich bei, daß die armen Arbeiter sich schleunigst in den Besitz der Kleidung und anderen Habseligkeiten der gestorbenen Kameraden setzten. Die Gesellschaft glaubte ihrer Pflicht Genüge getan zu haben, indem sie die Ausplünderung der Wohnung Verstorbener und die Beraubung der Gräber einmal durch Verordnung verbot! Man schätzt die Gesamtzahl der bei den Arbeiten an Krankheiten Gestorbenen auf etwa 25000 Mann – bei einer jahresdurchschnittlichen Belegschaftsstärke von etwa 7000 bis 8000 Mann. Von 27 jungen Ingenieuren der französischen Technischen Zentralschule starben im Jahre 1887 allein 15 Mann. Trotz aller Fürsorge für die leitenden Beamten starb auch von ihnen ein großer Teil, vor allem aber die Angehörigen, die sie mitgebracht hatten. Von 22 Ärzten der Gesellschaft

starben allein 1887 14. Auch die diplomatischen Vertreter der Großmächte, die wegen der großen Zahl der am Kanal arbeitenden fremden Staatsangehörigen starkbesetzte Konsulate in Panama unterhalten mußten, hatten sehr unter dem Gelben Fieber zu leiden, so daß einmal ein britischer Generalkonsul seinem Freunde schrieb: „Es ist hier üblich, daß jeder neue Konsul seinen Vorgänger nach Hause schickt", – im Sarge nämlich. Aber Lesseps nahm kaum Notiz davon, daß der Isthmus bald seinen berechtigten Beinamen erhielt: das Grab der Europäer.

Das Massensterben war allerdings für die Gesellschaft nicht sehr kostspielig, denn Arbeiter kamen immer wieder, angelockt von den hohen Löhnen, und Familienversorgungspflicht gab es natürlich nicht. Nach besonders opferreichen Epidemien machte sich gelegentlich ein Arbeitermangel bemerkbar, so daß der verschwenderische Maschinenpark der Gesellschaft nicht voll bedient werden konnte. Die Folge solchen zeitweiligen Arbeitermangels war also, daß eine Unzahl von Maschinen unbenutzt und ungepflegt in den Tropenregen herumstand, verrostete und zerfiel und nach wenigen Tagen vollständig unbrauchbar war. Selbst gegen die Maschinen hatte sich die Natur verschworen.

Fünf hauptsächliche Naturhindernisse stellten sich der technischen Durchführung entgegen. Erstens erforderte der hohe Gezeitenunterschied an der pazifischen Seite eine Ausgleichsschleuse für die Gezeiten, die man vorher nicht einkalkuliert hatte. Zweitens machte der Chagresfluß wesentlich größere Schwierigkeiten, als man erwartet hatte. Während der Chagres in der Trockenzeit ein unbedeutendes Flüßchen ist, schwillt er in der Regenzeit bis zu einer Sekundenleistung von mindestens 700, höchstens 2000 cbm. Der Rhein führt bei Bin-

gen im Durchschnitt etwa 1500 cbm in der Sekunde. Zuerst hatte die Gesellschaft dem Chagres-Hochwasser keine besondere Bedeutung beigemessen, bis in der Regenzeit alle Baustellen häufig meterhoch unter Wasser gesetzt wurden. Da entschloß man sich, die zuerst geplante Bettregulierung des Chagres aufzugeben und ihn vielmehr bereits in seinem Oberlauf künstlich nach dem Stillen Ozean abzuleiten, obgleich er eigentlich nach dem Atlantik abfließt und dabei mehrfach die Kanalroute kreuzte. Zwei Forschungsexpeditionen kamen durch Krankheiten dezimiert, aber ohne Ergebnisse zurück. Schließlich plante man die Errichtung eines etwa 50 m hohen und $1^1/_2$ km langen Dammes in der Gamboaschlucht, der den Chagres abhalten sollte. Das dort gesammelte Wasser sollte in gewaltigen Kanälen nach dem Atlantik abgeleitet werden. Für diesen Dammbau waren 10 Millionen cbm Steine und Erde erforderlich, die also während der Trockenzeit herangeschafft und verbaut werden mußten. Das gelang nicht, vielmehr zerstörte der Chagres unermüdlich immer wieder die begonnenen Arbeiten. Damit stiegen die Kosten: 1883 gab die Gesellschaft die Kosten mit etwa 8 Millionen Franken an, 1885 rechnete man schon mit 40 und 1886 mit 100 Millionen Franken. Der Damm sei die größte technische Schwierigkeit des Kanals. Und kurz darauf erklärte man, es seien Pläne in Arbeit, den Damm ganz zu vermeiden.

Das dritte große Hindernis war die Höhenüberwindung der Kordillerenkette bei Culebra, der Culebra-Einschnitt. Schon Ende 1881 hatte man diesen schwierigsten Punkt der ganzen Kanalroute in Angriff genommen. Da Lesseps am Niveaukanal festhielt, handelte es sich hier darum, eine Höhe von 126 m, dazu 9 m Kanaltiefe, also 135 m abzutragen. Und zwar nicht etwa Erdreich oder leichtes Gestein, sondern Marmor

und andere harte Stoffe. Außerdem konnte man ja nicht in der Kanalbreite von 20 m in die Tiefe gehen, sondern benötigte einen Böschungswinkel, der bei dieser Höhe des Uferrandes zu einer Abtragungsbreite von mehreren hundert Metern an der Oberfläche zwang, wenn man sich nicht der Gefahr häufiger Erdrutsche aussetzen wollte.

Viertens stellte sich überhaupt heraus, daß die Abtragungsarbeiten viel umfangreicher als veranschlagt waren. Denn unter den Malariatümpeln und tropischen Wäldern stand massives und hartes Gestein an, das die Arbeiten ungeheuer verzögerte. Überdies hatte man sich bei der Berechnung sehr geirrt, denn die zugrunde gelegten Niveauangaben der Panama-Eisenbahn erwiesen sich als falsch, das Niveau der Bahn war wesentlich höher als angegeben. Fünftens strafte schon im Jahre 1882 ein gefährliches Erdbeben die Behauptung Lesseps' Lügen, die er auf dem Kongreß 1879 ins Feld geführt hatte, daß nämlich der Isthmus von Panama im Gegensatz zum konkurrierenden Isthmus von Nicaragua erdbebenfrei sei. Von dem Erdbeben am 7. September 1882, gefolgt von hohen Flutwellen beider Meere, wurden vor allem Panama und Colon betroffen. Mitten durch Colon zog sich ein breiter Erdriß, die Ufer und Dämme wurden zerstört, und auch der Chagres hatte sein Bett wieder einmal verändert.

Alle genannten fünf Punkte hätten schon vor Beginn des Baues erkannt werden können, wenn die Arbeit nicht so übereilt angefangen worden wäre. Das Chagres- und das Culebraproblem hätte richtig berechnet werden können, auch die Erdbebengefahren konnten in Rechnung gestellt und durch Vorbeugungsmaßnahmen vermindert werden. Typisch für die Oberflächlichkeit der Vorarbeiten ist die Unterschätzung der abzutragenden Erd- und Steinmengen, die fehlerhafte Niveauberechnung

und die fehlerhafte Erforschung der abzutragenden Gesteinsschichten. Besonders aber hätte man gegen den Ausbruch gefährlicher Epidemien vorbeugen müssen, denn die Übertragung von Malaria und Gelbem Fieber durch die Moskitos war bereits bekannt. Man hätte, wie es die Amerikaner später getan haben, zu allererst alle stehenden Tümpel und Gewässer zuschütten oder irgendwie zerstören müssen, bevor man solche Mengen von Arbeitern auf die Baustellen schickte. Den Amerikanern ist es später gelungen, die Panamakanalzone praktisch malariafrei zu machen und größere Epidemien bei den Bauarbeiten zu verhindern. Doch die französische Panamagesellschaft schätzte die Menschenleben wohl noch geringer ein, glaubte, mit dem Bau von Krankenhäusern und der Einrichtung eines sanitären Dienstes genug getan zu haben, und verhinderte im übrigen möglichst die Meldung der Sterbestatistiken nach Europa.

Es war kein Wunder, ganz abgesehen von allen Korruptionsfällen, daß die arbeitenden Firmen unter dem Zwange der natürlichen Verhältnisse ständig wechselten, ihre Verträge aufgaben und sich aus der Affäre zu ziehen versuchten. Bereits im ersten Arbeitsjahr waren allerdings fast alle Teilstrecken der Kanalroute oberflächlich im Bau, auch der Culebra-Einschnitt und die Arbeiten an den Endpunkten waren begonnen worden. Das war zwar im ganzen nicht sehr zweckmäßig, machte aber auf die Aktionäre einen ausgezeichneten Eindruck. Welche Abtragungsarbeiten nun wirklich bis 1888 geleistet wurden und wieviel immer noch verblieb, ist nie eindeutig festgestellt worden. Ein kolumbianischer Offizier, der mit einem Bericht beauftragt war, gab für Juni 1886 an, daß 14 Millionen cbm abgetragen worden seien, für August 1887 nannte der gleiche Offizier 34 Millionen cbm, und laut

Belegen der Gesellschaft sind für 46,5 Millionen cbm Kostenrechnungen bezahlt worden. Aber später stellte sich heraus, daß ein Großteil dieser Abrechnungen fiktiv war, weil die Kontraktfirmen gar nicht kontrolliert wurden. Von gegnerischer Seite wurde schließlich berechnet, daß im ganzen nur 20,2 Millionen cbm wirklich abgetragen worden seien.

Nun die Gegenrechnung: die erste Schätzung des Leutnants Bonaparte Wyse bezifferte sich auf 40 Millionen cbm. Lesseps schätzte 1880 auf 45 Millionen, seine technische Kommission kurz darauf bereits auf 75 Millionen, und 1884 gab die Gesellschaft selbst 120 Millionen cbm als abzutragen an. Schließlich wurden 135 Millionen öffentlich zugegeben, aber der genannte kolumbianische Offizier sprach 1888 von 161 Millionen, allerdings einschließlich der Nebenbauten. Von gegnerischer Seite wurde noch eine ganz andere Rechnung aufgemacht: wenn die Gesellschaft wirklich an dem Projekt Lesseps eines schleusenlosen Kanals festhalten wollte, dabei aber alle Regeln moderner Wasserbautechnik beim Ausbau der Böschungen berücksichtigen wollte, so habe sie im ganzen allein für den Kanal 362 Millionen cbm auszuschachten! Dazu kommt, daß der Kolumbianer in seinem Bericht unwidersprochen angibt, daß acht Zehntel der bisher gearbeiteten Ausschachtungen Erdreich und lockere Böden ausmachten, also an die eigentlichen Felsarbeiten noch gar nicht herangegangen worden war.

Legt man also die wohl zutreffende Schätzung des Kolumbianers mit 161 Millionen cbm zugrunde und ferner, daß in 6 Jahren höchstens 45 Millionen cbm wirklich entfernt wurden, so mußte also der ganze Bau etwa 25 Jahre dauern, wenn man die Erweiterung der Arbeitsleistung für die Mehrarbeit der Gesteinsausschachtungen in Rechnung stellt. Der Bau-Erfolg der sechs Jahre war also durchaus mäßig.

Lesseps, der mit der Firma Couvreux und Hersent beim Bau des Suezkanals ausgezeichnete Erfahrungen gemacht und ja auch von dieser Firma einen für die Aktienwerbung so erfreulich niedrigen Kostenvoranschlag für den Panamakanal erhalten hatte, wollte sich ausschließlich auf diese Weltfirma verlassen. Das hieß, daß also Couvreux den ganzen Bauauftrag bekam und die Panamagesellschaft praktisch keine Ingenieure beschäftigte. Die verwaltenden Kaufleute und sonstigen sich aus allen möglichen Berufen rekrutierenden, der Anschauung Lesseps' von den Männern der Praxis entsprechenden Beamten konnten also nicht die geringste Kontrolle über die technischen Arbeiten ausüben.
Couvreux ging wagemutig an die Sache heran, um schon nach zwei Jahren einzusehen, daß nicht nur sein Kostenanschlag nicht stimmte, sondern der Bau in dieser Form technisch überhaupt nicht möglich war. Im Februar 1882 wurden zwei amerikanische Firmen an den Baggerarbeiten beteiligt, zum Ende 1882 löste Couvreux seinen Vertrag und bekam sogar von der großzügigen Gesellschaft für den verlorengegangenen Gewinn einige Millionen ausbezahlt, wahrscheinlich ein Schweigegeld, damit Couvreux, der im übrigen selbst erheblichen Besitz an Panama-Aktien hatte, die Gesellschaft nicht in Mißkredit bringen konnte. Tatsächlich ging der Rücktritt Couvreux' auch ganz unbemerkt vorüber.
Nun mußte sich Lesseps doch entschließen, Ingenieure in die Gesellschaft zu nehmen und an Ort und Stelle als Oberaufsicht über die Arbeit der vielen kleinen Unterfirmen, die durch den Rücktritt Couvreux' selbständig geworden waren, einzusetzen. Mit der Wahl dieser Männer hat er eine gute Hand bewiesen: alle drei waren tüchtig. Dingler, der erste, arbeitete von 1883 bis 1885 am Isthmus und verlor dort seine Frau und seine

zwei Kinder am Gelben Fieber. Der zweite, Boyer, der wie Dingler in Frankreich große Bauten erledigt hatte, war in der Arbeit ebenso zäh, erlag aber schon drei Monate nach seiner Ankunft selbst dem Gelben Fieber. Der dritte war Jacquier, der bis zur Einstellung der Arbeiten in Panama blieb, aber die Betrügereien dieser Jahre nicht verhindern konnte.
Auch die englisch-holländische Firma Cutbil de Lungo Watson and van Hatlun, die das große Teilstück des Culebra-Einschnittes in Auftrag erhalten hatte, trat nach einem Jahr Arbeit vom Vertrag zurück. Jetzt beendete Lesseps die kostspielige und unübersichtliche Tätigkeit von zeitweise 36 Baufirmen unter der direkten Kontrolle der Gesellschaft. Statt dessen wurden sieben große Firmen mit Anfang 1886 für die Vollendung der Arbeiten herangezogen. Die Baustrecken wurden aufgeteilt auf die American Contracting and Dredging Company, die Firma Jacob, die Firma Vignaux Barbaud Blanlieul, die Société Travaux de Paris, die Firma Artigue, Sonderegger & Co. (Culebra) und Baratoux, Letellier & Co. Als siebente Firma kam später das Unternehmen Eiffel hinzu, dem der Bau von Schleusen überlassen bleiben sollte. Unterdessen hatte man nämlich eingesehen, daß man unmöglich an dem Plane eines schleusenlosen Kanals, den Lesseps so rigoros durchgesetzt hatte, noch festhalten konnte. Charles de Lesseps und der französische Regierungskommissar Rousseau schlugen energisch einen Schleusenkanal vor, um die Arbeiten überhaupt zu Ende führen zu können. Die Technische Kommission lehnte zunächst noch ab, empfahl aber dann den guten Plan des jungen Ingenieurs Bunau-Varilla, der bei der Firma Artigue & Sonderegger mitarbeitete; danach solle man erst einen Kanal mit je vier Schleusen an beiden Kanalenden unter möglichster Arbeitseinsparung bauen, um dann den Niveau-

unterschied nach und nach abzubauen und den schleusenlosen Kanal schließlich zu vollenden. Charles de Lesseps verkündete dieses neue Programm am 28. Dezember 1887, wobei er meinte, wenn der Berg nicht zu ihnen herunterkomme, würden sie eben hinaufsteigen. Es schien sich alles ganz gut anzulassen, zumal der durch seinen Turmbau bekannte elsässische Ingenieur Eiffel als Reklameschild gewonnen war, – da machten die ohnehin bisher nur mühsam zurückgehaltenen finanziellen Schwierigkeiten einen endgültigen Strich durch die Rechnung.

Man kann nicht sagen, daß besondere politische Gegnerschaften zusammen mit den Arbeitshindernissen wesentlich auf die Niederlage der Gesellschaft eingewirkt hätten, wie es beim Suezkanal mehr oder weniger der Fall gewesen war. England und alle europäischen Großmächte waren ziemlich überzeugt, und zwar dieses Mal wirklich, daß der Bauplan scheitern mußte, daß man also gar keine Anstrengungen zu machen brauchte, die Durchführung mit politischen Mitteln zu verhindern oder in bestimmte Richtungen zu rücken. Jener englische Sieg im Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 genügte zunächst noch zur Klärung der Lage in Mittelamerika.

Immerhin gab es in USA. Leute, die aus der englischen Politik um den Suezkanal gelernt hatten. Der sehr rührige und hitzige Secretary of State der Präsidentschaft Garfield, J. G. Blaine, begann schon im Juni 1881 eine Korrespondenz mit Lord Granville, die er unter dem Präsidenten Arthur zum Höhepunkt führte. Hatte es sich zuerst für ihn um die Frage der Neutralisierung gehandelt, so ging er am 19. November mit einem Telegramm an Granville viel weiter. Jetzt erklärte er, daß sich die USA. nicht mehr an den Clayton-Bulwer-Vertrag gebunden fühlten, da er einseitig zu Englands Gunsten sei.

England könne ruhig beide Enden des Kanals besetzen, während den USA. die Hände gebunden seien. Und der Suezkanal zeigte ja, daß jede Form der Neutralität von dem, der zuerst am neutralen Ort war, durch einen einzigen Kanonenschuß weggewischt werden könnte. Am 29. November erklärte er dann ganz offen, daß „seine Regierung im Hinblick auf die europäischen Staaten nicht der Verewigung irgendeines Vertrages zustimmen werde, der unsere von alters bestimmte Priorität auf dem amerikanischen Kontinent angreift." Granville antwortete vorsichtig und hinhaltend, und die Sache ging schließlich unter, als Blaine zurücktrat. Die amerikanische Bevölkerung war mit seinem Vorgehen auch gar nicht einverstanden gewesen, da es den Keim zu einem Kriege hätte legen können. Schon bald darauf schwieg jede angelsächsische Politik zum Falle Panama, da sich die Unmöglichkeit der Baudurchführung von Tag zu Tag deutlicher herausstellte.

Nur in der Kanalzone wurde fleißig lokale Politik gemacht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Franzosen hinter einem für sie sehr nützlichen Aufstand im Jahre 1885 steckten, der auf dem Isthmus gegen die kolumbianische Regierung ausbrach. Colon wurde bei dieser Gelegenheit von Flibustiern und Jamaica-Negern fast vollständig heruntergebrannt, wobei Hunderte ihr Leben verloren, aber in Panama konnte der Aufstand von amerikanischen Landungstruppen unterdrückt werden, die den Anführer erwischten. Der französische Konsul protestierte energisch gegen diesen amerikanischen Eingriff in die Neutralität des Kanalgebietes, aber der amerikanische Admiral erklärte, nur im Interesse des zugesicherten freien Durchganges über den Isthmus zu handeln. Der Verkehr wurde unter dem Schutz amerikanischer Soldaten auf der Bahn wieder aufgenommen, und die Amerikaner räumten erst

das besetzte Gebiet, als ausreichend kolumbianische Truppen eingetroffen waren. Die große Politik aber hatte sich schon völlig an Panama desinteressiert, mochten die Franzosen die Kosten dieser Utopie allein übernehmen.
Alle Hemmungen des Kanalbaues durch die Natur und den Wechsel der Arbeitsfirmen hätte die Gesellschaft mit einem kleinen Eingeständnis des verfrühten Arbeitsbeginns finanziell noch mit einigem gutem Gewissen vor den Aktionären vertreten können. Daran allein aber lag es nicht, daß der Zusammenbruch vor der Tür stand. Einige Zahlen erklären die Mißwirtschaft der Gesellschaft, auf die der Skandal einfach folgen mußte. Jener Voranschlag Couvreux's von 1880 mit 512 Millionen Franken Kosten war der völlig wahnsinnige Ausgangspunkt Lesseps' bei der Gründung der Gesellschaft. Mit dem Fortgang der Arbeiten stiegen die amtlichen Voranschläge der Gesellschaft auf 600 Millionen im Dezember 1880, 1070 Millionen im Mai 1885, 1200 Millionen im März 1886 und 1654 Millionen Franken im November 1887. Diese letzte Zahl betraf aber schon den ermäßigten Gesamtkostenanschlag für die bisherige Bauzeit und den nun folgenden Bau eines billigen Schleusenkanals. Nach einem Bericht des kolumbianischen Offiziers Armero waren bis zum Juni 1886 bereits 775 Millionen Franken ausgegeben worden, aber nur 14 Millionen cbm ausgeschachtet. Den Hauptanteil daran trugen: die Baggerarbeiten mit 140 Millionen Franken, die Materialkäufe mit 110 Millionen Franken, der Kauf der Panama-Eisenbahn mit etwa 95 Millionen Franken, die Verwaltungen in Paris, New York und Panama mit 42 Millionen Franken, die Arbeiterlager 45 Millionen Franken, die Hospitäler 35 Millionen Franken, Wagen, Pferde, Diener, Häuser und Landsitze für die Angestellten in Panama mit 41 Millionen Franken,

Entschädigung für die Berichtskommissionen und die vertraglösenden Firmen 22 Millionen Franken, Löhne für die Angestellten in Panama 25 Millionen Franken und die zugesagte Dividende für die Aktionäre mit 150 Millionen Franken. Das heißt also, daß für die eigentlichen Arbeiten im Kanalgebiet einschließlich der Löhne nur etwa 50 Prozent der gesamten Ausgaben aufgewandt wurden. Wie die anderen 50 Prozent verwandt wurden, zeigte ein Bericht des Arztes Nelson über das bürokratische System im Kanalgebiet: „Es gibt genug bürokratischen Betrieb und genug Beamte auf dem Isthmus, um ein Dutzend erstklassige Republiken mit Beamten für alle Abteilungen glänzend auszustatten ... Ein Generaldirektor wohnte in einem Haus, das über 500000 Franken gekostet hatte; sein Gehalt war 250000 Franken im Jahr; und jedesmal, wenn er an die Arbeitsplätze fuhr, bekam er 250 Franken täglich als Spesen. Er reiste in einem schönen Pullmanwagen, Spezialkonstruktion, der 210000 Franken gekostet haben soll. Später wünschte er eine Sommerresidenz, ein kostspieliges Gebäude wurde nahe La Boca errichtet – 750000 Franken ... Ein Kanalbauchef hatte ein großartiges Taubenhaus gebaut, es kostete die Gesellschaft 75000 Franken. Ein anderer hatte ein Badehaus nach modernsten Gesichtspunkten errichtet – 200000 Franken." Abgesehen von der unerhörten Verschwendung der Gesellschaftsgelder für den Luxus der Beamten kam aber – soweit es sich um den Schauplatz Panama handelte – noch hinzu, daß der Großteil des Maschinenparks völlig überflüssig angekauft worden war; die Einkäufer hatten nutzlos das Geld verpulvert, und nun standen die wertvollen Maschinen im Regen herum. Auch die Panama-Eisenbahn war zu einem Kurs von 1250 gekauft worden, während die Aktien der Bahn damals an der Börse nur mit 400 notiert wurden.

Welche Methoden der Finanzgebarung zudem in der Pariser Zentrale üblich waren, entzog sich zunächst noch der allgemeinen Kenntnis. Die Öffentlichkeit erfuhr im allgemeinen nichts weiter, als daß die Gesellschaft alle Augenblicke Geld brauchte und neue Obligationen ausgab. Wie sinnlos dies alles war, ging aus den neutralen Schätzungen über die voraussichtlichen Gesamtkosten hervor, die nicht von seiten der Gesellschaft kamen. Der Kolumbianer Armero schätzte 1887 die Gesamtkosten auf 4 Milliarden Franken, wenn der Plan Lesseps beibehalten würde. Das war über das Dreifache von der Summe, die derzeit die Gesellschaft öffentlich kalkuliert hatte.

Das Aktienkapital der Gesellschaft betrug 300 Millionen Franken. Nachdem diese verbraucht waren, also schon nach zwei Jahren, gab man jährlich neue Serien von Obligationen aus, die folgende Beträge einbrachten: 1882: 125 Millionen, 1883: 300 Millionen, 1884: 170 Millionen; 1885: 35 Millionen, 1886: 460 Millionen, 1887: 260 Millionen, zusammen bis Ende 1887 also etwa 1350 Millionen Franken. Einschließlich des Kapitals hatte die Gesellschaft etwa 1650 Millionen Franken an Aktien und Obligationen ausgegeben. Trotzdem hatte sie unermeßliche Schulden. Zum Beispiel hatte die kolumbianische Regierung für die Eisenbahn, an der sie wesentlich beteiligt gewesen war, noch keinen Frank gesehen.

Nun hatte man bei der Suezkanalfinanzierung so gute Erfahrungen mit einer Lotterie-Anleihe gemacht, daß Lesseps sie jetzt für Panama zu wiederholen beschloß. Schon seit 1882 waren nämlich die Obligationen nicht mehr bereitwillig gekauft worden, die Ausgabe von 1884 konnte man zum Beispiel erst in 18 Monaten unterbringen. Die Kreditquellen begannen gänzlich zu versiegen, nur eine Lotterie hatte noch Aussichten. Nun bedurfte aber eine Lotterie-Anleihe der Genehmigung der

Regierung, um die 1883 nachgesucht wurde. Bevor man die Anleihe im Parlament zur Diskussion stellen wollte, wurde Rousseau als Regierungskommissar nach Panama geschickt, um ein Gutachten abzugeben. Er fuhr im Herbst 1885 ab und kam 1886 zurück, um zu berichten: „Zusammengenommen glaube ich, daß die Durchschneidung des Isthmus von Panama möglich ist und daß sie schon so weit fortgeschritten ist, daß man sie nicht mehr aufgeben kann. Ein solches Aufgeben würde tatsächlich ein wahres Unglück bedeuten, nicht nur für die Aktionäre der Gesellschaft, die fast alle Franzosen sind, sondern sogar für den französischen Einfluß in ganz Amerika..." Rousseau empfahl also die Panamagesellschaft dem Schutze der Regierung, warnte allerdings vor Maßnahmen, die später die Regierung kompromittieren könnten. Aber im Juni 1886 wurde das geplante Gesetz zurückgestellt und einer Kommission überwiesen. Gleichzeitig entwickelte sich in der französischen Presse ein wüster Feldzug gegen die Gesellschaft, den diese nur mit erheblichem Aufwand an Bestechungsgeldern zum Schweigen bringen konnte. Die Minister Freycinet, Carnot und Sarrien waren scharf gegen die Lotterie, und schließlich vertagte man die Entscheidung bis Ende 1886. Da zog Charles de Lesseps das Gesuch zurück, weil unter solchen ja auch öffentlich erörterten Umständen die Lotterie keinen Zweck mehr haben würde. Statt dessen wurde eine neue Obligationenserie ausgegeben, die mit Mühe und Not nur die Hälfte des von der Generalversammlung zugestandenen Gesamtbetrages erbrachte. Neue Obligationen 1887 wurden überhaupt nur zu einem kleinen Teil untergebracht.

Mit dem Jahre 1888 kam eine neue Hoffnung für Lesseps auf. Die Regierung hatte gewechselt; der Bauplan war, wie es auch Rousseau empfohlen hatte, verändert und abgekürzt wor-

den; der Volksheld Eiffel war gewonnen; und überdies war eine Kanalstrecke von etwa 30 km von Colon an fertig, bereits geflutet und für 1000-Tonnen-Schiffe befahrbar. Dies alles gab den Mut, die Regierung erneut um die Genehmigung zu ersuchen. Nachdem noch Rouvier im November 1887 und Tirard im Januar 1888 abgelehnt hatten, konnte Floquet die Vorlage im Parlament durchsetzen. Am 9. Juni 1888 wurde die Lotterie autorisiert, am 26. Juni wurden die Einzeichnungslisten für 2 Millionen Lotterie-Obligationen zu je 360 Franken ausgelegt. Die Einzeichnung erbrachte aber nur 800000 Obligationen mit einem Betrag von 288 Millionen Franken. Die Gesellschaft sah sich gezwungen, die eingezahlten Beträge zurückzugeben.

Lesseps hatte noch im Juni versichert, daß der Schleusenkanal in zwei Jahren fertig sein und bald darauf in einen schleusenlosen Kanal umgewandelt werden würde. Noch im Oktober hatte er diese Angaben wiederholt. Jetzt wurde es aber sogar Lesseps langsam klar, daß die Gesellschaft vor dem Zusammenbruch stand; Geldmittel waren nicht mehr vorhanden, und die Lotterie war gescheitert, obgleich Lesseps jetzt, wie seinerzeit bei der Krise des Suezkanalbaues, die Regierung hinter sich wußte. Das Vertrauen aller Franzosen hatte der „Grand Français" so mißbraucht, daß auch der letzte, bisher mit Erfolg erprobte Schachzug, zum Schluß die Hilfe der Regierung für seine Gründungswut heranzuholen, nicht mehr zum Ziele führte. Am 1. Dezember versuchte Lesseps es noch ein letztes Mal, er richtete an alle Aktionäre einen Appell, nachdem er Charles trotz seines hohen Alters noch auf einer Versammlungsrundreise begleitet hatte. Jetzt sollte die Lotterieanleihe wiederum aufgelegt werden. Die Gesellschaft verpflichtete sich zur Rückzahlung, wenn nicht mehr als 200000 Obligationen,

das sind 72 Millionen Franken, gezeichnet würden. „Ich rufe alle Franzosen, alle meine Gesellschafter, deren Glück bedroht ist. Ich habe mein Leben zwei großen Arbeiten gewidmet, die als Unmöglichkeiten erklärt worden waren, nämlich den Kanälen von Suez und Panama. Der Suezkanal ist gebaut und hat Frankreich Geld gebracht. Wenn Sie den Panamakanal vollenden wollen, so ist die Chance in Ihren Händen selbst. Sie müssen entscheiden."

Lesseps hatte sich noch einmal zu jenem Stil zusammengerissen, der aus seinen großartigsten Agitationszeiten bekannt war. Doch die Franzosen entschieden gegen ihren großen Landsmann, sein Pathos verpuffte, er redete gegen eine Wand eisigen Schweigens. Aus dem Grand Français war ein bankrotter Unternehmer geworden, der mit großen Worten um sein Leben zu feilschen suchte, um seinen Ruhm, sein Geld, seine Eitelkeit. Der Held hatte sich selbst seines Heldentums entkleidet, vor den Franzosen stand nur ein alter Mann, der einige Jahrzehnte lang mehr Glück gehabt hatte, als seiner Begabung und seinem Charakter zukam.

Das Ende war da. Am 12. Dezember 1888 schloß die Einzeichnung, am 12. abends gab die Gesellschaft eine Erklärung aus, daß das Vertrauen der Aktien- und Obligationeninhaber einen guten Eindruck auf die Finanzwelt gemacht habe. Am gleichen Tage beschäftigte sich das Kabinett mit zwei Vorschlägen, entweder eine neue Gesellschaft zu gründen, die bis zur Kanaleröffnung keine Dividenden verteilen sollte, oder neben der alten, die zu sichern wäre, eine neue zu gründen, beide ebenfalls ohne Dividenden bis zur Eröffnung. Lesseps war für die zweite Lösung, aber ein Beschluß kam nicht zustande. Am 13. Dezember stellte die Panamagesellschaft ihre Zahlungen ein, da die Einzeichnungen für die Lotterie-Obligationen unter

dem vorausgesetzten Minimum geblieben waren. Die Gesellschaft wurde zur Liquidation angemeldet. Lesseps und die anderen Direktoren der Gesellschaft traten zurück, dafür wurden drei Liquidatoren durch das Seine-Tribunal ernannt. Der Volksmund hatte den letzten Anleiheversuch der Gesellschaft die „Agonie-Emission" getauft. Was an Rettungsversuchen folgte, war auch nichts anderes als Agonie. Lesseps jedoch stand nunmehr vor dem letzten, dem über Wert oder Unwert entscheidenden Teil seines Lebens.

VERANTWORTUNG UND SCHULD

Alle Versuche, die nun einmal begonnenen Arbeiten wenigstens provisorisch zu Ende zu führen, um die verschwendeten Gelder doch als nicht ganz verloren betrachten zu müssen, scheiterten letztlich immer daran, daß der Geldmarkt der großen und kleinen Kapitalien nach der Liquidation der Panamagesellschaft nicht mehr das geringste Vertrauen in irgendwelche Neugründungen in Sachen Panama hatte. Zunächst war Lesseps angeboten worden, den Vorsitz einer neuen Gesellschaft mit 25 Millionen Franken Kapital zu übernehmen, aber Meldungen von der Baustelle, daß die Arbeiten nachließen und Unruhen befürchtet wurden, ließen diesen Plan ebenso verschwinden, wie ein neuer Plan Lesseps', eine Panama-Durchführungs-Gesellschaft mit 30 Millionen zu gründen, ohne Erfolg blieb. Ende Januar 1889 kündigte Lesseps auf einer nicht beschlußfähigen Generalversammlung der alten Panamagesellschaft an, daß eine neue Gesellschaft mit 450 Millionen Franken ins Leben gerufen werden und die alte übernehmen würde. Schon am 9. Februar aber ging ein Rundschreiben an die Unterzeichner der neuen Gesellschaft heraus, daß das vom Gesetz vorgeschriebene Viertel des Kapitals nicht gezeichnet worden sei, die Gesellschaft also nicht gegründet werden könne und die Interessen der Panama-Aktionäre in Zukunft vom Liquidator vertreten würden.

Am Kanal selbst wurde eine große Zahl von Arbeitern entlassen, die Firmen stellten langsam ihre Tätigkeit ein, und schon im April mußte der britische Konsul Brot unter die Ar-

beiter verteilen lassen. Der Liquidator suchte ständig nach Mitteln, um die Arbeiten wenigstens erhalten zu können, bis eine andere Gesellschaft sie fortführen könnte. Zeit war jedoch nicht viel zu verlieren, denn die Unternehmer der Vereinigten Staaten begannen nun, den Gedanken des Nicaraguakanals in die Tat umzusetzen. Schon waren Bagger, zum Teil aus dem Besitz der Panamagesellschaft angekauft, an der Arbeit, den Hafen von Greytown auszubauen.

Im Mai 1890 wurde der Bericht einer Untersuchungskommission veröffentlicht, der die Kosten für die reinen Bauarbeiten eines Schleusenkanals auf etwa 500 Millionen Franken und die wahrscheinlichen Gesamtkosten einschließlich Verwaltung, Dividenden usw. auf etwa 750 Millionen Franken bezifferte. Das bedeutete also, daß dann der Kanal anstatt der von Lesseps zuerst genannten Summe von etwa 500 Millionen Franken im ganzen einschließlich der bisherigen Ausgaben der Panamagesellschaft 2 Milliarden Franken kosten würde. Dagegen schätzte die Kommission die voraussichtlichen Einnahmen des fertigen Kanals nur auf etwa 38 Millionen Franken in den ersten Jahren und 60 Millionen Franken nach 12 Jahren. Ende 1890 hatten die Arbeiten am Kanal vollständig aufgehört. Zwar kam im April 1891 Bonaparte Wyse mit einer neuen Konzession für den Kanalbau nach Paris zurück, aber seine Pläne fanden kein Gehör. Und doch schlug er bereits jenen Plan vor, den später die Amerikaner ohne wesentliche Änderungen verwirklichten: die Schaffung eines großen Inlandsees am Isthmus, durch den der Kanal geleitet werden sollte, so daß man einen Teil der Baggerarbeiten ersparen konnte. Dieses Projekt würde unter Benutzung der bisherigen Arbeiten und der Maschinen nur 600 Millionen Franken kosten. Aber die öffentliche Meinung hatte genug von Panamaplänen, nachdem vorsichtige

Schätzungen jetzt ergaben, daß die Gesamtausgaben der liquidierten Panamagesellschaft mindestens 1,4 Milliarden Franken betragen hatten, wovon aber nur 783 Millionen Franken für Arbeiten auf dem Isthmus aufgewandt worden waren, – der Rest war in Frankreich vergeudet worden. An der Börse waren im August 1891 die 500-Frank-Aktien der in Liquidation befindlichen Panamagesellschaft auf 27,5 Franken gesunken!

Ferdinand de Lesseps, nunmehr 86 Jahre alt, war allerdings kaum noch imstande, den Vorgängen zu folgen. Er hielt sich jetzt vorwiegend in La Chénaie auf, lag häufig krank zu Bett und saß im übrigen meist teilnahmslos im Lehnstuhl. Sein Sohn Charles mußte ihn und sich selbst in Paris vertreten, wo die Angriffe der Öffentlichkeit immer schärfer wurden. Bereits im Jahre 1891 mußte sich der von allen Seiten bedrängte Staatsanwalt entschließen, eine Untersuchung gegen Lesseps und die anderen Direktoren der Panamagesellschaft wegen ihrer Verwaltungsführung einzuleiten. Im Januar 1892 verlangte auch die Deputiertenkammer eine durchgreifende und schnelle Prüfung der Verantwortlichkeiten in der Panama-Affäre. Die Untersuchung wurde zunächst verschleppt, noch am 24. Oktober 1892 beauftragte der Generalstaatsanwalt den Untersuchungsrichter Prinet, weiteres Material heranzuschaffen, da das bisherige zu einer gerichtlichen Verfolgung der Direktoren nicht ausreiche.
Jedoch am 15. November kündigte die Regierung an, daß Ferdinand und Charles de Lesseps, Cottu, Fontane und Eiffel gerichtlich verfolgt werden würden, und der Generalstaatsanwalt schloß außerdem noch Baron Reinach, den Finanzberater der Gesellschaft, der Angeklagtenliste an. Es war allerdings nicht unrichtig, daß als Wortführer eines großen Teiles der öffent-

lichen Meinung die *Times* sich darüber beklagten, daß man jetzt erst die Verfolgung einleite, nachdem mehrere Jahre vergangen seien, Lesseps kaum noch verhandlungsfähig sei und die ganze Sache sich sehr verwirrt habe. Da der Inhaber eines Großkreuzes der Ehrenlegion nur vom Staatsanwalt des Appellationshofes angeklagt werden konnte, paukte man in wenigen Tagen ein Gesetz durch die Kammer, das diese Bestimmung aufhob. Es wurde in der Öffentlichkeit das Lesseps-Degradationsgesetz genannt.

Lesseps selbst konnte keine Aufklärungen mehr geben. Der Untersuchungsrichter hatte ihn einige Monate vorher einmal geladen. Damals berichtete ein Korrespondent des *Standard,* was sich ereignete: der bisher völlig apathische Lesseps empfing die Botschaft durch seine Frau und seine Freunde. Als er sie verstand, stand er aus dem Bett auf, ließ seine Kleider und das Großkreuz der Ehrenlegion bringen, kleidete sich unerwartet schnell an und stieg die Treppen herunter, als ob er nicht bis vor wenigen Minuten noch krank und völlig teilnahmslos gewesen wäre. In der Unterhaltung mit Prinet verteidigte er seine Verwaltung und den Kanalplan überhaupt, war aber dann so mitgenommen, daß er nach der Rückkehr hohes Fieber bekam und am nächsten Tage glaubte, er habe einen schlechten Traum gehabt, vor dem Untersuchungsrichter erscheinen zu müssen. Von da an verschonte man ihn mit Untersuchungen und wandte sich ausschließlich an Charles de Lesseps.

Am 21. November 1892 wurden die Anklagepunkte bekanntgegeben. Die Direktoren der Kanalgesellschaft wurden beschuldigt „des Gebrauchs betrügerischer Kunstgriffe, um den Glauben an die Existenz eines utopischen Erfolges und eines imaginären Kredites zu schaffen, der Verschwendung von

Summen, die aus den ihnen für einen bestimmten Zweck ausgehändigten Kapitalien stammten, und der Erschwindelung eines Teiles oder des ganzen Vermögens anderer". Es handelte sich also um rein strafrechtliche Anklagen und nicht um eine Untersuchung im Rahmen des Gesellschaftsrechtes. Auf die vorgeworfenen Verbrechen sah das Gesetz eine Strafe von ein bis fünf Jahren Gefängnis vor.

Unterdessen hatte sich aber noch anderes ereignet. Die Gerüchte verstärkten sich, daß bekannte Männer der Politik von der Panamagesellschaft bestochen worden seien. Besonders wurden der frühere Minister Floquet, jetzt Kammerpräsident, und der frühere Außenminister de Freycinet beschuldigt, der eine 300000, der andere 200000 Franken genommen zu haben. Die Gerüchte verschärften sich durch die Meldung, daß Baron Reinach plötzlich gestorben sei. Allgemein wurde der Arztbericht eines natürlichen Todes angezweifelt. So kam es, daß am gleichen 21. November ein Kammerabgeordneter den Antrag einbrachte, eine parlamentarische Untersuchungskommission für die Panama-Affäre einzusetzen. Unter der Leitung von Brisson konstituierte sich auch tatsächlich ein Ausschuß von 33 Mitgliedern aller Parteien. Allerdings war man sich nicht ganz im klaren, wie die Kompetenzen auf den parlamentarischen Ausschuß und den Untersuchungsrichter verteilt werden sollten. Jedoch der Untersuchungsrichter hatte am 19. November seine wesentlichsten Vorarbeiten beendet, und der zuständige Senatsvorsitzende des Appellationshofes, der die Sache durchführen sollte, hatte den Termin der Verhandlung auf den 10. Januar 1893 festgesetzt. Alle Angeklagten, mit Ausnahme des kranken Ferdinand de Lesseps, hätten an diesem Tage zu erscheinen. Damit blieb also eine weitere Klärung der Sachlage, besonders der Bestechungsaffären, dem Parlamentsaus-

schuß in der Zeit zwischen seiner Konstituierung am 24. November und dem 10. Januar überlassen.
Der Panama-Ausschuß führte in dieser Zeit unzählige Sitzungen und Vernehmungen durch, die Untersuchung des Skandals schien ganz auf ihn übergegangen. Der Ausschuß suchte ständig seine Vollmachten zu erweitern: schon am 26. November wurde mit nur 16 Stimmen Mehrheit in der Kammer ein Antrag zurückgewiesen, den Ausschuß zur Erzwingung von Aussagen und zur Anforderung von Dokumenten zu ermächtigen. Kurz darauf forderte der Ausschuß sehr energisch richterliche Vollmachten, wurde aber nach hartem Kampf auch damit abgewiesen.
Vor dem Ausschuß erschienen der Reihe nach alle, die belastendes Material vorzubringen hatten, aber auch ein Teil der Beschuldigten selbst, um sich reinzuwaschen. Die bekanntesten Namen der politischen Welt, der Presse und des Bankwesens Frankreichs standen in den Sitzungsprotokollen. Bereits am 27. November forderte der Ausschuß die Exhumierung der Leiche Baron Reinachs, die auch nach langem Hin und Her erfolgte, ohne daß die Autopsie einen Irrtum des damaligen Arztberichtes nachgewiesen hätte. Am gleichen Tage wurde im Ausschuß noch bekanntgegeben, daß Prinet die Zahl der bestochenen Personen mit 600 angegeben habe. Bei allen diesen Bestechungen handelte es sich um die Vorgänge wegen der Genehmigung der Lotterie-Anleihe, die von 1885 bis 1888 spielten. Schließlich war ja auch die Genehmigung durch einen Umfall des damaligen Untersuchungsausschusses erreicht worden. Über der Frage der Exhumierung der Leiche Reinachs stürzte sogar die Regierung, die sich auf den Standpunkt stellte, daß gegen Reinach am Tage seines Todes, dem 20. November, noch keine Anklage vorgelegen hatte.

Selbst Prinet sagte vor dem Ausschuß aus, soweit er es in Anbetracht der schwebenden gerichtlichen Untersuchung verantworten konnte. Reinach habe 9 Millionen zu Bestechungszwecken erhalten. Ein Beamter des Liquidators teilte mit, daß die Pariser Zeitungen je zwischen 75000 und 125000 Franken für die Unterstützung des Lotteriegesuchs erhalten hätten. Der Bankier Thierrée erklärte, daß Reinach seiner Bank einen Panama-Scheck von über 3,4 Millionen Franken übergeben habe, der dann in 26 Einzelschecks aufgeteilt und ausbezahlt worden sei. Um diese 26 Reinach-Schecks ging es nun in erster Linie. Es stellte sich heraus, daß zwei Schecks zu je einer Million über die Frankfurter Rothschilds an einen jüdischen Elektro-Wirtschaftler Cornelius Herz gegangen waren, andere an verschiedene bekannte Persönlichkeiten. Besonders viel Geld ließ sich die Panamagesellschaft die Gewinnung des Herz über Reinach kosten, da man Herz großen Einfluß auf die Regierung und den Präsidenten der Republik zutraute. Zu dieser Bestechungsgruppe zählten auch der derzeitige Finanzminister Rouvier und vor allem der Abgeordnete Clémenceau, dessen Blatt *La Justice* unter der finanziellen Kontrolle von Herz stand. Es war aber auch dem Ausschuß unmöglich, die enge Verflechtung der einzelnen Personen und Personengruppen annähernd zu entwirren. Da es in Frankreich Brauch ist oder mindestens war, daß die Presse Schmiergelder erhält, wenn irgend etwas durchgesetzt werden soll, zogen sich die meisten beschuldigten Abgeordneten hinter ihre Haupt- oder Nebentätigkeit als Journalisten zurück; sie hätten das Geld keinesfalls in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete bekommen.

Nach einer sehr heftigen Debatte in der Kammer am 15. Dezember, in der es noch einmal um die Vollmachten des Ausschusses ging, beschloß die Regierung, den Generalstaatsanwalt

der Seine zu veranlassen, Charles de Lesseps, Cottu, Fontane und den Abgeordneten Sans Leroy, der den Umfall des Lotterie-Ausschusses 1888 bewirkt hatte, der aktiven Bestechung öffentlicher Funktionäre anzuklagen. Daraufhin wurden Charles de Lesseps, Fontane und Sans Leroy am 16. verhaftet; Cottu war derzeit in Wien, reiste aber bald zurück und stellte sich dem Staatsanwalt selbst zur Verfügung.

Am 20. Dezember verlas der Präsident der Kammer einen Brief des Generalstaatsanwaltes: „Ich habe die Ehre, Sie um die Genehmigung zur Verfolgung von Mitgliedern der Deputiertenkammer zu ersuchen. Kürzlich wurde gerichtsseitig eine Untersuchung gegen Charles de Lesseps usw. wegen aktiver Bestechung eröffnet. Im Verlauf der Untersuchung hat der Untersuchungsrichter eine gewisse Zahl von Scheck-Kontrollabschnitten sichergestellt, mit Initialen von Namen, deren einige anscheinend Kammerdeputierten zuzuschreiben sind. Unter diesen Umständen ist es notwendig, daß die betreffenden Deputierten vorgeladen werden, um Erklärungen abzugeben." Der Generalstaatsanwalt forderte die Aufhebung der Immunität für die Abgeordneten Arène, de la Fauconnerie, Proust, Roche und Rouvier und vom Senat für die Senatoren Béral, Grévy, Renault, Devès und Thévenet. Wie weite Kreise bereits die Panama-Affäre gezogen hatte, zeigt die umfangreiche Liste der politischen Tätigkeit dieser bekannten Parlamentarier: Devès war Justizminister gewesen, Thévenet ebenfalls, Proust Minister der Künste, Roche Handelsminister, Rouvier Ministerpräsident und verschiedentlich Finanzminister. Grévy, Bruder eines Staatspräsidenten, war Gouverneur von Algerien gewesen, Renault Polizeipräfekt der Seine. Nach kurzer Beratung entschlossen sich die beiden Kammern, dem Ersuchen des Staatsanwalts stattzugeben. Allerdings kam es zu einem Zwischen-

fall, als ein Abgeordneter mit heftigen Worten auch die Aufhebung der Immunität Clémenceaus beantragte und Clémenceau ihn überlegen, wenn auch nicht überzeugend, abfertigte. Es soll eine der eindrucksvollsten Reden des Tigers gewesen sein.

Nicht nur Frankreich, die ganze Welt erwartete nun mit Spannung den Beginn des ersten, des Betrugsprozesses gegen Lesseps und Genossen am 10. Januar 1893. Sonderkorrespondenten aller großen Zeitungen berichteten ständig über die neuen Gerüchte und Beschuldigungen in Frankreich. In Paris war eine wahre Untersuchungswut ausgebrochen, trotzdem konnte man nicht einen Bruchteil der wirklichen Korruption erfassen, weil sie eben bis weit in die führendsten Kreise hineinreichte. Die Regierung hoffte, daß das Volk sich mit dem Opfer der bisher angeklagten Männer zufrieden geben würde; wozu sollte man weiter den ganzen Sumpf übelster Bestechung aufdecken, die ja schließlich in diesen Zeiten hochkapitalistischer Neugründungen nicht nur in Frankreich gang und gäbe war? Die Presse, die vorher so gern die Schmiergelder genommen hatte, zeigte sich nun am empörtesten über diese Zustände, in der Hoffnung, dadurch die Wut des Volkes von sich abzulenken. Zola und alle großen Zeitgenossen nahmen Stellung. Keiner fragte sich, zu wessen Nutzen dies alles war. Die Panamaaktionäre bekamen dadurch ihr Geld nicht zurück, das Vertrauen der Welt in die französische Regierung wurde erheblich erschüttert, und Männer mit großen Namen wurden zur Freude des Auslandes in den Schmutz gezogen. Nutzen hatten ausschließlich die Hintermänner, die nun hoffen konnten, daß der Umfang der handgreiflichsten Schweinereien eine Untersuchung der wahren und entfernten Hintergründe gar

nicht mehr zulassen würde, die Hintermänner, wie die [illegible] Finanzleute Herz, Kohn und Rothschild, vor allem aber alle Männer der Presse, denen ein Stein vom Herzen fiel, als sich das Interesse von ihnen abwandte. Mochten einige als Sündenböcke in die Wüste geschickt werden, dann war die Rachgier des Volkes befriedigt.

Am 10. Januar wurde die Verhandlung gegen Ferdinand und Charles de Lesseps, Fontane, Cottu und Eiffel eröffnet. Dieser Betrugsprozeß war weit wichtiger als der bald folgende Bestechungsprozeß, denn er verursachte eigentlich erst die zweite Anklage. Der bedeutendste Richter des Pariser Appellationshofes, Périvier, leitete als Vorsitzender die Verhandlung. Generalankläger war Rau. Ferdinand und Charles de Lesseps hatten den berühmten Maître Barboux als Verteidiger.

Die Anklage war fast gleichlautend mit jener ersten Verlautbarung vom 21. November. 40 Jahre vorher hatte Palmerston fast mit den gleichen Worten ebenso behauptet, daß der Suezkanal ein Schwindelunternehmen sei, das nur dazu diene, leichtgläubigen Kapitalisten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Was damals Politik war, wurde jetzt zur Wahrheit, zur begründeten Anklage. Beim Aufruf der Angeklagten fehlte Ferdinand de Lesseps, und das Gericht beschloß, in Abwesenheit über die Anklage gegen ihn zu urteilen.

Als erster wurde Charles de Lesseps vernommen. Er erklärte, daß sein Vater nicht die Gesellschaft gegründet habe, sondern die Leitung erst später gegen seinen, des Sohnes, Willen übernommen habe. Er sei stolz darauf, seit Beginn an der Seite seines Vaters gestanden zu haben. Die erste Kalkulation von Couvreux habe man nur als Anhaltspunkt, nicht aber als endgültigen Voranschlag benutzt. Sie hätten sich immer an die Voranschläge der Gesellschaftsangestellten gehalten. Der grö-

ßere Teil der beanstandeten Zahlungen seien berechtigte Kommissionen gewesen, Honorare für Leistungen an Männer, die hohe Honorare zu verdienen gewohnt waren. „Eine Summe von 600000 Franken wurde Dr. Herz zur Zeit des Lotterievorschlages gegeben, weil wir es uns bei dem großen Einfluß, den er besaß, nicht leisten konnten, mit ihm zu zerfallen.“ Der Minister Baïhaut habe von ihm eine Million Franken gefordert, als er um die Genehmigung für die Lotterie nachsuchte. Als das Gesetz dann eingebracht worden war, habe Baïhaut 375000 Franken erhalten, dann aber nichts mehr, weil das Gesetz nicht durchkam. „Nur weil mir das Messer an die Kehle gesetzt wurde, gab ich dieses Geld, wie ein Mann, der seine Uhr einem Straßenräuber gibt.“ Der Vorsitzende meinte, daß man in solchen Fällen gewöhnlich die Polizei rufe. Charles de Lesseps erwiderte, in diesem Falle sei ja der Räuber selbst die Polizei gewesen.

Nachdem auch die anderen Angeklagten vernommen worden waren, wobei der Vorsitzende besonders hart mit Eiffel umging, der mit unverschämtesten Methoden sein Schäfchen ins Trockene gebracht hatte, marschierten die Zeugen auf. Der Liquidator meinte, Lesseps müsse man in erster Linie vorwerfen, daß er nicht den Unterschied zwischen Suez und Panama erkannt habe. Der böse Geist der Gesellschaft sei Reinach gewesen. Rousseau, der seinerzeit einen Bericht über den Kanal gemacht hatte, machte auch Lesseps für den Zusammenbruch verantwortlich, da er nur ungenügende Vorbereitungen getroffen habe. Jetzt kam ein peinlicher Zeuge, ein alter und kranker Mann aus Nîmes, der erzählte: am 25. Oktober 1888 habe Charles de Lesseps in Nîmes eine Werbeversammlung für die Lotterie abgehalten, bei der auch Ferdinand de Lesseps anwesend gewesen sei. Nach der Rede seines Sohnes sei Lesseps

aufgestanden, habe ein Telegramm aus der Tasche gezogen und ausgerufen: „Hier ist ein Telegramm, das mir die Einzeichnung von 200000 Anteilen ankündigt.“ Darauf habe sich der Mann entschlossen, noch 50 Anteile zu kaufen. Diese Aussage machte einen sehr schlechten Eindruck, wenngleich die Glaubwürdigkeit füglich bezweifelt werden konnte. Zum Schluß wurde dann eine ganze Reihe Zeugen über die häufigen Firmenwechsel und die Bestechungsgelder vernommen.

Am 17. Januar begann der Generalankläger Rau sein Plädoyer: „Meine Herren, nur mit qualvollsten Empfindungen entschließe ich mich, in diesem Prozeß zu sprechen. Sie sind dazu bestimmt, über Männer zu urteilen, deren Vergangenheit ohne Schande ist, die hohe gesellschaftliche Positionen bekleidet haben und von denen einige riesige Unternehmungen ersonnen und durchgeführt haben, die in hohem Maße zum Ruhme ihres Vaterlandes beitrugen.“ Er habe gehofft, daß sich während der Verhandlung die Unschuld der Angeklagten herausstellen würde, aber „nun sehe ich mich genötigt, nicht Sie aufzufordern, einen Freispruch zu beschließen, sondern ein Urteil der Schande auszusprechen. Unter denen, die hier angeklagt sind, ist einer, dessen Persönlichkeit die anderen an besonderer Bedeutung weit in den Schatten stellt. Ich für mein Teil hätte ihn gerne übergangen, den Alter und Schwäche von diesem Saale fernhält und der sich nicht diesen Unbequemlichkeiten unterziehen kann. Dieser Mann hat einen zu großen Glauben an seine Berufung, seine Überlegenheit und sein Glück gehabt. Er hatte es begonnen, und er wollte stolz auf dem tragischen Abenteuer beharren, das sein Glück und seine Ehre zerbrochen hat. Dieser ‚Grand Français‘, der mit Monarchen wie seinesgleichen verkehrte, wollte nicht seinen eigenen Irrtum erkennen. Seine Halsstarrigkeit hat ihn zu den strafbarsten Mitteln verlockt; von seinen

Stellvertretern unterstützt, hat er Millionen in den Strudel geschleudert und Trümmer auf seiner Spur gehäuft, so daß hier skandalöse Vermögen aufgebaut werden konnten, während dort den unglücklichen Opfern Trotz geboten wurde." Drei Fünftel des Aktienkapitals seien illegal verwandt worden. 90 Gründeraktien habe sich Lesseps selbst überschrieben. Die Bauzeiten und Voranschläge seien wissentlich falsch veröffentlicht worden. 600 Millionen Franken seien verschwendet worden. Das Jahr 1888 habe eine Flut von betrügerischen Prospekten, schwindelhaften Reden, durch Bestechung erschwindelten Presseartikeln, lügnerischen Briefen gebracht. „Immer haben wir Suez zitiert bei uns, aber Suez bot im Gegenteil eine heilsame Warnung... Dem Chor des ‚Genau-wie-Suez' ist es zuzuschreiben, daß die französischen Ersparnisse von diesem unglücklichen Unternehmen geschluckt wurden." Obgleich er nicht die Bestrebungen eines Wiederaufbaues entmutigen wolle, zögere er doch nicht, Panama als den größten Schwindel der modernen Zeit zu bezeichnen. Die Angeklagten hätten nur den Tag der Abrechnung immer weiter hinausschieben wollen. Großzügig mit dem Geld anderer, hätten sie nicht von ihrem eigenen opfern wollen. Solch ein Schwindel im großen fordere nicht Geldbuße, sondern eine härtere Bestrafung.
Am 18. Januar begann Maître Barboux sein Plädoyer zur Verteidigung von Ferdinand und Charles de Lesseps, das am 24. und 25. Januar fortgesetzt wurde. Der Verteidiger ging im einzelnen auf die Vorwürfe und Anklagen ein, versuchte, das kunstvolle Gebäude des Anklägers zu zertrümmern, baute aber im ganzen trotz einer glänzenden Redegabe auf durchaus schwachen Argumenten auf. Auf diese Weise könne man ja alle großen Unternehmungen der Welt als Schimären bezeichnen. „Ich wollte, meine Herren, daß ich Ferdinand de Lesseps in

seinem Armstuhl vor Sie bringen könnte, aber ich kenne im voraus das Schauspiel, das sich Ihnen bieten würde. Das ganze Auditorium würde sich erheben, um in der Mitte einen Durchgang zu lassen für diesen Ruhm und dieses Unglück. Vielleicht würde für einen Augenblick ein plötzliches Erwachen über diesen edlen Kopf kommen, vielleicht würde er, wie im Lichte eines Blitzes, diese schreckliche Szene erfassen, vielleicht würde man ihn aufschreien hören in Protest gegen die Männer, die seine Ehre und die seines Sohnes angreifen wollten, aber er ist in einem Verfall der Kräfte, von dem es kein Zurück gibt... Ich kann deshalb freimütig von ihm sprechen, da ich weiß, daß er bald in seinem Grabe ruhen wird. Kein Mann ist leichter zu begreifen und zu schildern als er. Nehmen Sie zusammen einen abenteuerischen Geist und einen unerhörten Wagemut, eine unerschrockene Zähigkeit und eine leidenschaftliche Liebe für den Ruhm seines Vaterlandes, – so haben Sie in vier Worten den ganzen Charakter dieses Mannes." Zum Schluß stellte er den Namen Lesseps unter den Schutz der französischen Gloire.

Am 9. Februar wurde das Urteil verkündet: Ferdinand de Lesseps 5 Jahre Gefängnis und 3000 Franken Geldstrafe; Charles de Lesseps 5 Jahre Gefängnis und 3000 Franken Geldstrafe; Fontane 2 Jahre Gefängnis und 3000 Franken Geldstrafe; Cottu 2 Jahre Gefängnis und 3000 Franken Geldstrafe; Eiffel 2 Jahre Gefängnis und 20000 Franken Geldstrafe. Die Verurteilten hatten die Kosten des Prozesses zu übernehmen.

Charles de Lesseps brach in Tränen aus, als er das Urteil gegen seinen Vater hörte, und Maître Barboux rief, er würde nie wieder vor solchen Leuten plädieren. Das Urteil wurde allgemein als streng bezeichnet. Ferdinand de Lesseps hat seine Verurteilung nie erfahren, denn seine Frau verheimlichte ihm das Tele-

gramm und verhinderte, daß er irgendwie davon in Kenntnis gesetzt wurde.

Am 28. Januar war der Name des Dr. Herz aus der Liste der Ehrenlegion gestrichen worden. Die Untersuchungen des Panama-Ausschusses waren weitergegangen und hatten noch einmal zu einer Vernehmung Clémenceaus geführt. Am 7. Februar aber hatte die Staatsanwaltschaftsbehörde dem Geschworenengericht die Anklage wegen Bestechung, aktiv oder passiv, gegen folgende Männer übergeben: Charles de Lesseps, Fontane, Blondin (Sekretär Baïhauts), Arton (im Ausland), die Deputierten de la Fauconnerie, Proust, den Senator Béral und die ehemaligen Deputierten Baïhaut, Sans Leroy und Gobron. Die Anklage gegen Renault, Devès, Grévy, Rouvier und Cottu war fallengelassen worden, obgleich die Volkswut vor allem die Opferung Rouviers und Clémenceaus forderte, die die Verbindungsleute zu jenem Schwindler Herz gewesen waren. Außer Baïhaut blieben also die Hauptbetroffenen vom Ankläger verschont.
Am 8. März 1893 wurde vor dem Geschworenengericht des Seinedepartements der Bestechungsprozeß eröffnet. Auf den Zeugenbänken und im Zuschauerraum drängten sich Minister, Deputierte, Senatoren, Männer wie Clémenceau, Freycinet und Floquet, es war eine großartige Versammlung französischer Korruption. In der Anklageschrift handelte es sich vorwiegend um die Gelder, die Baron Reinach im Jahre 1888 von Lesseps zur „Werbung“ für die Lotterie-Anleihe erhalten hatte und deren Höhe nicht feststand, bestimmt aber 10 Millionen Franken weit überstieg. Charles de Lesseps wurde gefragt, zu welchem Zwecke er Herz 600000 Franken gegeben habe, als 1885 die Lotterie-Anleihe durchgesetzt werden sollte. Er antwortete, daß dies wegen der guten Beziehungen des Herz zu der Regie-

rung und zu Clémenceau geschehen sei. „Ich hatte allen Grund anzunehmen, daß Herz in hohen Ehren stand. Seine Beförderung in der Ehrenlegion ging rapide voran... Die ganze Frage für mich war, ob ich mir Herz, den stillen Teilhaber der *Justice* und häufigen Besucher des Elysée zum Feind machen sollte oder ob ich, selbst mit hohen Kosten, ihn für uns gewinnen sollte." Dann wurden die Bestechungsfälle einzeln durchgesprochen. Der Fall Baïhaut. Dann vor allem der Fall Innenminister Floquet, der von Lesseps 300000 Franken für die Unterstützung der Lotterie verlangt haben sollte. „Ich dachte, es wäre nicht klug, einem ehrenwerten Mann für eine Dienstleistung 300000 Franken zu verweigern." (Gelächter.)
Sehr dramatisch gestaltete sich die Vernehmung Sans Leroys. Er sei angeklagt, 200000 Franken von Arton erhalten zu haben, als er Sekretär des parlamentarischen Lotterie-Ausschusses von 1885 war. Sans Leroy: „Jawohl, aber ich habe nicht meine Unschuld zu beweisen. Vielmehr ist es Sache des Staatsanwalts, meine Schuld festzustellen." Präsident: „Haben Sie irgendwelche Dokumente, die die Herkunft jener 200000 Franken zeigen, die Sie nachweisbar ausgegeben haben? Sie waren stark mit Schulden belastet und machten doch eine Reihe von Zahlungen. Wie gelang Ihnen das?" Sans Leroy: „Das ist ganz einfach – nämlich mit der Mitgift meiner Frau, die 200000 Franken betrug. Meine Papiere beweisen das." Große Aufregung im Saal. Präsident: „Aber warum haben Sie das nicht dem Untersuchungsrichter gesagt?" Sans Leroy: „Weil ich einen Freispruch einer Niederschlagung vorziehe."
Es gab noch allerlei Sensationen in dem Prozeß, so mußte der Justizminister als Folge einer Aussage der Comtesse Cottu demissionieren, auch in der Kammer und im Senat gab es schwere Zusammenstöße. Schließlich begannen am 16. März die Plä-

doyers der Verteidiger, zunächst wieder Maître Barboux für Charles de Lesseps, der behauptete, daß kein Beweis für die Schuld seines Klienten vorläge. „Die Politik verschlingt Menschen und Millionen. Eine Partei, die an der Macht ist, nimmt das Geld, das sie braucht, um ihre Ideen zu verteidigen und manchmal auch um ihre Anhänger zu bereichern."

Die ehrlichsten, anständigsten und überzeugendsten Worte dieser ganzen Kette von Prozessen, Verleumdungen, Anklagen und Verteidigungen fand Charles de Lesseps in dem ihm gewährten Schlußwort zum Bestechungsprozeß: „Sie wissen, warum ich bei der Panama-Angelegenheit mitmachte: nur, um meinem Vater zu folgen. Und wenn ich die Qualen überstand, denen ich in diesen drei Monaten ausgesetzt war, und wenn ich mich während der Verhandlung bemüht habe, einen Anschein von Ruhe zu bewahren, so geschah alles, weil ich glaubte, meinem Vater einen Dienst zu erweisen. Ich versichere Ihnen, daß ich niemals von dem Wege striktester Sauberkeit und Redlichkeit abgegangen bin, und wenn ich Belästigungen und Druckmethoden nachgab – setzen Sie sich einmal an meine Stelle. Wenn Sie Tausende von Aktionären zu vertreten hätten, würden Sie gezögert haben, wie ich zu handeln? Ich weiß, daß Sie von mir fordern, nichts zu verbergen. Ich habe mein Gewissen geprüft, und zum letzten Male versichere ich Ihnen, daß ich bestimmt nichts verborgen und nichts ausgelassen habe. Sie haben über ein ganzes Leben der Ehre und des Fleißes zu urteilen."

Am gleichen Tage, dem 21. März, wurden die Urteile gefällt. Sie fielen verhältnismäßig milde aus, denn dem Volke war ja ein ausreichendes Schauspiel gegeben worden, und im übrigen war man überzeugt, daß die wirklich Schuldigen gar nicht vor Gericht gestanden hatten. Charles de Lesseps erhielt ein

Jahr Gefängnis, das in die frühere Strafe von fünf Jahren einbezogen wurde, Blondin zwei Jahre und Baïhaut fünf Jahre und 750000 Franken Geldstrafe. Diese drei Verurteilten sollten außerdem gemeinsam die 375000 Franken zurückzahlen, die Baïhaut erhalten hatte. Baïhaut verlor die bürgerlichen Rechte. Die anderen Angeklagten wurden freigesprochen. Im übrigen stellte kurz darauf der Kassationshof als Revisionsinstanz fest, daß in dem Prozeß vor dem Appellationshof technische Fehler gemacht worden seien, für deren Berichtigung die gesetzliche Zeit verstrichen sei. Damit wurde für die Verurteilten des ersten Prozesses die Strafe aufgehoben, nur die Strafen aus dem Bestechungsprozeß wurden vollzogen. Ferdinand de Lesseps war also freigesprochen, ohne zu wissen, daß er verurteilt gewesen war, während Charles de Lesseps ein Jahr im Gefängnis zubringen mußte.

Mit den Prozessen war jedoch die Schuldfrage nicht geklärt, die gerichtlichen Verurteilungen konnten ja nur äußere Vorgänge betreffen, sie waren nichts als Folgen einer größeren, ja der einzigen Schuld. Diese Schuld hatte Ferdinand de Lesseps ausschließlich und uneingeschränkt zu tragen, die Schuld der alleinigen Verantwortung an dem Tode von vielen Tausenden der Panama-Arbeiter, die Verantwortung an dem Verlust der Spareinlagen vieler Tausender seiner Landsleute. Von dieser Schuld befreite ihn weder sein Alter noch die glückliche Vollendung des Suezkanals. Im Gegenteil, er hatte einerseits genug Erfahrungen in seinem Leben gesammelt, um sie gerade im Alter richtig verwerten zu können, und andererseits hätte ihm die Geschichte des Suezkanals zeigen müssen, wie schwer eine große Verantwortung zu tragen und welch große Verantwortung mit so kühnen Plänen verbunden war.

Das Urteil über das ganze Leben Ferdinand de Lesseps hatte mit klugen Worten der Generalankläger Rau im Betrugsprozeß gesprochen. „Dieser Mann hat einen zu großen Glauben an seine Berufung, seine Überlegenheit und sein Glück gehabt. Dieser ‚Grand Français' wollte nicht seinen eigenen Irrtum erkennen." Damit formulierte Rau schonend und doch deutlich genug die Schuld der Verantwortung, die Lesseps zu tragen hat. Über diese Schuld konnte man nicht hinweggehen, weil Suez gelungen war, denn auch auf dem Wege zur Vollendung des Suezkanals hatten große und tiefe Schatten gelegen. Die Betrügereien und Bestechungen der Panamagesellschaft waren nichts als direkte Folgen der verantwortungslosen Haltung Lesseps' gewesen, der um jeden Preis die Glorie seines Namens heller erstrahlen lassen wollte, der von einer Gründungswut ohnegleichen besessen war, der kraft seiner Autorität die Planungskommissionen zur Annahme seiner Ideen gezwungen hatte, der das Ziel seiner „Menschlichkeit", den Panamakanal, mit unmenschlichen Methoden zu erreichen suchte, fern jeden Gefühls für Möglichkeiten, Erfordernisse und Verantwortung. Ist ein Mensch deswegen von Schuld freizusprechen, weil er zum eigenen höheren Ruhme von Ideen vorschnell gefangen genommen wird, ohne die Verantwortung für ihre Durchführung zu erkennen? Ist ein Mensch freizusprechen, der seinen Namen ausnutzt, um Ideen leichtfertig in die Tat umsetzen zu wollen, wenn noch nicht einmal die mindesten Voraussetzungen für die Durchführung der Idee geklärt und gegeben sind? ... zu großer Glaube an seine Berufung, an sein Glück. Wer nur den Glauben an sich hat und nicht die Haltung in sich, darf nicht Führung und Verantwortung übernehmen.

Dem berühmten Barboux war es nicht gelungen, die ernsten

Worte des Anklägers zu entkräften. „Nehmen Sie zusammen einen abenteuerischen Geist und einen unerhörten Wagemut, eine unerschrockene Zähigkeit und eine leidenschaftliche Liebe für den Ruhm seines Vaterlandes, – so haben Sie in vier Worten den ganzen Charakter dieses Mannes.“ Es war auch klug, was Barboux sagte, um Lesseps zu schildern, es war sogar vollständig richtig; nur – der Verteidiger nannte die eine Seite, der Ankläger die andere Seite der schillernden Gestalt des „Grand Français“. Die Erklärung des Verteidigers schloß die Erklärung des Anklägers nicht aus, sie ergänzte nur. Licht und Schatten waren gleichmäßig verteilt. Doch die Schuld seiner Fehler überwog die Erfolge seiner guten Eigenschaften. Zähigkeit und Wagemut hatten auch andere, zum wahren „Grand Français“ fehlte viel: es fehlte nicht nur die Haltung, es fehlte vor allem anderen der Genius, der Genius der Idee und der Genius seines Volkes, der sich nie und nimmer in Männern wie Lesseps verkörpert hat. Große Franzosen wie Napoleon, Heinrich IV., Colbert oder Turenne waren nicht nur Organisatoren, sondern Konstrukteure. Lesseps beherrschte die geschäftige Organisation, aber ihm fehlte jede Konzeption. Zähigkeit und Wagemut machen allein noch nicht den großen Menschen, die schöpferische Kraft, Ideen zu erfühlen und zu gebären, gehört dazu, um einen Abenteurer einen bedeutenden Mann werden zu lassen. Nicht das Verstehen und Verwerten einer Idee ist das Entscheidende, sondern sie zu schöpfen und zu gestalten und ihrer Gestaltung eine Richtung und ein Ziel zu geben, das über dem Alltäglichen steht, das in dem Bereich der großen Gedanken der Menschheit: Volk, Freiheit oder wahrer Fortschritt, eindeutig seine Wurzel hat, nicht aber diese Gedanken wahllos vermengt, um sie für den kleinen Vorteil in den Niederungen menschlichen Strebens zu verwenden.

DAS ENDE

Als das Urteil über sein Leben gesprochen wurde, war Ferdinand de Lesseps 87 Jahre alt, ein Greis, der dem Tode entgegendämmerte, der nur noch bei halbem Bewußtsein kaum die bewegtesten Vorgänge in seiner Umgebung wahrnahm. Er verbrachte diese letzten Jahre seines Lebens ausschließlich in La Chénaie, dem Landgut, an dem er mit der Besitzerfreude des Franzosen ständig in seinen Freizeiten gearbeitet hatte. Jetzt umgaben ihn seine noch junge Frau und der lärmende Haufe seiner jüngsten Kinder mit aller Sorgfalt und Liebe, die dem ruhigen Ende eines hastigen Lebens zukamen. Sein kleinstes Kind, eine Tochter, war erst 7 Jahre alt, sie hatte ihren Vater erst erkannt, als er schon ein sehr alter und gebrechlicher Mann war. Die düsteren Ereignisse in Paris drangen nicht bis La Chénaie durch, das friedliche Bild einer sorglosen und fröhlichen Familie wurde ihm vorgegaukelt, eine Aufgabe, die von Hélène de Lesseps alle Kräfte forderte, der sie aber gewachsen war.
Hélène de Lesseps erhielt eine Unzahl von Trosttelegrammen und empörten Schreiben nach der Verurteilung, und auch die große Presse bestürmte sie, Stellung zu nehmen. Der *Figaro* brachte eine Erklärung von ihr: „Ich bin mit dem Resultat zufrieden. Das Urteil ist um so bedeutender, als es gegen Vater und Sohn gesprochen wurde; der Umfang eines solchen Skandals wird unsere Ehre besser beschützen als eine weniger scharfe Ungerechtigkeit. Ich brauche keinen Trost, denn ich habe das Ende meines Leidensweges erreicht. Trotzdem, eines

vor allem kann ich ihnen nicht vergessen, daß sie, bevor sie einen Mann in dieser Art niederschlugen, gewartet haben, bis physische Schwäche es ihm unmöglich machte, sich selbst zu verteidigen. Indessen, es ist besser, daß Lesseps nicht mehr in der Lage ist, den fürchterlichen Schlag zu erkennen, der ihn getroffen hat... Wenn ich daran denke, daß Ferdinand de Lesseps im Kerker sein müßte, frage ich mich wirklich, ob ich nicht träume..."

Charles de Lesseps hatte es ermöglicht, am 14. Februar seinem Vater einen Besuch abzustatten, um die Fiktion weiter aufrechterhalten zu können, daß alles in bester Ordnung sei. Unter Begleitung von zwei Polizeioffizieren war er am 13. aus dem Mazas-Gefängnis losgefahren, hatte sich mit seiner Frau getroffen, und am 14. frühmorgens war La Chénaie erreicht. Um acht Uhr machte Charles einen Besuch am Bett seines Vaters, der dabei war, Zeitungen vom Februar des vergangenen Jahres zu entziffern. „Guten Morgen, Vater. Ich konnte meine Arbeit unterbrechen, und nun bin ich hier." – „Ach, Charles, du bist es. Gibt es Neues in Paris?" Dann küßte Lesseps seinen Sohn und fiel unmittelbar wieder in jenen Zustand halber Bewußtlosigkeit zurück, der nun schon viele Monate andauerte. Zu Mittag saß Ferdinand de Lesseps an seinem gewohnten Platz bei Tisch, schlief aber während des Essens immer wieder halb ein. Nach dem Essen wurde Lesseps in einen anderen Raum geführt und fiel sofort in Schlaf, eine alte *Revue des deux mondes* auf den Knien, die er schon seit Monaten vergeblich zu lesen sich bemühte. „Und so ist es jeden Tag", fügte Charles de Lesseps seinem Bericht über die Reise an.

Noch fast zwei Jahre währte die Agonie dieses Lebens. So fürsorglich und wohl echt fraulich die Mühe Hélène de Lesseps' war, die trüben Ereignisse der Außenwelt von ihm ab-

zuschließen, so liebevoll es auch von Charles gedacht war, seinen Vater noch einmal zu besuchen, um ihm alles zu verschweigen, so erhebt sich doch am Schlusse dieses sonst so wendigen Lebens, eines Lebens, das sich auf neue Richtungen so schnell umzustellen verstand, die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, dem langsam sterbenden Lesseps nichts zu verschweigen und den Ausgang mitzuteilen. Es wäre dann ihm überlassen geblieben, in langsamer Denkarbeit entweder den letzten Kraftaufwand zu einem Protest zu finden, oder aber in Stille über das eigene Leben ungestörte Abrechnung zu halten, Fehler zu erkennen oder doch zu ahnen und den Frieden mit seinem wahren Schicksal und seinem Gott zu machen, vor den er doch nun in der gleichen Gesinnung treten mußte, die sein Leben bestimmt hatte, ohne diese stille Abrechnung gehalten zu haben.

Am 14. Dezember 1894 verlöschte sein Leben. Er starb in La Chénaie, dem Orte frohester und traurigster Erinnerungen, wenige Tage, nachdem er noch im Kreise der Familie den 25. Jahrestag der Eröffnung des Suezkanals gefeiert hatte, ohne allerdings den Grund der Feier wirklich zu erkennen.

In seinem Testament hieß es: „Die ziselierte Silberschale, die mir die Kaiserin Eugénie geschenkt hat, das antike Pferd und die zwei Bronzebüsten aus den Ruinen von Herkulaneum, bei denen mein Vater, Gesandter bei der Königin von Toskana, die ersten Ausgrabungen hatte machen lassen, sollen in meiner Familie bleiben, zu Händen von Hélène, und nach ihr dem Ältesten meiner männlichen Nachkommen oder, wenn solche fehlen, dem Nationalmuseum zukommen." Im zweiten Teil bestimmte er Charles und Victor als Mitvormund über ihre kleineren Geschwister, für die die Mutter der gesetzliche Vormund sei. Er konnte nicht wissen, daß Charles nach der Ent-

lassung aus dem Gefängnis mit seiner Familie nach England übergesiedelt war, und nicht voraussehen, daß Victor schon 1898 an den Folgen seelischer und körperlicher Schwäche nach der Verurteilung seines Vaters und seines Bruders starb. „Charles und Victor haben mir seit ihrer Kindheit, ohne jede Trübung, so viele Beweise ihrer Liebe gegeben, so viele Beweise guter Urteilskraft und unveränderlicher Festigkeit ihres Charakters, daß sie weiter den engen Zusammenhalt unserer Familie aufrechterhalten sollen."

Doch ahnte Lesseps nicht, daß die beiden charakterlich anständigen und ehrlichen Söhne ihre treue Hingabe an den Vater mit ihrem Leben bezahlen mußten. Der eine nahm die Schuld des Vaters ohne Murren auf seine jüngeren Schultern, der andere verzehrte sich aus Gram über die Unehre, die seine alte Familie getroffen hatte. Weiter stand in dem Testament: „Ich wünsche, daß meine Nachkommen in der Person jeweils des ältesten Sohnes den Titel eines Comte weiterführen, der im Jahre 1815 meinem Vater in Anerkennung seines Patriotismus von Napoleon I. verliehen worden war, weil er, zusammen mit General Donzelot die französischen Truppen auf Korfu kommandierend, sich geweigert hatte, die Insel den britischen Geschwadern zu übergeben." Sein Bruder Théodore war bereits 1878 gestorben und hatte nur eine Adoptivtochter hinterlassen. Seither hatte Ferdinand de Lesseps den Titel Comte geführt. Seine anderen Geschwister waren auch längst tot. Jules starb 1887 und seine Schwester Adélaide 1879. Adélaide hatte aus ihrer Ehe mit Edouard Tallien de Cabarrus drei Kinder; zusammen mit den 13 noch lebenden Kindern Ferdinands gab es also 16 Nachkommen der vier Geschwister der Generation Ferdinands. Den Titel Comte nahm nach dem Tode des Vaters wunschgemäß der älteste Sohn, Charles, an.

Die Öffentlichkeit nahm von dem Tode des „Grand Français" nur gemessen und etwas beschämt Notiz. Am Grabe sprach Gréard für die Académie Française, die Lesseps nicht gestrichen hatte, weil ja das Urteil wieder aufgehoben worden war: „Alles in diesem so angefüllten und friedlosen Leben bis zu dem Schlaf, der zur rechten Zeit kam, um ihn im Hochgefühl seines Ruhmes einschlafen zu lassen und ihm die bitterste Trübsal zu ersparen, – alles bereitet die Legende vor, in die eines Tages die Phantasie des Volkes seine Geschichte einhüllen wird, wie bei den großen Pionieren der Zivilisation im 16. Jahrhundert."

Bertrand war für die Akademie der Wissenschaften gekommen: „Ferdinand de Lesseps hat den Isthmus von Suez durchstochen, und das genügt mir. Hier ist weder Zeit noch Ort, das Heldenlied seines Lebens zu erzählen. Ich will nur ein Wort hinzufügen: er war gut, immer edelmütig und immer tapfer. Er verstand es, jeden zum Freund zu machen, der mit ihm in Berührung kam; mehr noch, er hat es verstanden, Vertrauen und Achtung aller derer zu erwerben, die in seinem Leben um ihn waren."

Poincaré widmete bei dem Nachruf der Académie Française für die Toten des Jahres 1894 im April 1895 auch Lesseps einige Worte: „Die Académie hat Ferdinand de Lesseps verloren, der mit tapferem Willen, wenn auch mit ungleichen Kräften, daran gegangen war, der Erdoberfläche ein anderes Gesicht zu geben, und dessen ruhmreicher Name trotz der Schatten der letzten Stunde ohne Zweifel der Nachwelt überliefert wird."

Ganz Frankreich hatte nach diesem unerwarteten Ausgang des Lebens eines „Grand Français" Furcht, Wertungen seiner Leistung vorzunehmen. Man gestand sich ein, daß es ein Irr-

tum gewesen war, Lesseps zu den größten Franzosen zu rechnen, daß man sich von dem Scheinsieg am Suezkanal hatte täuschen lassen. Nicht alle gingen so rigoros vor wie der Stadtrat von Rouen, der den Quai de Lesseps wieder verschwinden ließ und den alten Namen erneuerte, aber die Unsicherheit über den Wert dieses Lebens und seiner Taten führte zu einer allgemeinen Zurückhaltung, den Verlust zu bedauern.
Die Jahre gingen über die Erinnerung hin, und als die große Statue Ferdinand de Lesseps' bei Port Said am Eingang des Suezkanals aufgestellt wurde, waren die Schwächen und die Fehler des Mannes vergessen; vergessen war seine behende Geschäftigkeit, sein Ehrgeiz und seine Ruhmsucht, seine Eitelkeit und der „zu große Glaube an seine Berufung"; vergessen war sein rücksichtsloses Durchsetzen, seine Gründungswut, seine Rechthaberei und seine Überheblichkeit, vergessen war der Panama-Skandal; und wer Lesseps' Ende erwähnte, verglich ihn mit Kolumbus und Galilei, die auch Märtyrer ihrer Sache gewesen seien.
Zurück blieb aus dem Gesamtbild dieses Lebens allein die Erinnerung an die Zähigkeit und Tatkraft des Mannes, an seine himmelstürmenden Ziele, und als sichtbarer Beweis seiner Taten nicht die verfallenden Baracken und Maschinen am Panamakanal, sondern die stolze Fahrt gewaltiger Schiffe von Port Said nach Suez.

EPILOG

WENN DER SUEZKANAL NICHT...



EPILOG

Aperire terram gentibus – die Erde allen Völkern erschließen, so mochte Leibniz gedacht haben, und Goethe und Enfantin, als sie über die Kanäle von Suez und Panama nachdachten. Die Wirklichkeit kannte nichts von diesen humanitären Träumereien. Wenn Lesseps dies Wort als Parole über seine Arbeit setzte, so war es doch nur der gleiche falsche Zungenschlag wie der Einwand Palmerstons, man würde durch den Suezkanal die Türkei zerschlagen, oder die freundliche Predigt der nordamerikanischen Präsidenten, der Panamakanal sei ein Meilenstein auf dem Wege aller amerikanischen Nationen zum freien, brüderlichen und gleichberechtigten Bund unter der Flagge der Monroedoktrin. Das 19. Jahrhundert war in seiner Sucht nach Ruhm, Macht, Geld viel robuster und gewaltsamer, als es sich nach außen durch schwarzgerändertes Predigertum oder himmelblaue Sentimentalität gab. Es scheint, daß sich einige Nationen und solche, die es werden wollen, diesen pharisäerhaften und doch so ertragreichen Dünkel in unser im übrigen ehrlicheres Jahrhundert herübergerettet haben. Jedenfalls mag es noch heute einen Lesseps geben, der von der brüderlichen Erschließung der Welt sprach und nur Ruhm und Geld meinte, oder auch ein England, dem die Sorge um andere Staaten wie die Türkei so gut anstand, während sie doch nur der eigenen Macht diente, oder vielleicht auch ein Nordamerika, das mit freundlichem Gelehrtenblick die Völker Amerikas zur Einigkeit rief, um dieser wohlmeinenden Versammlung absolutistisch zu präsidieren. Es mag sie geben, aber

sie gehören von Rechts wegen in das Jahrhundert des lebendigen Lesseps und seiner Zeit.
Das geschäftemachende Gründertum eines Lesseps stand gegen die geschäftemachenden Machtkomplexe eines empirebewußten John Bull und eines noch jungen und bartlosen Uncle Sam. Die beiden angelsächsischen Staatsziele siegten mit Recht gegen das private Gründertum des ehrgeizigen Franzosen, denn relativ gesehen – wenn auch fern von jeder Moral, die in der Politik hochzuachten nicht jeder Nation gegeben ist – waren die Beweggründe der Angelsachsen immerhin noch ethischer als die Ziele Lesseps', weil es ihnen um das Recht und die Macht ihrer Nation ging. Um sich durchzusetzen, hätte Lesseps eines anderen, geschlosseneren Frankreichs bedurft, als es jenes der Dutzenden von Regierungen sein konnte, denen er wie sein Zeit- und Gesinnungsgenosse Talleyrand der Reihe nach die Treue zu schwören bereit war. Da war nicht das *right or wrong – my country* des bewußten Engländers Palmerston, da war nicht das befreite Gefühl amerikanischer Präsidenten, deren Volk alles zu gewinnen hatte, da war auch nicht die stolze Tradition der französischen Gloire, als Fahne hochgehalten vom heiligen Ludwig bis zum Tiger Clémenceau, – da war nur der eine Sinn in den Taten Lesseps', der Mut zur Eigenliebe, die Verachtung des Schwächeren, die Auspowerung des Dummen, die Rücksichtslosigkeit des Draufgängertums, das Geizen um Ehre und Geld. Ein Vertreter seines Jahrhunderts, das politisch mit der Großen Revolution begonnen haben mag, den Charakter seiner Menschen aber erst entwickelte, als Napoleon und Pitt versunken waren, Washington eine Erinnerung, Stein und Scharnhorst vergessen. Es war ein kurzes Jahrhundert, weit weniger als hundert Jahre wurde es alt, denn schon nach wenigen Dezennien wetterleuchtete mit Bis-

marck und Rhodes, Mitsuhito und Crispi die neue, härtere und eiserne Zeit herauf, die dem Talmigold des Zwischenjahrhunderts im Weltkrieg seinen letzten falschen Glanz nahm.
Was der ruhmsüchtige Tatendurst eines Einzelnen angerichtet hatte, mußte die große Politik der Weltmächte mit großen Mühen wieder in Ordnung bringen, in ihre Ordnung. Dem Botschafter de Lesseps hatte seine eigene Regierung durch Verabschiedung aus dem diplomatischen Dienst bescheinigt, daß politische Weitsicht nicht seine Stärke war. Nun, ohne Aufsicht einer fürsorglichen Dienststelle hatte er der amtlichen Meinung zu einer neuerlichen Bestätigung verholfen. Orientpolitik war heißes Eisen, aber derzeit noch nicht heiß genug, als daß es nicht durch einen skrupellosen Plänemacher noch heißer geglüht werden konnte. Lesseps scherte sich nicht um die Folgen, er wollte seine Idee durchsetzen, mochte sich um die Folgen kümmern, wem sie Schwierigkeiten bereiteten. Ihm brachten sie nur Geld und Ruhm.
Daß er den Suezkanal vollendete, durch Zähigkeit und eine recht unerbittliche Logik, die der eines kleinen Kindes ähnlich war, mochte eine großartige Tat der Technik sein, eine politische Großtat war es nicht. Im wahrsten Sinne des Wortes unverantwortlich – was ging ihn die Politik an – zerschlug Lesseps jene fleißige Sammlung kostbarsten Porzellans, die in gläserner Vitrine als gehütete Orientpolitik etwa seit Karl V. zum sorgfältig gepflegten Requisitenbestand des europäischen Theaters gehörte. Einige Stücke waren vielleicht schon altersschwach zerbrochen, als die Marschtritte napoleonischer Regimenter in Ägypten in gefährlicher Nähe der Sammlung erdröhnten, und einige Stücke waren in anderen Besitz übergegangen, als Griechenlands edle Trümmer wieder nach Europa zurückkehrten und fast gleichzeitig auch der Titanensohn At-

las in Algier europäische Herrschaft anerkennen mußte, die auf den Händen zu tragen er ja vom Mythos verpflichtet war. Aber der Beginn des Kanalbaues war wie ein Stoß aus den Posaunen von Jericho, der Glasschrein mit den noch besten Stükken klirrte im Mißklang, und nacheinander zersprangen die Kostbarkeiten. Niemand wollte es zuerst gesehen haben, bis Englands wohlordnende Hand sich bot, um die Trümmer aufzulesen, notdürftig zu kitten und dann aber in eigener Verwahrung sicherzustellen.

England hatte gedroht und gewarnt, hatte ehrlich von den politischen Gefahren nicht für sich selbst, sondern für ganz Europa gesprochen, und hatte auch wider besseres Wissen die Möglichkeit der technischen Durchführung angezweifelt, um alle Unternehmungslustigen abzuschrecken. Lesseps, die Ägypter und die französischen Kleinsparer hatten sich nicht verblüffen lassen. Wenn nun aber Englands technische Zweifel berechtigt gewesen wären, wenn sich nun wirklich herausgestellt hätte, daß – sagen wir einmal – die fleißig prophezeiten Sandstürme den Kanal immer wieder zugeschüttet hätten? Was wäre anders gewesen oder geworden in der Welt, ganz abgesehen davon, daß Lesseps sich dann in La Chénaie ausschließlich französischem Landleben gewidmet und eine Unzahl französischer Rentner ihre Spargroschen nicht einem Schwindler geopfert hätte?

Phantastische Erörterungen am Schlusse eines Buches zu lesen, ist nicht jedermanns Sache, und der Leser möge also verzeihen, wenn für einige Sätze das objektiv erarbeitete historische Weltbild der letzten 80 Jahre für diesen Erdenwinkel auf den Kopf gestellt wird. Ich bin sicher, daß die Aufreihung der Tatsachen selbst und ihre Wertung nicht so erschrecken und also auch nicht der Bedeutung des Suezkanals gerecht werden würde,

denn sie könnte nur Bekanntes bringen, und gerade in diesen Jahren, in denen die Welt von Schwerterwetzen und Klingenkreuzen der Mittelmeerpolitik widerhallt, ehrlich langweilen.
So aber – was wäre geworden? Die engeren Machtkreise Frankreichs, Deutschlands, Rußlands, auch wohl Österreichs und der überseeischen Großmächte hätten kaum eine andere Politik benötigt, allerdings hätten ihre Schiffe um das Kap fahren müssen. Die Schiffahrt wäre überhaupt zu einer ganz anderen Entwicklung gekommen, denn zweifellos wäre der Dampfschiffverkehr sehr viel langsamer voll eingeführt worden und hätte auch zu anderen Schiffstypen mit mehr Raum für Kohlen und Brennstoffe führen müssen. Zwar hätte der Kapweg ausreichende Häfen in genügender und ausbaufähiger Anzahl, aber über die Suezroute konnte das Kohlen für die Mehrzahl der Dampfer mit ohnehin fälligen Aufenthalten für Passagierverkehr und Warenladung verbunden werden. Die Häfen auf dem Kapweg hätten nicht so viele Möglichkeiten für den dann gewaltigen Verkehr nach Asien geboten.
Und England? Ägypten wird heute das Verkehrskreuz des Empire genannt, und der ausschlaggebende Teil des britischen Handelsverkehrs geht auch tatsächlich über Ägypten. Ohne den Suezkanal hätte aber England nie Interesse daran gehabt, Ägypten zu einem Kernstück seines Empire-Systems zu machen, im Gegenteil, England hätte die Türkei erhalten. Dann wäre also Ägypten nie besetzt worden, Cypern wäre türkisch geblieben, vielleicht auch Aden und Perim, sicher der Sudan, also wäre die englische Wehrsicherung des ganzen Roten Meeres, das ja dann nur ein Nebenmeer gewesen wäre, hinfällig geworden. Selbst wenn wir also annehmen, daß natürlich ein stärkerer Eisenbahnverkehr über Ägypten durchgeführt worden wäre, hätte dieser, da er ja nur Passagiere und wenige Eilgüter be-

treffen konnte, England kaum veranlaßt, von seiner hergebrachten Türkei-Politik wesentlich abzuweichen. Angenommen, der Weltkrieg hätte sich aber in gleicher Form abgespielt, wofür man einige Argumente ins Feld führen könnte, so wäre England immerhin zweifellos um das Palästinaproblem herumgekommen, denn die weitere Zerschlagung des Orients hätte gar nicht in seinem Interesse gelegen. Der Irak allerdings wäre wohl in jedem Falle wegen seines Mossul-Öls in den englischen Bereich übergewandert. Wenn nun also die vornehmste britische Reichsstraße nicht durch das Mittelmeer führte, wären auch Gibraltar und Malta in ihrer beschaulichen Ruhe britischer Beobachtungsstationen einer für England unbedeutenden Mittelmeerpolitik verblieben. Folgen eines Kanalbaues...
Den Ersatz für den Ausfall der großen Reichsstraße hätte England in Afrika suchen müssen. Das heißt also, daß einmal alle späteren Kolonialerwerbungen, so auch die deutschen, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht worden wären, weil sie in diesem Falle vielleicht doch der britischen Admiralität als dem verantwortlichen Beschützer der Reichsstraßen zu bedrohlich erschienen wären. Auch der Burenkrieg hätte einige Jahrzehnte früher geführt werden müssen, bevor Wilhelm II. die Möglichkeit gehabt hätte, Telegramme zu schicken, und auf den gerade heute so prononciert selbständigen Dominialstatus hätte die Südafrikanische Union, wenn es eine solche überhaupt geben würde, noch heute zu warten. Angola und Lourenço Marques hätten vielleicht nun doch ihre Besitzer wechseln müssen, und Kapstadt würde die Bedeutung von Singapore, Aden und Alexandrien zusammen haben. Im übrigen hätte Kanada seine Konkurrenz Australien weit aus dem Felde geschlagen, ja, Australien und die ganze pazifische Politik Englands hätte eine andere Entwicklung genommen. Im ganzen: England würde

zwar nicht eine so überragende Weltmachtstellung besitzen, aber es hätte dafür eine größere Geschlossenheit des Reichs und einen gewissen Mangel an Problemen eingetauscht, über deren Zahl öffentlich zu klagen sich heute nicht einmal der verantwortliche Minister in London scheut. „Der Suezkanal, der Nerv im Genick des Britischen Reiches" – Bismarcks Wort umreißt eindeutig Entwicklung und Zustand; wäre der Suezkanal nicht, so würde auch der Nerv nicht zucken können und eine gerade Nackenhaltung garantiert sein. Welche Perspektiven...

Auch die Vereinigten Staaten als die andere englisch sprechende Großmacht wären in ihrer Entwicklung vom Nichtbau des Suezkanals indirekt stark betroffen worden. Einerseits hätte England seine pazifischen Stellungen nicht so pflegen können, und die Vereinigten Staaten wären unbestritten zur weißen Vormacht des Pazifik geworden, ein Rang, den sie sich heute brüderlich mit England teilen müssen. Das hätte Rechte gegeben, aber auch die Verpflichtung einer noch umfangreicheren Verteidigung dieses Ozeans gegen Ostasien auferlegt. Die Machtbasis der USA. wäre also viel stärker nach ihrem Westteil verlagert worden, denn andererseits hätte England, das ohne Suezkanal weder eine pazifische Politik ernstlich betreiben noch dem India-Meer-Reich eine so gültige Gestalt geben könnte, mehr Wert auf die atlantische Basis seines Reiches gelegt. Damit wären Kanada und andere britische Besitzungen in Amerika viel bedeutsamer zu einem integrierenden Bestandteil des Reiches geworden, England hätte den amerikanischen Dollarimperialismus nicht schrankenlos walten lassen können, und die Vereinigten Staaten wären also gezwungen gewesen, ihre atlantische Seite gegen die einzige gefährliche Seemacht in Verteidigungszustand zu setzen. F. D. Roosevelt hätte dann

nicht so eifrig dem Phantom eines Angriffs der autoritären Staaten nachzujagen brauchen, um die Aufrüstung zu begründen, zumal wir ja auch annahmen, daß der Panamakanal technisch nicht hätte durchgeführt werden können und also eine schnelle Verbindung der pazifischen und der atlantischen Flotte der USA. entfallen wäre. Die atlantische Aufrüstung wäre schon lange vor F. D. Roosevelt gekommen und hätte die 10 Millionen Arbeitslosen nützlicher dezimiert, als es heute geschieht. Allerdings – auch ohne Panamakanal wäre die Nord-Süd-Expansion des Dollarimperialismus, wenn auch in schärferem Kampfe gegen England, zum Ziele gekommen, und Lateinamerika wäre genau so hartnäckig von seinem „guten Nachbarn" erdrückend umarmt worden. Der Panamakanal hat längst nicht so umstürzende weltpolitische Bedeutung gehabt wie der Suezkanal.

Gäbe es nun heute noch, wie Palmerston meinte, ohne den Suezkanal ein Türkisches Reich und stände damit die Orientfrage noch auf der gleichen Basis? Zweifellos nicht. Nur, die Türkei wäre nicht von den europäischen Mächten so bis auf die Fundamente zertrümmert worden, vielmehr hätte eine langsamere Entwicklung mit den Mitteln des Selbstbestimmungskampfes eingesetzt. Marokko und Algier wären auch dann an Frankreich gekommen, Libyen an Italien. Das Ägypten der tatkräftigen Khediven wäre ohne England evolutionär selbständiger geworden, als es heute ist. Die Araber, ob nun unter den Wahhabiten oder der Haschimiden-Familie Husseins vom Hedschas, hätten das moderne Recht der Selbstbestimmung bald für sich beansprucht, und vielleicht hätte es einige arabische Königreiche gegeben, die wie das ägyptische im losen Bund mit dem Türkischen Reich zusammengeschlossen wären. In jedem Falle aber wäre die Eigenständigkeit des Orients viel weitergehend erhalten worden, als sie es heute im Zeitalter der

Mandate, der Zerschneidung durch England und der Palästinafrage ist. Im Weltkrieg wäre Deutschland vom Orient her eine sehr viel tatkräftigere Hilfe gekommen, denn der Aufstandsaufwiegelung durch die verschiedenen Lawrences hätte die Basis Ägypten gefehlt. Ein absolutistisches Sultanat würde es jedenfalls nicht mehr geben, und Atatürk wäre vielleicht der Bismarck eines modernen zweiten Türkischen Reiches geworden. Der Weltkrieg hätte allerdings wohl noch hartnäckiger im Orient geführt werden müssen, denn der deutsche Bagdadbahn-Plan hätte wahrscheinlich wesentliche Punkte des Suezprogramms erfüllen können und den Durchgangsverkehr durch den Orient in einigem Maße machtpolitisch erschlossen.

Kein Suezkanal, dafür Kapweg und Bagdadbahn – wäre das Mittelmeer heute ein Entscheidungsmeer? Nein, es wäre ein Nebenmeer, wie es seit der Entdeckung Amerikas gewesen war. Das Größere Frankreich quer über das Mittelmeer bis zum Kongo wäre reibungsloser entstanden, und das Scharmützel bei Faschoda wäre nicht zwischen Frankreich und England, sondern zwischen Frankreich und Italien, und nicht bei Faschoda, sondern vielleicht am Tschadsee geschlagen worden. Die Schande von Adua, die italienische Niederlage gegen Abessinien 1896, hätte nicht durch den Sieg von Adua 1935 ausgemerzt werden können, denn auch diese beiden Schlachten wären nicht im Buche der Geschichte verzeichnet. Dafür stände heute Italien vor dem gleichen Dilemma, das der französischen Politik eigen ist: vor der Entscheidung zwischen europäischer Großmacht und afrikanischer Weltmacht. Die Auseinandersetzung mit Frankreich um Tunis und weiter um ganz Nordafrika hätte sich viel eher als um die Jahreswende 1938/1939 zugespitzt, denn jede Eigenentwicklung eines italienischen Imperiums hätte den Weg über den Westausgang des Mittelmeerraumes

und nicht über den Orient nehmen müssen. Nun versagt die Phantasie: wäre ohne Suezkanal trotz der Tatkraft Mussolinis und seiner Faschisten das heutige Italien kein Imperium, oder wäre es im Gegenteil gerade ohne den Suezkanal schnell zu einer Weltmacht allererster Ordnung aufgestiegen, da doch Mussolini die noch offenstehende Orientfrage allein und ohne Kampf gegen England hätte für Italien lösen können? Wäre dann also auch dem Territorium nach – bis auf den französischen Bereich – jenes Mittelmeer-Imperium des alten Rom wiedererstanden, bis zu den Grenzen Persiens und Abessiniens, dessen ideeller Gehalt heute das neue italienische Imperium beseelt?

Der phantastische Spuk verfliegt. Lesseps ist kein Seher gewesen wie der alte Palmerston. Das Flottenproblem der USA.-Flottenmanöver im Jahre 1939 sieht als ersten Teil die Durchfahrt der gesamten pazifischen USA.-Flotte durch den Kanal von Panama zu Übungen im Atlantik vor, gleichzeitig fahren Senegalschützen als Verstärkung nach Dschibuti und italienische Wegebauer und Erzsucher nach Äthiopien, Sir John Teggart befriedet Palästina mit bengalischer Erleuchtung, Tunis, Korsika, Cypern, Saudien werden zu Problemen, die Lunten an viele Pulverfässer legen. Die Lunten können angezündet werden oder auch nicht. So sieht heute die Welt des Mittelmeerraumes und des Orients aus, sie wird sich nicht von heute auf morgen ändern, und alles nimmt seinen natürlichen Gang. Italien, das neue Imperium wird so oder so die Bereinigung aller Streitfragen erzwingen und den Kampf gegen das kapitalistische Monopol der Suezkanalgesellschaft zu einem guten und für die Tantièmen des Aufsichtsrates schmerzlichen Ende führen. Am Ende der Entwicklung steht die Einigung oder der Kampf Italiens mit England, die freie, auf seinem Meer begründete

Sicherheit des italienischen Imperiums und die freie Selbstbestimmung des Orients in seinem weiten Landraum: die natürliche Ordnung wäre wiederhergestellt.

Ein Mann von Tatkraft wie Lesseps kann wohl das Rad der Geschichte schneller drehen, aber er kann ihm keine andere Richtung geben, denn seine Achse schrieben die Völker und die Natur vor. Ein unruhiges Jahrhundert weicht der Ordnung einer neuen Zeit. Bewahren wir der Unruhe der geschäftigen Männer eines gründenden Jahrhunderts ein freundliches Gedenken, sie wollten das Beste für sich und schufen damit die Grundlagen der Weltordnung eines neuen Zeitalters, ohne es zu ahnen. Ein Mann stand gegen England, er unterlag, wie hätte es auch anders sein können! Aber er unterlag in Ehren, denn er wußte nicht, woran er rührte, daß er es unternahm, ein weltpolitisches System zu sprengen. Vor Lesseps' Ziel stand England, aber Englands hartnäckig erfochtener Sieg verpflichtet nicht die Schicksalsgöttin der Zukunft zur endgültigen Anerkennung.

INHALT

